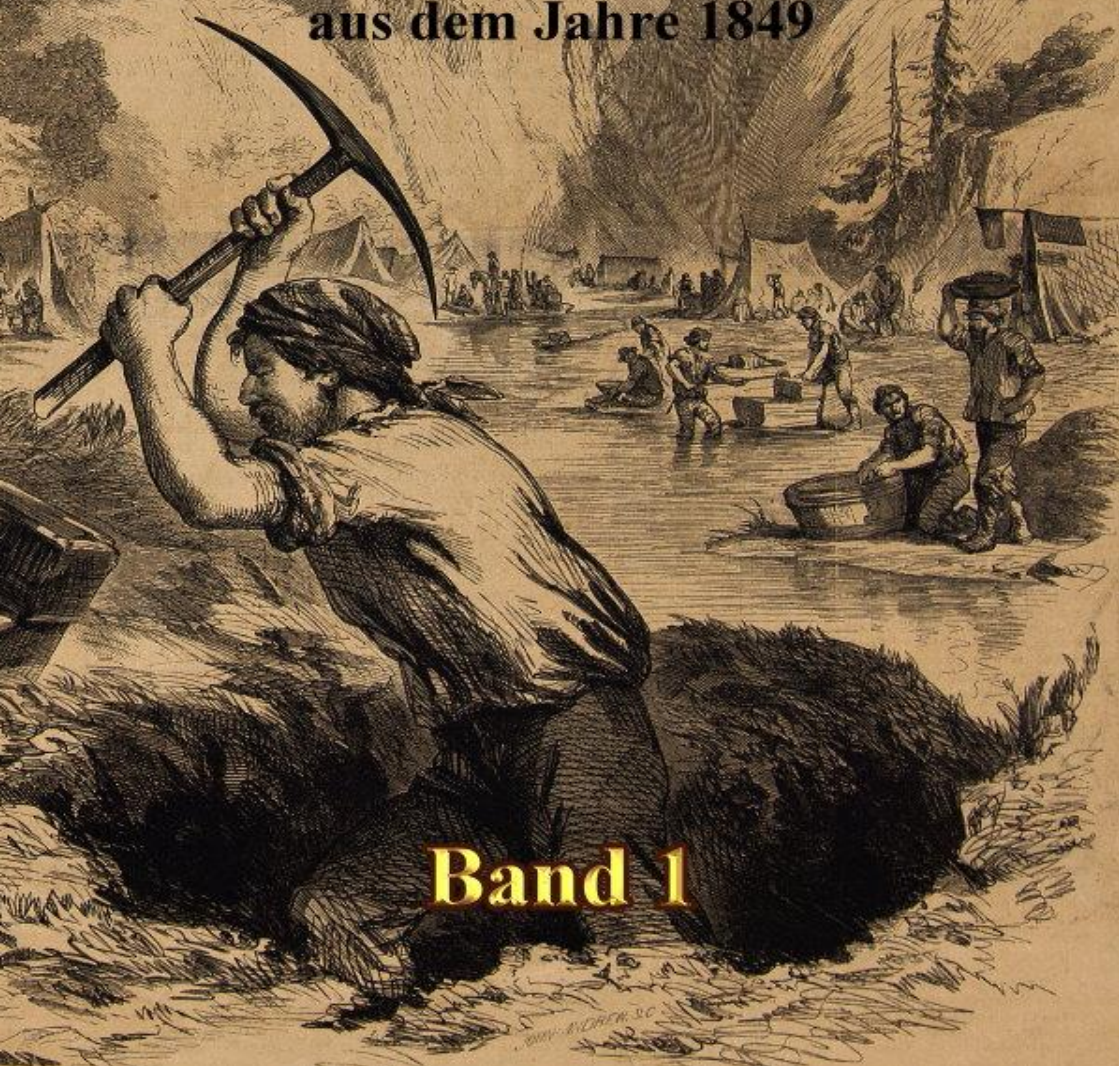


Friedrich Gerstäcker

# Gold

Ein kalifornisches Lebensbild  
aus dem Jahre 1849



Band 1



Friedrich Gerstäcker

**Gold!**

Ein kalifornisches Lebensbild aus dem Jahre 1849

Erster Band



## **Inhalt**

Kapitel 1 - Ho! Kalifornien!	7
Kapitel 2 - Das goldene Tor	37
Kapitel 3 - Auf kalifornischem Boden	51
Kapitel 4 - Die Plaza von San Francisco	76
Kapitel 5 - Ein Abend in San Francisco	92
Kapitel 6 - Der erste Brand	124
Kapitel 7 - Nach dem Brand	147
Kapitel 8 - Eine Vogelperspektive	186
Kapitel 9 - Das Paradies	203
Kapitel 10 - Der indianische Häuptling	221



## Kapitel 1

*Ho! Kalifornien!*

»Land! Land!«

Über die blaue leise wogende See schallte der laute jubelnde Ruf von der Mastspitze nieder. »Land!«

»Land! Land!«, schrie es im jauchzenden Echo nach, in Kajüte und Zwischendeck hinein, und von einem Ende des Decks zum anderen.

Noch dämmerte kaum der Morgen. Aber eben dieser erste lichte Streifen, der den östlichen Horizont erhellte, hatte auch die noch ferne zackige Küste dem Auge des vom Top ausschauenden Steuermanns verraten. Schon vor Tag war es ihm auf seiner Wacht so gewesen, als ob er manchmal das dumpfe Rauschen der Brandung höre, wie es die Brise in unterbrochenen Absätzen herübertrug. Deshalb stieg er nach oben, und der dämmernde Morgen zeigte ihm, dass er sich nicht geirrt hatte.

Der Jubel, den die frohe Kunde hervorbrachte, kannte keine Grenzen, und auch der alte Seemann freute sich der willkommenen Erscheinung, wenn auch aus einem anderen Grund als die Passagiere da unten.

»Gott sei Dank«, murmelte er vor sich hin, als er langsam an den Wanten des Fockmastes wieder nieder an Deck stieg, »dass wir die verwünschten Landlubbers, das Passagierpack nun endlich los werden. Wie die Kerle grölen, dass sie nun bald wieder Schlamm treten können. So viel weiß ich aber, das war die letzte Fahrt, die ich mit einem Passagierschiff gemacht habe. Lieber wahrhaftig auf einem alten Walfischfänger Blubber auskochen, als sich mit sol-

chem Gesindel noch einmal abzuplagen. Hallo - da kommen sie - jetzt seh ein Mensch die blinden Maulwürfe an.«

Ingrimmig vor sich hin lachend, blieb er noch oben in den Wanten halten, und schaute auf das Deck nieder, wo gerade unter seinen Füßen die Zwischendeckpassagiere aus der Vorderluke zutage drängten. Für den Seemann mochte es auch wohl ein komischer Anblick sein, wie die verschlafenen Gesichter der Leute, noch nicht halb munter, verdutzt umher und in die Höhe schauten, gerade als ob sie einen hohen, ganz nahen Berg mit den Augen suchen wollten. Die Wenigsten wussten dabei, nach welcher Himmelsrichtung sie ausschauen müssten, die ersehnte Küste zu entdecken. Nur als die glänzende Sonne dem Meer entstieg, ließ sich in ihrer Scheibe das scharf und schwarz abgezeichnete Land nicht mehr verkennen. Leider war aber die Brise nicht besonders günstig, die Küste anzulaufen. Die wackere Brigg Leontine musste schräg daran niederhalten, um durch Lavieren näher hinan zu kommen. Gegen Mittag räumte der Wind allerdings etwas auf, und der Bug der Leontine konnte sich mehr der Küste entgegenneigen. Die Brise blieb aber außerordentlich schwach, und das Schiff rückte trotz der aufgeblähten Segel nur langsam von der Stelle.

Den Passagieren durfte man es übrigens nicht verdenken, dass sie der Erlösung von dem engen Schiffsleben entgegenjubelten. Die Leontine, eine deutsche Brigg, hatte, seit sie von Hamburg ausgelaufen war, eine Reise von beinahe sechs Monaten gehabt, der ein wöchentlicher Aufenthalt in Rio de Janeiro und Valparaiso allerdings einige, doch nur geringe und viel zu kurze Abwechslungen gegeben und - was versäumten sie indessen nicht alles an Bord.

Jene ersten Auswanderer nach Kalifornien, zu denen im



alten Vaterland nur eben auch die ersten, jubelhaft klingenden Nachrichten gefundener Schätze gedrungen waren, hatten noch alle den Kopf voll goldener Hoffnungen und Träume. In den Minen fanden sie, jener Kunde nach »eine Unze Gold« täglich, und wenn sie diese nur gerade hin zu 20 Taler pro Cour. taxierten, ließ sich eine vollkommen genaue Berechnung aufstellen, um was sie hier in jeder Woche nutzlosen Harrens gebracht wurden.

Endlich, endlich war das so heiß ersehnte Ufer am Horizont in Sicht, und die Leute wogten und drängten hastig durcheinander, so rasch wie möglich ihre nötigen Vorbereitungen zum Landen zu treffen. Sie wollten nicht selber noch mutwillig Zeit versäumen.

Kajüte und Zwischendeck hatten sich bis dahin auch ziemlich streng geschieden gehalten. Der Kapitän des Schiffes gestattete wenigstens unterwegs nie, dass die Zwischendeckspassagiere das Hinterdeck betraten, wenn er auch den Kajütpassagieren nicht verwehren konnte, sich dann und wann unter die weniger begünstigten Reisegefährten zu mischen. Aber auch von dieser stillschweigenden Erlaubnis hatten die Ersteren nur sehr spärlich Gebrauch gemacht, bis auf einmal die Nähe des Landes alle derartigen Formen aufzuheben schien. Es war ordentlich, als ob die Leute ahnten, dass sie doch sehr bald alle miteinander »in einen Topf geworfen würden«. Alles drängte vorn nach der Back - dem Überbau des Vorkastells gerade am Bugspriet - einen möglichst vollen Überblick über die Küste zu gewinnen.

Wie es unter ähnlichen Verhältnissen auf fast allen Passagierschiffen geschieht, so lebten die meisten der Leute auch in dem Wahn, dass sie, das Land kaum in Sicht, auch schon

aussteigen könnten. Zum innigen Ergötzen der Matrosen beendeten viele von ihnen in äußerster Hast ihre »Ufertoi-lette«, um sie gegen Abend wieder auszuziehen. So standen auf der Back der Leontine eine Anzahl von Menschen in den wunderlichsten Trachten versammelt, und zwar ein Teil von ihnen in Hemdsärmeln oder dünnen Jacken, wie sie gewöhnlich an Bord herumgingen, und andere wieder mit Röcken oder gar Fracks angetan, Stöcke in der Hand und schwarze hohe Hüte auf den Köpfen.

Besonders auffallend erschien unter diesen eine Gestalt, die man an Bord bis dahin kaum bemerkt hatte. Sie trug einen langen erbsgelben, allerdings arg mitgenommenen Mantel, mit einer unbestimmten Anzahl von Kragen jeder Breite. Dieser Mantel, dessen linker Ärmel einen hellgrünen baumwollenen und sehr dicken Regenschirm hielt, ging bis fast auf die Knöchel hinunter, und ließ dort ein paar schwere, mit großen Nägeln beschlagene Stiefel sichtbar werden, während unmittelbar oben drauf ein schmalrandiger, entsetzlich ausgeschweiffter und abgeschabter Hut saß. Ob in dem Hut noch ein Kopf steckte, blieb dahingestellt. Äußerlich war wenigstens nichts von einem solchen zu erkennen.

Neben ihm stand ein junger, sehr anständig gekleideter Mann mit sorgfältig frisierten und geölten Haaren, ja selbst in gewichsten Stiefeln, und blickte neugierig fast mehr nach seinem Nachbarn als dem Land hinüber. Es kam ihm nämlich sonderbar vor, fast ein halbes Jahr mit allen diesen Leuten auf dem eng gedrängten Schiff zusammen gewesen zu sein, und nun plötzlich jemanden vor sich und an Bord zu sehen, der ihm vollkommen fremd und unbekannt schien.

Herr Hufner, wie der junge Mann hieß, war aber zu schüchtern, um ihn anzureden, bis ein Hamburger - ein Kaufmann, wie man munkelte, der wegen schlechter Geschäfte daheim bessere beginnen wollte - ihm ziemlich ungeniert den gelben Mantelkragen etwas zurückschob und dann ganz erstaunt ausrief: »Ballenstedt - hol's der Henker - Junge, wie siehst du aus?«

»Wie soll ich denn aussehen, Herr Lamberg«, sagte aber der Mann sehr ruhig, indes die Umstehenden in ein lautes Gelächter ausbrachen. »Man darf doch wohl seinen Mantel anziehen?«

»Gewiss darf man, mein Bursche«, erwiderte darauf der Hamburger lachend, der noch kein Stück seiner Schiffskleidung abgelegt hatte. »Aber wenn du nicht gerade jetzt bedeutend frierst, hättest du dir wohl das Stück Überzug mit seinem gewaltigen Fachwerk heute noch ersparen können. Oder willst du gleich an Land?«

»So wie wir anlegen«, sagte der Mann auf das Entschiedenste.

»Und wo ist dein übriges Gepäck?«

»Hier«, antwortete Ballenstedt, und holte ein in ein rotbaumwollenes Taschentuch eingeknüpftes Bündel unter dem Mantel hervor, und - eine Schaufel, die er jedoch mürrisch wieder verbarg, als er die Fröhlichkeit der Umstehenden bemerkte.

Diese hatten aber doch zu viel mit sich selbst zu tun, als auf den wunderlichen Gesellen weiter zu achten. Die Matrosen, die nun auf die Back sprangen, die Anker da vorn klarzumachen, brachen überhaupt die Unterhaltung kurz ab. Der Ort musste geräumt werden, und die Passagiere zerstreuten sich wieder über Deck, um hinter der Schanz-

kleidung hervor zu der immer noch fernen Küste sehnsüchtig hinüberzuschauen.

Eine der hervorragendsten Gestalten unter diesen war ein älterer Herr, ebenfalls schon vollständig gerüstet, um an Land zu gehen, vorläufig aber noch mit einer langen Pfeife im Mund, der ernst und schweigsam, die rechte Hand auf den Rücken gelegt, auf- und abging und ein Lied, fortwährend dabei detonierend, vor sich hin brummte.

»Na, Justizrat, Sie sind auch schon fertig?«, redete ihn da ein kleiner Mann in einem grauen Rock an, der auf der Nagelbank des Fockmastes saß und den vor sich auf und ab Schreitenden schon eine Weile lächelnd gemustert hatte. Es war ein Apotheker aus Hannover und sonst ein drolliger, aber höchst anständiger Geselle.

»Ich? ... ja«, sagte der »Justizrat«, indem er sich scharf gegen ihn wandte und vor ihm stehen blieb. »Habe das erwünschte Schiffsleben satt ... machen, dass ich an Land komme ... daran gedenken ... hol's der Teufel!«

Der Mann sprach außerordentlich rasch, musste aber noch viel rascher denken, denn er verschluckte die eine Hälfte seiner Wörter, während er die andere auf eine so barsche Weise herauspolterte, dass er allen, mit denen er sprach, fortwährend die größten Grobheiten zu sagen schien. Ohlers, der Apotheker, kannte ihn aber schon und war auch überhaupt nicht der Mann, sich leicht einschüchtern zu lassen.

»Der Herr Justizrat scheinen mit der Behandlung an Bord nicht recht zufrieden«, sprach er lachend leise vor sich hin und sah dabei an seiner etwas langen, scharf geschnittenen Nase nieder.

»Hundeleben«, bezeichnete der Justizrat seine ganze ge-

genwärtige Existenz mit dem einen, eben nicht schmeichelhaften Wort. »Wollen's Kapitän aber schon anstreichen ... Kriminalprozess.«

»Na, da gratulier ich«, sagte Ohlers. »Der arme Kapitän.«

»Nun, Justizrat, auch schon gestiefelt und gespornt?«, näselte in diesem Augenblick ein langer junger Mensch, ein Kajütpassagier, dessen Eltern ihn, wie es hieß, zu ihrem eigenen Besten nach Kalifornien geschickt hatten, um ihn nur von Hamburg loszuwerden. Die Hände in den Taschen war er langsam angeschlendert und lehnte sich mit der Schulter an einen der Hühnerkästen an, als ob er seinen Beinen das Gewicht des dünnen Körpers nicht weiter anvertrauen möge.

»Jawohl, Herr Binderhof«, brummte der Angeredete, indem er eine solide Tabakwolke von sich blies und den Kajütpassagier nur über die Schulter anblickte. »... Ihnen besser gefällt ... können hierbleiben. «

»Danke Ihnen, Herr Justizrat«, sagte aber der Lange lachend, »ausgenommen Sie schenken mir die Ehre Ihrer Gesellschaft. «

»Unausstehlicher Mensch«, brummte der Justizrat in den Bart, qualmte ärger als vorher und lief auf die andere Seite des Decks.

»Verrückter Kerl«, rief lachend der Lange hinter ihm drein. »Was erzählte er Ihnen denn eben, Ohlers?«

»Oh«, sagte der Apotheker, »bloß von Ihnen, Herr Binderhof.«

Von mir?

»Jawohl, Herr Binderhof. Er erzählte mir, wie Ihre Eltern so außer sich gewesen wären, dass Sie absolut nach Kalifornien wollten.«

»Holzkopf«, murmelte Herr Binderhof vor sich hin, verließ den Hühnerkasten und schlenkerte ärgerlich zu der Kajüte zurück. Ohlers sah ihm mit einem seiner trocken komischen Blicke nach, als Herr Hufner an ihm vorüberschritt. Die Gelegenheit war zu verlockend, nicht wenigstens ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. »Herr Hufner, Herr Hufner«, drohte er ihm lächelnd mit dem Finger. »Sie scheinen mir auf bösen Wegen zu sein.«

»Ich? Mein guter Herr Ohlers«, rief der junge Mann bestürzt, »ich wüsste wahrhaftig nicht, weshalb. Ist etwas vorgefallen?«

»Noch nicht«, sagte Ohlers ernst, »aber Sie haben sich so herausgeputzt, als ob Sie in San Francisco augenblicklich auf Eroberungen ausgehen wollten, und indessen sitzt Ihre Braut daheim und grämt und härt sich ab.«

»Wahrhaftig nicht«, rief aber Herr Hufner rasch und erröthend. »Nein, da tun Sie mir unrecht, mein guter Herr Ohlers.«

»Schalk, Schalk«, fuhr aber dieser fort, »ich hätte große Lust, Ihrer armen Braut mit der nächsten Post ein paar Zeilen zu senden und das unschuldige Ding zu warnen.

»Um Gotteswillen, machen Sie keinen solchen Scherz«, rief aber Herr Hufner erschreckt, »Sie haben keine Idee davon, wie eifersüchtig sie ist, und sie nähme den Spaß am Ende für Ernst. Nun Gott sei Dank, unsere Trennung hat jetzt die längste Zeit gedauert.«

»Was?«, rief Ehlers erstaunt, »wollen Sie gleich wieder umkehren?«

»Nein das nicht«, sagte Herr Hufner vergnügt, »aber es ist schon unter uns ausgemacht, dass sie mir in drei Monaten - von meiner Abreise an gerechnet - nachkommen soll. Sie

kann also schon jetzt bereits in Rio de Janeiro sein.«

»Aber was um Gotteswillen wollen Sie mit ihrer Braut in Kalifornien machen«, sagte Ohlers kopfschüttelnd. »Sie wissen noch selber nicht einmal, was aus Ihnen wird. Hat sie denn Geld?«

»Meine Braut? Nein«, sagte Herr Hufner, »das ist aber auch nicht nötig.«

»Na haben Sie denn etwas?«

»Noch nicht«, sprach der junge Mann vergnügt lächelnd vor sich hin, »aber da drüben liegt ja Kalifornien.

»Sooo?«, sagte Ohlers, »und das ist alles?«

»Nun, ist das nicht genug?«, antwortete Herr Hufner lächelnd. »Ich habe volle drei Monat Zeit, mir ein Vermögen zu erwerben. Als Kommis darf ich freilich nicht eintreten, denn wenn ich auch 3000 bis 4000 Dollar Gehalt bekäme, machte das auf drei Monate höchstens 1000 Dollar, und damit kann man noch nicht viel beginnen. Aber ich gehe in die Minen. Eine Unze täglich ist mir dort gewiss, und drei Monate, den Monat nur zu 27 Arbeitstagen gerechnet, liefert doch immer schon ein kleines Kapital von wenigstens 1620 Talern, einzelne glückliche Tage, die gar nicht ausbleiben können, ganz abgerechnet. Ich weiß aus zuverlässiger Quelle, dass Goldwäscher dort an manchen Tagen 500 bis 600 Dollar gefunden haben. «

»Und darauf allein lassen Sie wirklich Ihre Braut nachkommen?«

»Darauf hin?«, wiederholte Herr Hufner erstaunt, »als ob das nicht Sicherheit genug wäre. Fragen Sie einmal die Frau Siebert, oder lassen sie sich einmal die Briefe zeigen, die deren Mann ihr von San Francisco geschrieben hat. In drei Tagen haben ihrer zwei aus irgendeiner alten Schlucht

dort drüben für 4000 Dollar blankes Gold herausgegraben. In drei Tagen, sage ich Ihnen.«

»Da haben sie allerdings brillante Geschäfte gemacht«, meinte Ohlers, »wie viele aber werden da oben in den Bergen herumhacken und schaufeln, ohne mehr zu finden, als was sie eben zum Leben brauchen - und wie teuer sind die Provisionen dann wahrscheinlich dort? Ne, mein guter Herr Hufner, wo ein Biergroschen-Brot fünf spanische Dollar kostet, hört die Gemächlichkeit auf.«

»Aber weshalb sind denn Sie da nach Kalifornien gegangen«, fragte Herr Hufner lächelnd und sah Ohlers schalkhaft von der Seite an, als ob er ihn nun fest und sicher gefangen hätte.

»Wahrhaftig nicht um oben in den alten faulen Bergen nach Gold zu Buddeln«, rief aber der Apotheker. »Kranke Menschen wird's genug in San Francisco geben - leichtsinniges Gesindel, das sich oben in den Minen so lange herumgetrieben hat, bis es die Knochen nicht mehr regen kann. Die fallen mir nachher in die Hände, und dass ich die auspressen will, bis sie auch kein Korn Gold mehr hergeben, darauf können Sie sich verlassen.«

Ihr Gespräch wurde hier unterbrochen oder vielmehr gestört, denn zwei andere Personen waren den Gangweg heraufgekommen und standen nun an der Larbord Schanzkleidung, um nach dem Land hinüberzuschauen. Die eine von diesen war eben jene Frau Siebert, von der Herr Hufner vorhin gesprochen hatte; die andere der alte Assessor Möhler, der gefälligste, bescheidenste, aber auch wunderlichste Mensch unter der Sonne.

Der Mann jener Frau, eigentlich ein etwas leichtes Subjekt, wenigstens in früherer Zeit, war nach Amerika gegan-



gen, sein Glück zu versuchen, und hatte Frau und Kinder indes in Deutschland zurückgelassen.

Er ließ auch Jahre lang nichts von sich hören, bis plötzlich, - fast mit der ersten Kunde von der Entdeckung des Goldes in Kalifornien - ein Brief von ihm kam, der die unglaublichste Botschaft enthielt. Siebert war nämlich mit noch vielen anderen Deutschen in damaliger Zeit unter jenem Trupp von Freiwilligen gewesen, den die Vereinigten Staaten nach Kalifornien schickten, von dem Land Besitz zu ergreifen. Diese Leute, meist Abenteurer, die auf keine andere Weise ihr Leben hatten fristen können, hielten auch im Anfang vortrefflich aus, und gingen nicht aus dem Bereich ihrer Rationen. Kaum aber drang die Kunde der neu entdeckten Goldminen zu ihnen, als sie fast alle desertierten und sich in den Bergen zerstreuten, um nach Gold zu graben.

Eigentümlicherweise stießen diese Leute gleich im Anfang auf die reichsten Stellen, und manche von ihnen gruben allerdings in wenigen Tagen den Geldwert von Tausenden von Dollar aus den Bergschichten. Zu diesen gehörte auch Siebert und, wenn auch leichtsinnig, doch von gutem Herzen, schrieb er augenblicklich nach Hause, seine verlassene Familie zu sich zu rufen. Die Beschreibung der Kalifornischen Schätze, die er dem Brief beifügte, lief sogleich mit Blitzesschnelle durch die ganze Nachbarschaft und verleitete manchen, die eigene Heimat zu verlassen, sich gleichfalls mit so leichter Mühe Schätze zu erwerben.

Niemand aber war glücklicher als die Frau Siebert, die von Haus zu Haus zu ihrer Bekanntschaft lief, den Glücksbrief ihres Mannes vorzuzeigen. Wie sie dabei beneidet wurde, lässt sich denken, aber sie verlor auch keine Zeit,

sich und die Kinder zu ihrer Reise zu rüsten. Das Geld zur Überfahrt hatte ihr der Mann auf Hamburg angewiesen, und das erste Schiff, das von dort nach San Francisco bestimmt in See ging, nahm sie und die Kinder an Bord, dem Ruf des Gatten Folge zu leisten und in seine Arme zu eilen. Unterwegs war die Frau übrigens, in so ärmlichen Verhältnissen sie bisher gelebt haben mochte, mit einer eigenen Art von Ehrfurcht betrachtet worden. Ging sie doch ja Kalifornien keineswegs einer ungewissen Zukunft entgegen und gehörte ja ihr Mann selber mit zu den wenigen Glücklichen, die im ersten Anfang Gelegenheit gehabt hatten, die Schätze jenes wunderbaren Landes auszubeuten. Sie hatten gewissermaßen den Rahm schon oben abgeschöpft, und die Frau traf nun nur dort ein, die Früchte jener leichten Arbeit zu genießen. Ihr Manu kannte dabei gewiss die besten und reichsten Stellen in den Bergen und hätte ihnen treffliche Anleitung geben können, wenn er eben wollte. Jedermann behandelte deshalb die Frau höchst achtungsvoll und tat ihr alles Mögliche zu Gefallen - vielleicht, dass sie doch ein gutes Wort für sie einlegen konnte.

Dieses ehrfurchtsvolle Betragen der Leute an Bord gegen sie verwöhnte sie aber. Nach dem Brief ihres Mannes musste sie sich außerdem als eine, ihren Begriffen nach reiche Frau betrachten, und das neue, bis dahin nie gekannte Gefühl, jemanden protegieren zu können, tat das Übrige.

So schüchtern sie an Bord gegangen war, so zuversichtlich wurde sie nach und nach, und ihre Einbildungskraft half ihr dabei, sich das Leben in Kalifornien mit den glühendsten, lebendigsten Farben auszumalen.

Der »Assessor Möhler« war gerade das Gegenteil von ihr, und zwar ein Mann schon im reifen Mannesalter - ein ange-

hender Fünfziger. Er selber sprach allerdings nie über seine früheren Verhältnisse. Einzelne an Bord schienen ihn aber früher gekannt zu haben, und so erfuhren denn die anderen auch sehr bald, dass er, wenn auch nicht in glänzenden, doch ganz angenehmen, jedenfalls gesicherten Verhältnissen in Deutschland gelebt hatte und eigentlich nur durch seine verheirateten Töchter - kleine Gonerils und Regans, als ein sehr bescheidener König Lear - nach Kalifornien geschickt worden war. Während er früher alles, was in seinen Kräften stand, und eigentlich noch mehr, für seine Kinder getan hatte, ermüdeten diese seine kleinen, sehr unschuldigen Eigenheiten. Zum Reisen hatte er überdies stets Luft gezeigt, und man wusste ihn auf geschickte Art halb zu überreden, halb zu zwingen, dass er noch in seinem Alter »sein Glück« in dem fremden und fabelhaften Goldland versuche.

Der Assessor ging allerdings, aber, wenn er auch nicht darüber sprach, fühlte er doch, wie er eigentlich behandelt worden war, und dass er seinen eigenen Kindern im Wege gewesen wäre. Das gab seinem ganzen Wesen etwas Gedrücktes, Schmerzliches. Seine angeborene Gutmütigkeit ließ es jedoch keinem anderen entgelten wie nur sich selber. Gegen sämtliche Mitpassagiere war und blieb er, trotz mancher heimlichen und offenen Neckerei, die Gefälligkeit selber, und half, wo er nur irgend konnte. Kein Messer wurde an Bord geschliffen, zudem er nicht den Stein drehte, kein Knopf angenäht, den er nicht aus einem beträchtlichen Vorrat solcher Artikel mit Zwirn und Nähnadel lieferte. Sein Kochgeschirr wanderte von Hand zu Hand, und so oft es auch verbogen oder beschädigt zu ihm zurückkehrte. So oft er sich dann auch vornahm, es nicht wieder auszulei-

hen, dauerte solch ein guter Vorsatz doch nie länger als bis zur erneuten Bitte eines Reisegefährten - denn eine Bitte konnte er nun einmal nicht abschlagen.

Schon in Deutschland hatte er sich dabei sehr gern mit kleinen Kindern beschäftigt. Die Einzigen jedoch, die er an Bord vorfand, gehörten der Frau Siebert, und die kleinen Wesen merkten gar bald, wie sie mit ihm standen. Wo er sich aufhielt, hingen sie sich an ihn, und er wurde auch wirklich nicht müde, sich mit ihnen zu beschäftigen und sie nach Umständen selbst zu warten und reinlich zu halten. Zugleich wusste er eine Menge Spielereien für sie anzufertigen, malte ihnen Bilder und schnitt ihnen Figuren und

Häuser aus Papier, und war mit einem Wort das Faktotum der drei Kleinen an Bord.

Die Frau hatte das am Anfang mit großem und aufrichtigem Dank angenommen und es sich sogar nicht nehmen lasten, dem Assessor für so manchen ihr erwiesenen Dienst, wenigstens die Wäsche instand zu halten. Schon von Rio ab fand sie aber, dass der Mann nur wenig mehr tat als die Übrigen, wenn auch auf eine andere und nützliche Art. Alle übrigen Passagiere wuschen sich dabei ihre Wäsche selber. Warum konnte es der Assessor nicht ebenfalls tun? Als er sich endlich den Kübel selber vorholte, seine Hemden einweichte und dann die eigenen Ärmel zu der etwas ungewohnten Arbeit aufstriefte, machte sie sich an einem anderen Teil des Decks etwas zu schaffen und ließ es ruhig geschehen.

Von da an blieb der Assessor allerdings seine eigene Waschfrau, trotzdem aber auch derselbe Freund und Beschützer der Kinder, mit dem einzigen Unterschied, dass sich die Frau nicht mehr bei ihm dafür bedankte. Wenn sie

aber nach Kalifornien kam, hatte sie sich vorgenommen, dass ihr Mann ihm »eine gute Stelle sagen solle«. Das versprach sie auch dem Assessor aus freien Stücken, und der gutmütige einfache Mann hatte eine aufrichtige Freude darüber. Kalifornien kam ihm nun nicht mehr so fremd und öde vor. Er sollte ja einen Freund dort finden, der ihn mit feinem Rat und seiner Erfahrung unterstützen würde.

Mit diesen Gefühlen schaute er, das jüngste Kind der Frau Siebert auf dem Arm, nach dem auftauchenden Land hinüber und zeigte dem kleinen dreijährigen Burschen die Berge, »hinter denen sein Vater wohnte.«

»Die Frau ist versorgt«, sagte Herr Hufner, aber mit etwas unterdrückter Stimme zu dem Apotheker.

»Der Mann hat ein Heidenglück gehabt.«

»Wer? Der Assessor?«

»Pst - sprechen Sie nicht so laut - nein, ich meine jener Siebert. Ich weiß nicht, wie viel tausend Dollar der und seine Kameraden im Ganzen förmlich aus der Erde geschaufelt haben. Der Stellen gibt es aber noch mehr, und die Matrosen haben da ein vortreffliches Sprichwort! Es sind noch so gute Fische im Meer, wie je herausgekommen.«

»Ja«, sagte Ohlers, »und was deines Amtes nicht ist, da lass deinen Vorwitz«, oder »Schuster bleibe bei deinem Leisten.«

»Wieso?«, fragte Herr Hufner verwundert.

»Nun, ich meine nur«, erwiderte Ohlers trocken, »die aber, denk' ich, die sich das als ein so großes Vergnügen vorstellen, eine Schaufel statt Spazierstock und eine Spitzhacke statt Regenschirm zu tragen, werden am Ende doch wohl finden, dass sie sich eine verwünscht unbequeme Unterhaltung ausgesucht haben. Nun, der Geschmack ist ver-

schieden. Aber wenn

ich nicht irre, kommt da unser verrückter ›Amerikaner‹ angeschlichen. Bin auch neugierig, was der eigentlich in Kalifornien verloren hat, und was er dort mit seiner Frau anfangen will.«

Der Passagier, von dem er sprach, war ein noch junger schlanker und blasser Mann, ein geborener Amerikaner, der auf dem Schiff, seines scheuen, abgeschlossenen Wesens wegen, kurzweg den Beinamen des »Verrückten« erhalten hatte. Schiffspassagiere sind außerordentlich rasch mit solchen Beinamen bei der Hand.

Er war erst in Valparaiso mit einer jungen, höchst liebenswürdigen Frau an Bord gekommen, da ein paar Kajütpassagiere dort das Schiff verlassen hatten, und konnte Tage lang auf dem Quarterdeck sitzen, ohne ein Wort mit irgendjemandem zu sprechen. Nur auf das Meer starrte er dann hinaus, der Richtung zu, in der er Kalifornien wusste. Die Zwischendeckpassagiere meinten dabei, er suche sich nur einen Platz unten im Wasser aus, wo er nächstens einmal bequem hineinspringen könne.

Die ersten Tage war er allerdings und zwar ununterbrochen auf dem Schiff umhergegangen, die verschiedenen Passagiere zu mustern. Er sah sie dann einzeln, wie sie an ihm vorüber oder ihrer Beschäftigung nachgingen, starr und aufmerksam an, sprach aber mit keinem, und es schien ordentlich, als ob er jemanden unter ihnen suche. Auch hatte er sich gleich am ersten Tag die Namensliste geben lassen und sie eifrig durchstudiert. Ob er freilich irgendeinen Bekannten zu senden hoffte oder fürchtete, wusste Niemand, und es war wohl natürlich, dass sich die Passagiere mit keiner weiteren Beschäftigung über das sonderbare Be-

tragen des Mannes die wunderlichsten Erzählungen bildeten. Da er sich aber still und anspruchslos zurückhielt, ermüdeten sie auch endlich, sich mit ihm zu beschäftigen, und fertigten ihn zuletzt mit dem schon erwähnten Beina-men ab.

Seine Frau war ein junges liebenswürdiges Wesen von kaum achtzehn oder neunzehn Jahren. Wenn sie an Deck erschien, wich sie nie von seiner Seite. Gegen sie selber blieb er auch immer zärtlich und aufmerksam, ja er konnte dann sogar heiter sein. Nur wenn sie ihn verließ, kam der düstere, unheimliche Geist über ihn.

Heute freilich schien selbst ihre Nähe den sonst so wohl-tätigen Einfluss auf ihn verloren zu haben. Mit dem »Land in Sicht!« war eine seltsame wilde Unruhe über ihn gekom-men. Wieder und wieder lief er über das ganze Deck, bis vorn zum Bugspriet, starrte hinüber nach der Küste, als ob er damit ihre Ankunft dort beschleunigen könne, und kehrte dann wieder auf das Quarterdeck zurück.

An Bord befand sich noch, als Kajütpassagier ein alter Herr, ein Arzt, und nur schlichtweg der Doktor genannt - der sein Kojennachbar und dabei der Einzige war, mit dem er sich manchmal unterhielt. Er klagte dann über Schmerzen im Kopf und Beklemmung auf der Brust und ließ sich leichte Mittel von dem Arzt verschreiben. Diese nahm er auch gehorsam ein, aber das Übel besserte sich nicht. Doktor Rascher merkte bald, dass dem hartnäckigen Unwohlsein eine tiefere, das Gemüt betreffende und berührende Ursache zugrunde liege. Alle Anspielungen darauf blichen jedoch erfolglos. Der Patient leugnete hartnäckig etwas Derartiges zu kennen, ja wich zuletzt ängstlich jeder nur dahin zielenden Andeutung aus. Er schien entschlossen,

den fremden Doktor nicht zu seinem Vertrauten zu machen. Dieser konnte ihn natürlich nicht dazu zwingen, deshalb aber auch seinen Zustand nicht verbessern.

Der Amerikaner, dessen Namen Hetson war, hatte wieder eine Weile über Bord gesehen, während Ohlers ihn schweigend und kopfschüttelnd betrachtete. Endlich richtete er sich auf, hob gegen Süden, von welcher Richtung sie hergekommen waren, wie drohend die geballte Faust, murmelte einige Worte in englischer Sprache, die weder der Apotheker noch Hufner verstanden, und wandte sich dann rasch wieder um, auf das Quarterdeck zurückzukehren. Die ihn umstehenden Zwischendeckpassagiere hatte er keines Blickes gewürdigt.

»Ob sie wohl Narrenhäuser in San Francisco haben?«, fragte Ohlers, der ihm nachsah, als er langsam über den Gangweg schritt. »Wäre am Ende gar keine so üble Spekulation, ein solches, etwas geräumiges Institut da drüben anzulegen. Eigentlich und genau genommen ist schon die Hälfte von denen, die überhaupt jetzt hier hinüberlaufen, halb und halb verrückt. Dass es bei den meisten drüben zum Ausbruch kommt, lässt sich mit Gewissheit annehmen. Ich muss mir die Sache doch einmal ordentlich überlegen.«

Hetsen schritt indessen auf dem Quarterdeck auf und ab. Seine Frau ging zu ihm und legte ihren Arm in den seinen, und das schien ihn zu beruhigen. Wenigstens verließ er bald darauf das Deck und stieg in seine Kajüte hinunter.

Der Mittag rückte heran. Sowohl der Kapitän als auch der Steuermann hatten sich mit ihren Instrumenten an Deck eingefunden, ihre Observationen zu nehmen. Leider aber versteckte sich gerade gegen zwölf Uhr die Sonne hinter



dichten Wolken. Wenn auch die Seeleute hartnäckig versuchten, wenigstens einen Schein ihrer Scheibe zu bekommen, blieb doch alles vergeblich. Auf offener See hat das nun nicht viel zu sagen. Das Schiff hält eben seinen Kurs, und ein heller Tag gleicht alles wieder aus. Hier aber, dicht vor einer fremden Küste, deren Landmarken noch keiner von ihnen kannte, mussten sie notwendig eine mittägige Sonnen-Observation bekommen, um genau die Breite zu erfahren, in der sie sich befanden.

Die Wolken verhinderten das, und doch rückten sie, bei der immer günstiger werdenden Brise, dem Land rasch näher. Das geschah aber nur, um möglicherweise ein oder das andere Schiff zu treffen, das ihnen den Weg zeigte, wenn sie nicht die Einfahrt selber von außen erkennen konnten. Jedenfalls mussten sie den Versuch machen.

Mehr und mehr traten auch die schroffen felsigen und vollkommen kahlen Küstenberge des Festlandes vor. Deutlich konnten sie ganz in deren Nähe mehrere Segel erkennen. Anstatt aber von diesen eine Richtung zu erfahren, wurden sie nur noch mehr irre gemacht, denn einige hielten nach Süden hinunter, andere nach Norden hinauf, während einzelne sogar ihren Kurs änderten und von der Küste wieder abfielen. Es war augenscheinlich, dass diese alle die Einfahrt ebenso wenig kannten wie sie selber, und gleichfalls ein Schiff, das sie führen oder den nächsten Mittag erwarten wollten.

Die Leontine änderte ebenfalls ihren Kurs, den starren Uferklippen nicht zu nahe zu kommen. Die Passagiere wussten gar nicht, was sie davon denken sollten. Draußen in offener See nämlich sind sie wohl gezwungen, der Führung des Kapitäns zu vertrauen. Sie selber haben keinen

Anhaltspunkt für das Auge, und die Seeleute waren ja dafür verantwortlich, sie richtig an Ort und Stelle zu bringen. Hier jedoch wurde das ganz etwas anderes. Hier sahen sie das Land hell und klar mit all seinen Einschnitten und Kuppen, seinen Bergen und Tälern liegen. Dass der Kapitän dort nicht geradezu anlief und Anker warf, kam ihnen unverantwortlich vor, und betrog sie nur wieder so viele Stunden um ihre kostbare Zeit. Die Gefahr, die ihnen und ihrem Schiff drohte, wenn ein schweres Wetter sie in der Nähe der fremden Küste betroffen hätte, kannten sie ja nicht.

Mr. Hetson war ebenfalls wieder an Deck gekommen. Besonders schien ihn hier der Anblick der fremden Schiffe aufzuregen. Er lief zum Kapitän und verlangte von diesem zu wissen, was für Fahrzeuge das wären und wo sie herkämen. Da jedoch keines derselben geflaggt hatte, ließ sich das gar nicht bestimmen. Höchstens konnte ihm der Seemann nach der Bauart einzelner und der Stellung ihrer Segel die Vermutung aussprechen, dass es Amerikaner, Engländer, Franzosen oder Deutsche seien.

Die Sonne neigte sich dem Horizont und die Leontine, anstatt so rasch als möglich einen Ankerplatz zu suchen, hatte ihre Segel umgebrasst und hielt so viel sie konnte von der Küste ab. Die Passagiere, die sich für eine augenblickliche Landung vorbereitet hatten, waren deshalb gezwungen, ihre »Uferkleider« wieder auszuziehen. Unverhehltes Missvergnügen herrschte ziemlich überall an Bord.

Erst mit Dunkelwerden war der junge Amerikaner in seine Koje hinabgegangen. Die meisten der

Passagiere hatten sich ebenfalls, trotz des wundervollen und warmen Abends in die Hauptkajüte zurückgezogen,

dort mit Kartenspielen und einer Bowle den »hoffentlich letzten« Abend an Bord zu feiern. Nur der Doktor war mit dem Steuermann oben auf Deck eine Weile hin und her geschritten. Als diesen seine Geschäfte nach vorn riefen, irgendetwas an Segeln oder Tauwerk nachzusehen, blieb der Doktor allein zurück, lehnte sich über das Deck hinaus und schaute nach dem Steuerruder nieder, das in der leicht bewegten See einen Feuerstrudel zog und in tausend und tausend Funken blitzte und glitzerte.

»Doktor«, flüsterte da eine leise ängstliche Stimme an seiner Seite.

Rasch fuhr er empor, denn an der Stimme hatte er Mrs. Hetson, die Frau des Amerikaners erkannt.

Die junge Dame stand auch wirklich, fest in ihren Shawl gehüllt, dicht neben ihm.

Erstaunt rief er aus: »Mrs. Hetson? Was führt Sie noch so spät in der feuchten Nachtluft hier allein an Deck? Wo ist Mr. Hetson?«

»Er schläft, Doktor«, antwortete ihm die Frau sichtlich erregt. »Ich habe den Augenblick benutzt, Sie einmal allein zu sprechen. Ich muss Sie sprechen, muss mit Ihnen reden, so lange das noch ungestört geschehen kann, und an Land zweifle ich fast, dass mir die Gelegenheit werden wird. Ich ... ich weiß nur nicht, ob Sie Geduld haben, mir eine Viertelstunde Gehör zu schenken.«

»Beste Mrs. Hetson«, sagte der alte Mann freundlich, »wenn ich selbst nicht Arzt wäre, und hier also nur meine Pflicht tue, würde der Zweifel ungerecht gewesen sein. Sie wollen mit mir über Ihren Gatten sprechen?«

»Ja«, hauchte die Frau und warf einen scheuen Blick über das Deck zurück, ob auch niemand weiter in der Nähe

wäre. Nur der steuernde Matrose lehnte an den Speichen seines Rades, konnte aber von der mit unterdrückter Stimme und in englischer Sprache geführten Unterhaltung nichts verstehen. Der Steuermann, der wieder auf das Quarterdeck gekommen war, stand vorn an einer der auf das Mitteldeck niederführenden Treppen und beobachtete den Gang des Schiffes.

»Ich dachte es mir«, sagte der Arzt »und habe mir lange gewünscht, dass er oder Sie offen gegen mich gewesen wären. Ich hätte Ihnen dann vielleicht Hoffnung auf seine Heilung geben können, denn sein Leiden scheint mir tief und schwer zu sein. So leicht wie aber die meisten Krankheiten des Körpers nach ihren äußeren Erscheinungen zu bestimmen vermögen, so schwer, ja unmöglich ist es für den Arzt, den Seelenleiden eines Patienten auf die Spur zu kommen, wenn er selber uns nicht freiwillig die Hand dazu bietet. Und ein Seelenleiden ist es ebenfalls, das den Körper Ihres Gatten aufreibt und auf die Länge der Zeit selbst verderblich für ihn wirken muss.«

»Sie haben recht«, antwortete leise die Frau, »und oft schon bat ich ihn, aber stets vergebens, Ihnen zu vertrauen. Er hat mir sogar streng verboten, mit irgendjemandem, wer es auch sei, darüber zu sprechen. Aber ich fühle, dass ich nur zu seinem Besten handle, wenn ich sein Gebot übertrete. Ja ich muss meinethalben reden, wenn mich nicht die Sorge um ihn, um mich zuletzt aufreiben soll.«

»Fassen Sie sich, beste Frau, fassen Sie sich«, bat aber der alte Mann die Erregte, indem er hinüber zu dem aufmerksam werdenden Matrosen deutete. »Die Leute verstehen fast alle etwas Englisch, und wir brauchen keinen weiteren Zeugen.«

»Sie haben recht«, sagte die junge Frau mit völlig ruhiger, gesammelter Stimme. »So hören Sie denn, und zürnen Sie nicht, wenn ich etwas weiter ausholen, wenn ich auf mich selbst zurückkommen muss. Ich werde Sie aber mit keinem unnötigen Wort ermüden.«

»So kommen Sie hier zur Schanzkleidung«, sagte der Arzt. »In die See hinausgesprochen verhallen die Worte, und niemand an Deck kann hören, über was wir hier verhandeln.«

Die Frau trat zu ihm, lehnte sich mit ihrem Arm auf die breiten Bulwarks und sagte dann, mit fast ruhiger Stimme: »Ich will Ihnen alles ersparen, was mich selbst betrifft. Nur soviel müssen Sie wissen, dass ich vor etwa zwei Jahren mit einem Landsmann von mir, einem jungen Engländer, in meinem Vaterland verlobt wurde und ihn von Herzen liebte. Er war Seemann und wollte nur noch eine Reise nach Ostindien machen. Nach seiner Rückkehr sollte dann der Kirche Segen uns verbinden. Wenige Tage später traf uns da die Schreckenskunde, dass sein Schiff, gleich beim Auslaufen aus der Themse, auf den Goodwin Sands verunglückt und mit seiner ganzen Mannschaft untergegangen sei. Nur ein einziger Matrose war wie durch ein Wunder gerettet und wieder an die englische Küste gebracht worden.«

»Mich warf der Schmerz um den Bräutigam auf das Krankenlager, und mein Vater nahm in jener Zeit um so lieber eine ihm gebotene amtliche Sendung nach Buenos Aires an, als er auch für mich am leichtesten Heilung in einem Luft- und Szenenwechsel zu finden hoffte. Wir reisten dorthin ab, und schon unterwegs erholte ich mich vollkommen. Unser Aufenthalt in der argentinischen Republik dauerte

aber nicht lange, und die politischen Verhältnisse jenes unruhigen Landes nötigten meinen Vater, dem ihm nicht gewogenen, allmächtigen Diktator de Rosas aus dem Weg zu gehen. Von dort schifften wir uns nach Chile ein, und in Valparaiso machte ich die Bekanntschaft meines jetzigen Gatten, Mr. Hetsons. Dieser hatte nämlich meinem Vater mit der aufopferndsten Uneigennützigkeit verschiedene Dienste geleistet. Wir lernten ihn dabei alle als einen so wackeren und edlen Mann kennen, dass wir ihn lieb gewinnen mussten, und ich endlich seiner Bewerbung um meine Hand nachgab. Er war unendlich glücklich und trug mich auf Händen - ja, tut es noch, und ich durfte an seiner wahren Liebe keinen Augenblick zweifeln.

So kam unser Hochzeitstag heran. Wir sollten im Haus des amerikanischen Konsuls getraut werden. Im Begriff einzusteigen, um dort hinzufahren, bekam mein Vater noch Depeschen von Europa, die er natürlich bis nach dem Schluss der feierlichen Handlung liegen ließ.«

Mrs. Hetson schwieg einen Augenblick, als ob sie erst Kräfte sammeln müsse, die Erinnerung an jene Zeit noch einmal durchzuleben. Als sie der Arzt aber mit keinem Wort unterbrach, fuhr sie endlich nach kurzer Pause langsam fort.

»Als wir nach Hause zurückkehrten, wo meine Eltern ein kleines Fest für uns arrangiert hatten, fand ich auch einen Brief für mich vor. Ein eigenes Zittern durchlief schon bei dem Anblick der Aufschrift meinen ganzen Körper. Ich will Sie aber nicht mit dem ermüden, was ich empfand und litt, sondern Ihnen nur einfach die Tatsachen mitteilen. Der Brief war von Charles ...«

»Von wem?«

»Von meinem früheren Bräutigam«, flüsterte die Frau. »Nach dem Schiffbruch seines eigenen Fahrzeugs von einem amerikanischen Schoner gerettet, hatte diesen der in jener Nacht und die nächsten Tage tobende Nord-Ost-Sturm verhindert, ihn an Land zu setzen. Bald ließen sie Europa hinter sich, und Charles war gezwungen, die Reise nach Brasilien, wohin der Schoner bestimmt war, mitzumachen. Dort warf ihn ein hitziges Fieber Monate lang auf das Krankenlager. Schon bewusstlos wurde er an Land und in ein Spital geschafft. Als er wieder zu sich kam und an uns nach England schrieb, erhielt er von dort keine Antwort mehr. Wir waren indessen abgereist, ja, hatten eine volle Woche in einer und derselben Stadt, in Rio de Janeiro, zugebracht, ohne von seinem Leben eine Ahnung zu haben. So wie er sich aber erholt hatte, reiste er selber nach England, erfuhr unseren Aufenthaltsort und schrieb nach Buenos Aires. Aber auch der Brief verfehlte uns, da wir indessen nach Valparaíso übergesiedelt waren. Erst als er nach langer Zeit zufällig in England unseren neuen Aufenthaltsort erfahren hatte, schrieb er aufs Neue, schrieb von seinem Leben, von seiner Liebe, und dass er dem Brief auf dem Fuße folgen würde.«

»Und weiß Mr. Hetson von dem Brief?«, fragte der Arzt.

»Ja«, sagte die Frau. »Ich war sein Weib, ich fühlte, dass ich kein Geheimnis - kein solches Geheimnis vor ihm haben dürfe, wenn nicht unser ganzes künftiges Lebensglück gefährdet sein sollte, und beschloss, ehrlich ihm gegenüber zu sein. Eine Verbindung mit Charles war ja doch unmöglich geworden. Ich gehörte meinem Gatten an, und hoffte, er würde mir genug vertrauen, meinen Versicherungen auch zu glauben.

An dem nämlichen Abend konnte ich freilich keinen Mut zu dem Schritt fassen. Aber am nächsten Morgen gestand ich meinem Gatten alles, zeigte ihm den Brief und versicherte ihn, dass ich Charles zwar früher geliebt, aber auch fest entschlossen sei, jede, selbst briefliche Verbindung mit ihm abzubrechen. Das nächste Postschiff sollte den Scheidebrief an ihn mitnehmen, in dem ich ihm das Geschehene auseinandersetzte und ihn bat, sich wie ein Mann in das nun einmal Unabänderliche zu fügen.«

»Und wie nahm Ihr Mann das Geständnis auf?«, fragte der Arzt leise.

»Am Anfang so ruhig und vernünftig, wie ich nur hoffen und erwarten konnte«, erwiderte die Frau. »Er dankte mir auf das Herzlichste für das Vertrauen, das ich in ihn gesetzt hatte, bedauerte den Unglücklichen, der durch eine solche Reihe von Unglücksfällen um meinen Besitz gebracht sei, und bat mich selber, ihm so rasch und ausführlich wie möglich zu schreiben.

Nur wenn er alles wusste, lernte er am leichtesten entsagen.

Augenblicklich schrieb ich den Brief, den ich Hetson zu lesen gab. Er war vollkommen damit einverstanden, und die nächste Post nahm ihn nach England mit. Aber selbst von dem Tag an bemächtigte sich meines Gatten eine eigene Unruhe. Wieder und wieder las er Charles' Zeilen, der mir allerdings geschrieben hatte, dass er keine Antwort abwarten, sondern seinem Brief mit dem nächsten Schiff folgen würde.

Vergebens gab ich ihm die Versicherung, dass ich ihn, wenn er selbst nach Valparaiso käme, nicht sehen wolle und fest überzeugt wäre, er würde das Land Augenblicklich



wieder verlassen, sobald er erfuhr, was indessen geschehen war. Es blieb alles umsonst. Tag und Nacht ließ es ihm keine Ruhe. Der Gedanke, dass Charles kommen und mich zurückfordern werde - so wild und unwahrscheinlich auch immer - bemächtigte sich mit jeder Stunde mehr seiner Seele. In einem reinen Ausbruch von Verzweiflung bat er mich endlich, mit ihm in ein anderes Land zu fliehen, denn er sei nicht mehr imstande, diese stete, ihn aufreibende Angst zu ertragen.

Ich willigte endlich ein. Mein Vater, dem ich alles gestanden hatte, redete mir selber zu, den Wunsch meines Mannes zu erfüllen. Da gerade Ihr Schiff, nach San Francisco bestimmt, in Valparaiso anlegte, beschloss Mr. Hetson die Gelegenheit ohne Weiteres zu nutzen. Unsere Vorbereitungen waren auch bald getroffen, nur wusste ich nicht, weshalb Mr. Hetson dieselben so geheim betrieb. Endlich gestand er mir, er fürchte, dass uns mein früherer Bräutigam selber nach Kalifornien folgen würde, und habe deshalb beschlossen, ihn von unserer Fährte abzubringen. Ein anderes Schiff lag nämlich gleichzeitig, nach Sydney in Australien bestimmt, im Hafen von Valparaiso. Ein Brief, der für Charles zurückbleiben sollte, enthielt die Meldung, dass wir uns nach Neu-Holland eingeschifft hätten.

Vergebens bat ich Hetson, bei der Wahrheit zu bleiben, und sich fest darauf zu verlassen, dass Charles seine Ruhe nie zu stören versuchen würde. Schon die Bitte allein erweckte sein Misstrauen, seine Eifersucht. Er fing an zu glauben, dass mir daran liege, ihm ein Zeichen zu hinterlassen, wohin wir uns gewendet hatten, und überwachte jeden meiner Schritte, ja selbst meine Blicke auf das Ängstlichste, solange wir uns noch an Land befanden. Meine El-

tern beschwor er dabei bei allem, was ihnen heilig sei, dem Ankommenden unseren wahren Aufenthalt nicht zu verraten, und befand sich dabei fortwährend in einer solchen Aufregung, dass ich zuletzt selber den Augenblick herbeisehnte, in dem wir Chile verlassen würden.

Hoffte ich doch, dass sich dann seine Unruhe legen, seine unglückliche Angst beschwichtigt werden würde.«

»Aber das hat sich nicht erfüllt?«, fragte teilnehmend der Arzt.

»Nein«, seufzte die Frau, »es ist im Gegenteil, seit wir das Land in Sicht haben, noch mit vermehrter Stärke wieder ausgebrochen. Hatte er doch schon in den ersten Tagen unserer Reise die unglückselige fixe Idee, dass sich Charles heimlich mit an Bord geschlichen habe. Erst als er sich vom Gegenteil fest und unleugbar überzeugt hatte, wurde er ruhiger. Mit dem Land aber vor sich, mit den fremden Schiffen in Sicht, scheint die alte Angst nur stärker wiederzukehren. Auf jedem Fahrzeug, das den Eingang zur San Francisco Bay sucht, fürchtet er den Mann, den er für seinen Nebenbuhler hält. Er zittert sogar schon vor dem Betreten des fremden Bodens, den jener vor uns erreicht haben könnte. Ich selber bin über diesen Zustand des Unglücklichen, der nahe an Wahnsinn grenzt, in Verzweiflung. Deshalb, verehrter Herr, drängte es mich auch, mein Herz einmal gegenüber irgendjemandem auszuschütten, und wem hätte ich da eher vertrauen können als gerade Ihnen?«

»Ihr Vertrauen soll Sie da nicht getäuscht haben, verehrte Frau«, sagte der alte Mann gerührt, »aber ich weiß nicht recht, wie ich Ihnen da jetzt beistehen kann. Ihr Gatte hat einmal diese unglückliche fixe Idee gefasst. Mit äußeren Mitteln ist da nichts zu bessern.«

»Wenn man ihm nur die Kunde bringen könnte«, seufzte die Frau, »dass ... jener wirklich nach Australien gegangen sei.«

»Um Gotteswillen nicht«, rief der Arzt schnell, »dann würde er erst die Gewissheit haben, dass er Sie wirklich verfolge, und nie im Leben mehr Ruh und Rast finden. Von Australien kommen überdies, wie ich gehört habe, sehr häufig Schiffe in San Francisco an, und jedes von diesen würde seiner Unruhe neue, und dann gerechtfertigte Nahrung geben.«

»Aber was soll, was kann ich da tun? Wie wird das überdies enden«, fragte verzweifelnd die Frau. »Wenn diese fixe Idee mehr und mehr Überhand gewinnt? Schon jetzt ist sein Körper dieser ununterbrochenen Aufregung fast erlegen.«

»Fahren Sie vor allen Dingen fort«, sagte der alte Mann, »wahr und aufrichtig gegen Ihren Gatten zu sein. Der geringste Widerspruch, auf dem er Sie beträfe, könnte und müsste das Übel nur verschlimmern. Geben Sie ihm dagegen nicht den geringsten Anlass zu Verdacht, und hört er nichts mehr von dem vermeintlichen Nebenbuhler, so ist die Zeit sein bester Arzt und wird ihn bald vollkommen wiederherstellen.«

»Aber wenn nicht?«, fragte, ängstlich die Hände gefaltet, die Frau. »Wenn in dem fremden Land diese entsetzlichen Träume stärker und stärker würden?«

»Vertrauen Sie auf Gott«, unterbrach sie ernst der alte Mann, »und bedenken Sie vor allen Dingen, dass Sie durch solche ängstliche Fantasien Ihre eigene Gesundheit mutwillig untergraben. Haben Sie guten Mut. Das neue rege Leben da drüben wird den besten und heilsamsten Einfluss

auf Ihren Gatten ausüben. Jetzt in das enge Schiff eingeschlossen, Tag für Tag, ohne jede Beschäftigung, nur

immer auf die gewohnte Umgebung angewiesen, deren man ohnedies müde wird, ist es kein Wunder, dass er sich solchen unglücklichen Ideen mit doppelter Schärfe hingegen hat. Erst einmal von dem praktischen kalifornischen Leben, von all dem Drängen und Ringen nach Gold und Schätzen umrauscht, wird und muss er seine trüben Gedanken bald vergessen.«

»Ich will es hoffen«, seufzte die Frau aus tiefstem Herzen, »ich selber will ja gern alles tun, was in meinen Kräften steht, ihn aufzuheitern und zu zerstreuen. Wenn nur sein Geist nicht schon gelitten hat.«

»Ich fürchte das nicht«, sagte freundlich der Arzt. »Geben Sie sich nur nicht selber solchen gefährlichen Träumen hin, dann wird schon alles gut werden. Übrigens kenne ich nun sein Leiden, und sollten Sie in San Francisco meiner Hilfe bedürfen, so seien Sie versichert, dass ich Ihnen treu und redlich zur Seite stehen werde.«

»Das lohne Ihnen Gott«, sagte die Frau und ergriff zitternd seine Hand.

Der alte Herr bot ihr aber freundlich den Arm und geleitete sie zu der in die Kajüte hinabführenden Treppe, wo er sie verließ, um an Deck zurückzukehren.

\*\*\*

## Kapitel 2

### *Das goldene Tor*

Sonnenlicht und klar brach der nächste Morgen an. Kaum aber warf der erste Dämmerchein seinen matt grauen Strahl über die ruhig wogende See, als das Deck der *Leontine* schon von Passagieren wimmelte, denn »da liegt das Land! Dort liegt *Kalifonium* (wie es die Leute wunderbarerweise nannten), schoss wie ein Lauffeuer durch das ganze Zwischendeck.

Der Kapitän hatte nämlich die erste Hälfte der Nacht vom Land so viel wie möglich abgehalten. Nach acht Glasen aber (um Mitternacht) ließ er die oberen Segel einnehmen, nicht zu viel Fortgang zu machen, und segelte gerade wieder auf die Küste los, mit vollem Tag derselben nahe zu sein. Bei dem ruhigen Wetter hatte er auch nichts für sein Schiff zu fürchten, und lag mit anbrechendem Morgen kaum zwei englische Meilen von der Küste entfernt, die er jetzt, die Brandung voll und deutlich in Sicht, nach Norden auflief.

Acht verschiedene andere Fahrzeuge konnten sie dabei um sich her zählen. Einige noch weiter südlich, andere oben mehr nach Norden, und einzelne noch weit draußen in See, die Küste jetzt ebenfalls anlaufend, und keines von diesen schien mehr von der Einfahrt zu wissen wie sie selber.

»Hallo!«, schrie da plötzlich der Obersteuermann, der oben in die Marsen gestiegen war, um einen besseren Überblick zu gewinnen, und deutete mit dem Arm hinüber zu der schroffen Felsenküste. »Was ist das da drüben?«

»Ein Segel, so wahr ich lebe, das gerade aus den Felsen herauskommt«, rief der Seemann fröhlich zurück. »Dort muss die Einfahrt sein. Sehen Sie da drüben den flachen Felsenkegel, Kapitän, mit scharf ausgezackter Wand daneben?«

»Wo?«, rief der Kapitän, der mit dem Fernglas in der Hand auf dem Quarterdeck stand, indem er das Teleskop auszog und hinüber richtete. »Was gibt es dort?«

»Ich hab's!«, rief der Kapitän zurück, und der Steuermann ergriff eine der ihm nächsten Pardunen, an der er blitzschnell an Deck hinunterglitt. Aber langes Schauen war nicht mehr nötig. Der Kapitän hatte mit seinem guten Fernrohr bald die schmale Felsschlucht ausgemittelt, aus der heraus gerade jetzt das helle Segel sichtbar wurde. Im Nu flogen die Rahen herum und strebte der eigene Bug der ersehnten und lang gesuchten Einfahrt entgegen.

Kaum weniger aufmerksam waren aber die übrigen Fahrzeuge gewesen, denn als sie nur die veränderte Richtung der *Leontine* sahen, die nicht ohne Grund so gerade auf die schroffe Felsenküste lossteuern konnte, änderten sie sämtlich ihren Kurs. Vielleicht hatten sie dabei ebenfalls das kleine Segel bemerkt. Sie mussten aber jedenfalls dort die Einfahrt vermuten und hatten sich auch in der Tat nicht geirrt. Je näher sie der Küste kamen, desto deutlicher erkannten sie, dass sich dort die schroffen Felsen voneinander trennten, und einen schmalen, kanalartigen Eingang bildeten. Gerade in dem Augenblick kam noch eine amerikanische Brigg heraus, und sie wussten nun, dass sie wirklich vor dem sogenannten *gate* oder *goldenen Tor* Kaliforniens lagen.

Das war ein Jubel an Bord, als sich die Passagiere plötz-

lich ihrem Ziel so nahe sahen. Alles drängte nach vorn, das so lang ersehnte Ufer endlich begrüßen zu können, oder doch wenigstens zu den hohen und kahlen Felsen empor zu starren, die rechts und links die Einfahrt bezeichneten.

Zwischen den Passagieren hindurch aber, die überall im Weg standen, schoben und pressten die Matrosen fluchend und wetternd, und wo dies nicht genügte, auch wohl ohne besondere Umstände die Fäuste gebrauchend, bis sie sich Raum für ihre notwendigsten Arbeiten erzwangen.

Jetzt, wie mit einem Zauberschlag, klafften die beiden schroffen Felsenwände zurück, während das Schiff, von Wind und Flut begünstigt, rasch durch die enge Straße schoss. Weit voraus öffnete sich das herrliche, großartige Wasserbecken der Bay von San Francisco, an dessen rechter Seite, nur noch von einer vorspringenden Landzunge geschützt, sie schon den Mastenwald der dort ankernden Schiffe erkennen konnten.

Das war ein Drängen und Fragen, und Jubeln und Laufen an Bord, denn wunderbar rasch entfaltete sich mehr und mehr das eigentümliche Leben der Bay vor ihren Augen. Aber zum Antworten hatte niemand Zeit oder Luft. Jeder wollte nur sehen, genießen, und achtete schon des Gegenwärtigen nicht mehr, denn gerade voraus enthüllte sich mit jeder Schiffslänge mehr das eigentliche Ziel der langen Fahrt, die Hauptstadt ihrer goldenen Träume: San Francisco.

Noch hatten sie erst einzelne zerstreute Häuser und Zelte auf den dort nächsten Hängen erkannt. Plötzlich aber, die Spitze der Landzunge umfahrend, lag die wunderlichste Stadt der Erde in ihrer ganzen Ausdehnung, vorn von Hunderten von abgetakelten Schiffen, im Hintergrund von

kahlen Bergen umschlossen, vor ihnen da. Der eigene niederrasselnde Anker - die herrlichste Musik nach so langer Fahrt - brachte sie auch erst wieder zu sich selber und kündete den Passagieren, dass ihr passives Leben, dem sie sich fast ein halbes Jahr gezwungen hingegeben hatten, nun einem tätigen, selbstständigen Raum machen müsse.

Der Anker fasste - das Hinterteil ihres Schiffes schwang herum, den Bug der Einfahrt wieder zugekehrt, und zu gleicher Zeit fielen die Rahen, flatterten die gelösten Segel und kletterten die Matrosen nach oben, die, in der scharfen Brise auswehende Leinwand fest zu beschlagen.

Das Manöver aber, das zu jeder anderen Zeit die Aufmerksamkeit der Passagiere gefesselt haben würde, blieb in diesem Augenblick von ihnen vollkommen unbeachtet. Da draußen war mehr zu sehen, als ihnen ihr eigenes Schiff und dessen Mannschaft bieten konnten. Wer von ihnen gerade nicht damit beschäftigt war, sein eigenes Gepäck zusammenzuraffen, hing gewiss an der Schanzkleidung und schaute zu dem lärmenden Leben und Treiben der Bay hinüber.

Dicht neben der *Leontine*, das heißt vielleicht zweihundert Schritte davon entfernt, lag eine Bremer Barke, die gleichfalls eben, oder doch vor ganz kurzer Zeit angekommen schien. Sie hatte bereits ein flachbordnetes Boot längsseits, in das die Seeleute die Güter der Passagiere hinabließen. Das Lichterfahrzeug war auch geräumig genug, eine ziemlich schwere Last und eine Anzahl von Menschen zu fassen. Kisten und Kästen, Ballen, Fässer, Koffer und Hutschachteln standen schon in Masse darin verstaut, und die wunderbarste menschliche Fracht hütete überdies dabei ihr Eigentum und wartete auf den Moment des Abstoßens.



Fast alle waren bis an die Zähne bewaffnet, mit Flinten, Pistolen, Säbeln und Dolchen. Ganze Bündel Spaten, Spitzhacken und Brecheisen lagen ebenfalls in dem Boot aufgeschichtet. Ein paar matrosenähnliche Burschen mit roten chinesischen Schärpen und Strohhüten auf - aber ohne Dolche und Pistolen - schienen die Führer des kalifornischen Bootes zu sein.

»Alle an Bord?«, rief jetzt der Steuermann der Bremer Barke vom Deck hinunter.

»Alle - Gott sei Dank, dass wir Euer nichtsnutziges Schiff hinter uns haben!«, schrie einer der Passagiere.

»Ihr werdet noch froh sein, wenn Ihr hier trocken Brot zu kauen habt!«, rief da der Kapitän von seinem Quarterdeck aus.

»Und das wird uns gut schmecken, wenn wir Eure Fratze nicht mehr dabei anzusehen haben, Kapitän Meier«, lautete die wenig schmeichelhafte Antwort.

»Werft die Falle da los!«, tönte der Ruf des Steuermanns über Deck.

»Na, was heißt das?

Was schleppt ihr das Boot noch weiter nach vorn? Hinunter mit den Tauen!«

»Jawoll, Stürmann!«, rief lachend einer der Matrosen.  
»Alles in Ordnung! Soll gleich besorgt sein!«

»Halt! Was werft ihr da noch hinunter?« schrie der Steuermann plötzlich, als sechs oder acht weißleinene, festgeschnürte Säcke in das Boot hinabflogen. »Was ist das? Was geht da vor?«

»Nichts, mein Herzchen, nur unsere Garderobe«, lautete die Antwort des Matrosen zurück, und wie Katzen folgten ebenso viele der Seeleute ihrem vorangegangenen Eigen-

tum in das Boot.

»Halt - Donnerwetter, das wird zu viel!«, riefen die beiden Eigentümer erschreckt. »Wir sinken!«

»Gott bewahre - Kameraden - stoßt ab! Ahoi!« Sich mit bestem Willen gegen die Seite ihres eigenen Schiffes legend, schoben sie das vierkantige Frachtfahrzeug ein Stück ab und in offenes Wasser hinaus.

»Ihr dürft nicht abstoßen! Bleibt hier! Halt! Meine Jolle hinunter!«, schrie und tobte der Kapitän auf seinem Deck herum, denn diese kecke Flucht der eigenen Leute, gerade unter seinen Augen, war ihm doch außer dem Spaß. Die Bootführer kehrten sich aber entsetzlich wenig an seine Ausrufungen. Erstens bekamen sie von jedem Kopf, den sie mehr hinüberbrachten, einen Dollar extra, und dann waren es ebenfalls weggelaufene Matrosen, die andere Kameraden nicht so leicht im Stich ließen. Freilich führten sie nur zwei Ruder, und das Boot ging so schwer im Wasser, dass sie entsetzlich langsam damit fortrücken konnten, aber das Land war auch nicht weit entfernt. Das erst einmal erreicht, und alle Kapitäne der Bay hätten sie nicht wiederholen können.

Kapitän Meier gedachte indessen nicht, sie bis an Land zu lassen, und hoffte noch immer genug von seiner Autorität über die Leute, sie vorher zurück und aus dem Boot zu holen.

Rasch sank die schon bereit gehaltene Jolle aufs Wasser nieder, und mit seinen beiden Steuerleuten sowie dem Zimmermann und Koch, setzte er den Flüchtigen nach, die er auch bald eingeholt hatte. Das viereckige kastenartige Fahrzeug war gerade vor dem Bug der *Leontine* vorbeigefahren, und zwar so dicht, dass das eine Ruder die ange-

spannte Ankerkette streifte, als die leicht gebaute Jolle heranschoss und der Kapitän seine Leute barsch herüber und zu sich an Bord beorderte. Sein Empfang dort lautete aber nicht ermunternd.

»Komm herüber und hol uns, mein Schatz!«, riefen ihm die Matrosen höhrend zu, während die Passagiere ihren bisherigen Schiffsführer mit Schmähungen überhäuften. Alle nur erdenklichen Schimpfwörter wurden gegen ihn geschleudert, und selbst dabei blieb es nicht, denn Stücken Zwieback flogen gegen ihn an, und mit den Blechbechern schöpften einige Wasser und gossen es nach ihm.

Mit Gewalt war da nichts auszurichten, soviel sah Kapitän Meier endlich ein. Den Bug seines Bootes herumwerfend, hielt er, so rasch er konnte, der nächsten Landung zu, wahrscheinlich, gerichtliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. War das übrigens seine Absicht gewesen, so kam er damit zu spät, denn das Lichterboot gelangte bald darauf an eine Stelle, wo es die Matrosen bequem an Land setzen konnte. Diese schulterten dort ihre Säcke, zahlten ihr Überfahrts-geld und waren im nächsten Augenblick in dem Gewühl am Ufer verschwunden, während das Boot langsam dem gewöhnlichen Landungsplatz entgegen ruderte.

Der Kapitän der *Leontine* schien einmal nicht übel Lust zu haben, seinem Kollegen zu Hilfe zu eilen, besann sich aber doch wieder eines Besseren und mischte sich nicht in fremde Händel, deren günstiges Resultat immer nur höchst zweifelhaft geblieben wäre.

Die Passagiere und besonders die Matrosen hatten übrigens dieser Szene mit außerordentlichem Interesse zuge-schaut, und wie auf gemeinschaftliche Verabredung stockten, solange sie dauerte, alle Arbeiten.

Der Kapitän selbst vergaß ganz, dass sich die eigenen Leute doch am Ende ein Beispiel daran nehmen könnten. Erst als die Deserteure an Land und jubelnd den Abhang hinaufsprangen, rief er seine Mannschaft mit lauter und barscher Stimme an ihre Arbeit zurück.

Dadurch wurden die Passagiere aber ebenfalls gemahnt, dass sie ihre Zeit nutzlos vergeudeten. Dort drüben lag Kalifornien, und alles drängte und schrie durcheinander nach einem Boot, das Schiff so rasch als möglich zu verlassen.

So sehr sich nun die Auswanderer bei ihrer Landung in Nordamerika oder Australien scheuen, das Schiff gleich die ersten Tage zu verlassen, weil sie doch gern erst einmal rekonoszieren und den Boden kennenlernen wollen, auf dem sie ihre neue Heimat gründen sollen. So rücksichtslos suchte hier alles nur Land - nur Boden zu gewinnen, dem man eben mit Spaten und Spitzhacke beikommen konnte.

Dass dort Gold lag, verstand sich von selbst.

In diesem nach Außendringen der Masse konnte sich aber der Einzelne natürlich nicht um den Einzelnen bekümmern. So geschah es denn auch, dass die Frau Siebert, der man bis dahin jede Freundlichkeit erwiesen hatte, unbeachtet und allein mit ihren drei Kindern an Deck stand und mit klopfendem Herzen über die Bay hinausschaute, auf der sie jeden Augenblick das nahende Boot ihres Gatten erwartete.

Das vor Anker gegangene Schiff zeigte schon lange die Hamburger Flagge. Er wusste, dass sie mit einem solchen in dieser Zeit eintreffen musste, und hatte gewiss schon wochenlang auf sie und die Kinder gehofft - ja, ohnedies auch in seinem Brief fest versprochen, sie gleich von Bord abzuholen, - und doch kam er nicht.

Nur der alte Assessor Möhler war bei ihr geblieben. Einmal fürchtete er, dass das Jüngste, in der Aufregung der Mutter und bei der allgemeinen Verwirrung, vielleicht doch am Ende zu Schaden kommen könne, und dann sagte ihm auch wohl ein unbestimmtes, eben nicht ermutigendes Gefühl, dass er immer noch früh genug jenes fabelhafte Land betreten würde. So, indem er Schutz gab, suchte er auch wieder zugleich Schutz unter den Fittichen der Frau, und glaubte die Bekanntschaft des reichen Kaliforniers unter keinen besseren Umständen machen zu können, als dass er ihm die gewiss sehnlichst erwartete Familie gesund und wohl überliefere.

Eine Menge kleiner Boote kreuzten herüber und hinüber zwischen den verschiedenen Schiffen und dem Land - oft dicht an ihrem eigenen Fahrzeug vorüber. Angerufen schüttelten die Rudernden aber stets mit dem Kopf oder antworteten auch gar nicht. Sie hatten irgendein anderes Ziel. Was kümmerten sie die Neuankommenden, denen Schiff auf Schiff folgte.

Nur ein paar leere Booten von einzelnen Männern gerudert, legten längsseits, Passagiere mit hinüber zu nehmen. Es waren Amerikaner, die mit ihren eigenen Booten auf solche Art ihren Lebensunterhalt verdienten. Die Passagiere wunderten sich darüber, solche Leute hier noch zu finde. Warum waren die nicht oben in den Minen und gruben Gold?

Mr. Hetson, der, seit sie die Einfahrt des goldenen Tores passierten, das Deck noch keinen Augenblick verlassen hatte, rief eines dieser Boote an und mietete es zu einem enormen Preis für sich, seine Frau und sein Gepäck. Andere wurden von den übrigen Kajütpassagieren in Beschlag ge-

nommen. Mehrere Stunden mochten vergangen sein, ehe dasselbe viereckige und kastenähnliche Fahrzeug, das früher von der Bremer Barke den Matrosen zur Flucht verholpen hatte, wieder zwischen den Schiffen sichtbar wurde und auf sie zuhielt.

Der Kapitän der *Leontine* war indessen schon lange mit seiner eigenen Jolle an Land gefahren, und der Steuermann wollte das gut gemerkte Fahrzeug nicht an seinen Bord legen lassen. Die Passagiere aber, denen das Deck unter den Füßen brannte, sammelten sich in Masse gegen den Seemann und drohten ihn über Bord zu werfen, wenn er ihnen verbieten wolle, das Schiff zu verlassen. Das Lichterfahrzeug nahm übrigens nicht die geringste Notiz von den drohend hinübergerufenen Worten des Offiziers. Einzelne der Passagiere, während sich die Matrosen vollkommen untätig dabei verhielten, warfen ihnen dabei ein Tau hinunter, und alle, die ihr Gepäck schon bereit hatten, reichten ihre Kisten und Kästen hinab, und sprangen nach, so rasch sie irgend konnten. Nur die Frau Siebert blieb teilnahmslos bei dem allem stehen und schien bloß Augen für die Ufer, bloß für die anfahrenden Boote zu haben, um wieder und immer wieder enttäuscht zu werden. Der alte Assessor aber redete ihr fortwährend Trost ein und bat sie, ja nicht ungeduldig zu werden. In dem Wirrwarr, der dort am Ufer zu herrschen schien, habe Herr Siebert recht gut die Ankunft ihres Schiffes übersehen können, oder wenn er darauf gewartet, so hätte er auch die übrige kleine Flotte, die ihnen gefolgt sei, bemerken müssen. Noch eine Hamburger und eine Bremer Flagge wehte von deren Masten, und es war sehr leicht möglich, dass er erst nach den beiden anderen deutschen Schiffen - leider den falschen - hinübergefahren sei, ehe er

an Bord käme, seine Frau und Kinder hier zu finden.

Die Frau nickte schweigend mit dem Kopf. So zuversichtlich sie aber bisher aufgetreten war, ein so beengendes Gefühl hatte sich nun ihrer bemächtigt, denn gar so einsam, gar so verlassen kam sie sich in dem fremden Land vor. Sie wusste wohl recht gut, dass das nur auf ein paar Stunden sein konnte, aber sie hatte sich den Empfang doch anders gedacht und ausgemalt, hatte gehofft, dass ihr Mann noch an Bord springen würde, solange alle Passagiere versammelt wären, sie dann im Triumph an Land zu führen. Und jetzt?

Ein Boot nach dem andern glitt an ihnen vorüber, und keins von allen trug den so heiß Erwarteten.

Der Eigentümer des viereckigen Lichterbootes war mit an Bord gekommen, und lehnte an der Schanzkleidung, das Einladen seiner Fracht zu überwachen. Was an Bord übrigens vorging, schien ihn nicht im Geringsten zu interessieren, denn er hatte nur Augen für die, auf seinem Boot eingestauten Güter. Der Assessor stand kaum zwei Schritte von ihm entfernt, aber der Bootsmann drehte ihm den Rücken zu und überhörte auch ein paar, höflich und leise an ihn gerichtete Fragen des alten Mannes. Wer von ihm etwas erfahren wollte, musste laut sprechen.

»Heda Hans!«, rief er da plötzlich in deutscher Sprache dem einen der unten beschäftigten Leute zu.

»Donnerslag, pack nich alles dahinüber zu Stürbord. Du willst uns woll den Kasten umdrehn?«

»Aber die Passagiere ...«, rief der Mann zurück.

»Die mögen sehn, wo sie Platz finden«, lautete die Antwort, »hier 'über damit, Junge, wir können ja auch sonst das eine Ruder gar nicht führen.«

»Verzeihen Sie«, fasste sich der Assessor da ein Herz, als er den Mann deutsch sprechen hörte, indem er dem über Bord Gelehnten leicht und schüchtern auf die breiten Schultern klopfte.

»Ja?«, sagte der Seemann und drehte den Kopf nach ihm um.

»Kennen Sie einen gewissen Herrn Siebert hier in Kalifornien?« fragte der Assessor, fest entschlossen der fraglichen Sache ernst zu Leibe zu rücken. Die Frau horchte auf, als sie den Namen hörte.

»Ja, mein guter Mann«, antwortete aber der Bootseigentümer, seine Aufmerksamkeit wieder dem eigenen Fahrzeug zuwendend. »Kalifornien ist groß, und in dem mögen schon eine gute Portion Sieberts herumlaufen. Einen Gottlieb Siebert hab ich hier übrigens gekannt, wenn es der sein soll.« »Gottlieb heißt mein Mann!«, rief da die Frau, indem sie rasch auf den Bootsführer zutrat. »Kennt Ihr den, guter Freund, und ist er in San Francisco?«

»Hm«, sagte der Mann und drehte sich nach ihr um. »Ihr seid seine Frau? Ja, ich weiß, er hat sie von Deutschland erwartet.«

»Ist er in San Francisco?« bat die Frau.

»Wenigstens nicht weit davon«, murmelte der Deutsche leise vor sich hin, und spuckte seinen Tabaksaft über Bord. »Tut mir leid, Madame, den haben wir aber vorgestern begraben.«

»Begraben?«, schrie die Frau und fasste in Todesangst den Arm des Mannes, der ihr die furchtbare Kunde mitgeteilt hatte. Selbst der Assessor setzte das kleinste Kind, das er bis dahin auf dem Arm gehalten hatte, rasch an Deck nieder, denn er fürchtete, dass er es fallen ließe, so war ihm



der Schreck in die Glieder gefahren. Der Deutsche nickte aber mit dem Kopfe und sagte: »Ja ... tut mir leid, aber ... erfahren hättet Ihr's doch müssen, und so ist's vielleicht besser, Ihr hört es gleich vom Anfang an. Er ist an einer Art Ruhr gestorben, und die Sache muss entsetzlich schnell gegangen sein, denn abends waren wir noch zusammen, und am anderen Morgen lag er tot in seinem Bett.«

Die Frau war in die Knie gesunken und barg das Gesicht in den Händen, und Einzelne der Passagiere drängten herbei, zu hören, was vorgefallen wäre.

»Siebert ist tot!«, ging da die Kunde von Mund zu Mund. »Na, das ist eine schöne Geschichte - die arme Frau, die sitzt jetzt da. Und was ist aus seinem Gold geworden?«

Der Deutsche zuckte die Achseln.

»S' ist eine böse Wirtschaft hier in dem Kalifornien«, meinte er. »Es sollte mir lieb sein, wenn die Frau noch etwas davon vorfände, aber es sind schon zwei Tage her. Na, fragt da 'nmal in Nergels deutschem Boardings Haus an - halt da, Hans - nimm nichts mehr ein - wir haben genug. Was jetzt nicht mit kann, muss bis zur nächsten Fuhre bleiben.

Hinunter mit Euch - Jeder Mutter Sohn, der an Land will. Wir stoßen jetzt ab, und wer nicht drin ist, bleibt zurück!«

Der Mann schwang sich dabei auf die Schanzkleidung und hinüber, und wollte eben nach unten gleiten, als der Assessor noch einmal seinen Arm ergriff.

»Wie hieß das Haus, das Sie uns nannten, in dem Herr Siebert gewohnt hat?«, fragte er rasch und ängstlich.

»Nergels Boarding Haus«, lautete die kurze Antwort. »In der Pacific Street.« Und im nächsten Augenblick war er unten bei seinen Leuten. Ihm nach drängten die Passagiere;

die, die ihre Sachen schon unten hatten, um nicht zurückgelassen zu werden, die übrigen ein anderes, ähnliches Boot herbei zu winken, das gerade nicht weit von dort vorüberfuhr, und dem Ruf Folge leistete. Kreuzte es doch nur eben zu dem Zweck in der Bay umher, Passagiere und Güter von den frisch einlaufenden Schiffen an Land zu befördern.

Um die Frau bekümmerte sich niemand mehr, und wenn sie auch wohl, wie die Leute meinten, schlimm daran war, nun ohne Mann in Kalifornien dazusitzen, hatten sie doch zu viel mit sich selber zu tun, länger über eine Sache nachzudenken, an der sie doch nichts ändern konnten.

Nur der alte Assessor war zurückgeblieben. Als das zweite Lichterboot von Bord abstieß, kauerte die Frau noch immer mit in den Händen geborgenem Antlitz auf dem Deck, und der alte Mann stand neben ihr, hielt das Jüngste wieder auf dem Arm und zeigte ihm, mit selber blutendem Herzen, die bunte lebendige Bay, das rege, lustige Schaffen und Treiben da draußen, damit es nur nicht mehr so schreien sollte.

\*\*\*

## Kapitel 3

### *Auf kalifornischem Boden*

Auf einer so langen Seereise, und in einen so engen Raum zusammengedrängt, gewöhnen sich auch natürlich die Passagiere aneinander. Man isst aus einem Topf, schläft unter einem Deck zusammen und wird zuletzt so gewöhnt, sich »guten Morgen« zu sagen, dass man sich ordentlich unbefriedigt fühlt, wenn man nicht mit jedem neuen Tage die verschiedenen Gefährten wieder begrüßt und gesehen hat. Unterwegs werden gewöhnlich Pläne gemacht, dass man nach der Landung sich zusammenhalten oder, wenn wirklich entfernt, schreiben wolle. Und was geschieht nach der Landung? Werft einen Tropfen Quecksilber auf den glatten Boden, und seht, was mit ihm geschieht. So eng eine Schiffsgesellschaft auch an Bord zusammengehalten haben mag: Der erste Schritt an Land, noch dazu, wenn das Land der Boden eines Golddistrikts ist - trennt alle Bande, löst alle Versprechungen und streut die Einzelnen wie Spreu im Wind umher.

Schon auf dem Überfahrtsboot existierte keine Gemeinschaft mehr. Jeder hatte auf sein eigenes Gepäck zu sehen, die teils in die, teils in jene Ecke geworfenen Gegenstände zusammenzusuchen oder wenigstens im Auge zu behalten, und wie das Boot nur festen Grund berührte, keuchte, was immer konnte, den ziemlich steilen staubigen, heißen Hang hinauf, so rasch wie möglich in das neue Leben einzutauchen. Wer dachte hier daran, auch nur den Reisegefährten Lebewohl zu sagen? Fanden sie diese zufällig wieder, desto besser. Wo nicht - nun so war hier Kalifornien, und jeder

musste ja doch zusehen, dass er selber durchkam.

Mr. Hetson hatte mit seiner Frau in dem leichten Boot die Landung schon weit früher erreicht, dort zufällig einen leeren Karren getroffen, der Güter an den Strand geführt, und diesen augenblicklich gemietet, sein Gepäck in irgendein Hotel zu schaffen.

Der Karren hielt auch bald, durch die bunten Straßen dieser wunderlichen Stadt fahrend, vor einem Mittelding zwischen Zelt und Schuppen, denn die Wand rechts von der Tür bestand aus übereinander genagelten Brettern, die links aus Segeltuch. Über dem Eingang aber prangten mit großen schwarzen Buchstaben die Worte Union Hotel, und er durfte nicht daran zweifeln, den erfragten Platz erreicht zu haben.

Union Hotel - der Verschlag sah eher einer Jahrmarkt-  
bude ähnlich, in der Merkwürdigkeiten um ein geringes Eintrittsgeld gezeigt werden, als einem Hotel, aber lieber Gott, in solch einem neuen Land durfte man auch nicht hoffen, all die Bequemlichkeiten des alten Vaterlands wiederzufinden. Vielleicht hielt auch das Innere mehr, als das Äußere versprach, und Hetson wünschte deshalb vor allen Dingen zu erfahren, ob er hier Aufnahme und dann ein eigenes Zimmer für sich und seine Frau bekommen könne.

Eine Art Kellner - ein Individuum wenigstens, das in Ermangelung eines Besseren dafür gelten konnte, war auf des Kärrners Ruf in der Tür erschienen und zeigte sich hier auch insofern geschäftig, als es ohne Weiteres einen Koffer und eine Hutschachtel aufpackte und damit im Inneren wieder verschwinden wollte.

»Halt!«, rief ihm da Hetson nach. »Kann ich hier ein eigenes Zimmer bekommen?«

»Eigenes Zimmer? Gewiss«, sagte der Kellner. »Nr. 7.« Und tauchte damit wieder hinter der Leinwand unter.

Hetson blieb nichts weiter übrig, als ihm zu folgen, den bezeichneten Platz erst selber einmal in Augenschein zu nehmen. Selbst die geringsten Anforderungen aber, die er an dieses, dem Äußeren nach sehr bescheidene Hotel gestellt hatte, fand er nicht befriedigt. Ein »eigenes Zimmer« zeigte ihm der Kellner allerdings, aber es war das nur ein kleiner Verschlag, eine Art Zeltabteilung, die einfach durch ein Stück blauen Kattun hergestellt schien. Das ganze Hotel bestand aus acht oder zehn solchen oben offenen Abteilungen unter dem gemeinschaftlichen Dach, jenen engen Gefächern nicht unähnlich, deren man sich in Badeanstalten zum Aus- und Anziehen bedient.

Das mochte nun allerdings für Männer und auf kurze Zeit ein erträglicher Aufenthalt sein. Wenigstens ließ sich darin existieren, und man konnte es als eine Art Biwak betrachten. Hier aber eine Dame einzuquartieren, blieb ganz außer der Frage.

Der Karrenführer hatte indessen schon den größten Teil des Gepäcks heruntergegeben, als Mr. Hetson erklärte, hier unter keinen Umständen bleiben zu wollen. Irgendein passenderer Platz war wohl schon aufzufinden, schlechter wenigstens konnte er ihn nirgends treffen.

Rasch ging er deshalb wieder zu dem Karren hinaus, sich das Fuhrwerk jedenfalls so lange zu sichern, bis er ein ihm genügendes Absteigequartier gefunden habe, und blickte eben ziemlich ratlos die Menschen wogende Straße auf und ab, als ein, an dem »Hotel« gerade vorbeikommender Mann vor ihm stehen blieb, ihn einen Augenblick aufmerksam betrachtete, und dann ausrief: »Hetson! Bei allem, was

lebt! Kamerad, welcher glückliche Wind hat dich nach Kalifornien getrieben?»

Der Mann war eine zu auffallende Persönlichkeit, ihn je, wenn einmal gesehen, wieder zu vergessen. Und doch konnte sich Hetson, als er überrascht zu ihm aufschaute, seiner nicht erinnern.

Um die hohe kräftige Gestalt hing ein bunter mexikanischer Poncho, in derselben Art, wie sie die Spanier und Kalifornier trugen, über die linke Schulter geschlagen. Den Kopf bedeckte ein breitrandiger brauner Filzhut, unter dem die kleinen stechenden schwarzen Augen aus einem Wald von Haupt- und Barthaaren vorschauten. Die Beine staken in schwarzsamtenen, an den Seiten offenen und am Schlitz reich mit silbernen Knöpfen besetzten Hosen, und an den Schuhen klirrten ein paar schwere mexikanische Sporen von polierter Bronze. Auch die, dem jungen Amerikaner entgegengestreckte weiße, fast zarte Hand funkelte von fünf oder sechs steinbesetzten Ringen - aber wer war der Mann?»

»Bester Herr«, sagte Hetson etwas verlegen, »Sie sind da jedenfalls im Vorteil, denn Sie scheinen mich zu kennen, während ich mich in der Tat nicht besinnen kann, wo ...«

»Hahaha«, unterbrach ihn aber lachend der Bärtige. »Habe ich mich so verändert, dass mich selbst ein alter Kommilitone nicht wiedererkennt? Du erinnerst dich wohl gar nicht eines gewissen Bill Sistly, heh?»

»Sistly? Ist es denn möglich!«, rief Hetson jetzt erfreut, die noch immer dargebotene Hand ergreifend und schüttelnd. »Das ist allerdings ein wunderbares Zusammentreffen. Das *Woher* sollst du mir aber nachher erzählen, jetzt erlaube mir erst, dir meine Frau hier vorzustellen.«

»Deine Frau?«, rief der neugefundene Freund verwundert und drehte sich rasch nach der Dame um.

»Gentlemen«, unterbrach da der Karrenführer die Unterhaltung, »ich kann mir wohl denken, dass es ganz angenehm sein muss, in diesem blutigen verbrannten Land einen alten Bekannten zu treffen. Die Geschichte geht mich aber eigentlich nichts an, und ich kann deshalb nicht ein paar Stunden hier herhalten und meine Zeit versäumen. Zeit ist hier Geld, und wenn Sie mich nicht mehr haben wollen, so zahlen Sie mich, und ich fahre meiner Wege.«

»Was gibt es? Was hast du?«, fragte nun Sistyly rasch. »Du kommst eben an?«

»Ja - und suche ein Hotel, in dem ich mich und meine Frau einquartieren kann. In dem Nest hier ist es unmöglich.«

»Ich sollt's denken«, sagte der andere, »aber ich weiß ein Besseres. Dreh um, mein Bursche und fahr zu dem Parkershaus.«

»Kein Platz mehr«, brummte der Fuhrmann, »war schon vorhin mit einer anderen Partie dort.«

»Ich mache Euch Platz«, sagte aber der mit dem Poncho vollkommen zuversichtlich. »Komm nur mit mir, Hetson, und ich stehe dir dafür, dass sie dich aufnehmen. Lad nur wieder auf, was da liegt, wir sind gleich dort.«

Der Mann gehorchte mit ziemlich mürrischem Gesicht.

»Fehlen noch zwei Stück«, sagte er dann, »die der Dings da in das Haus getragen hat.«

»Ah ja, ein Koffer und eine Hutschachtel«, rief Hetson. »Bitte, Kellner, bringen Sie die beiden Stücke einmal wieder heraus.«

»Mit dem größten Vergnügen, mein Herr«, erwiderte der

Angeredete, ohne sich jedoch von der Stelle zu rühren. »Sobald Sie mir die fünf Dollar Miete für den heutigen Tag entrichtet haben.«

»Die Miete für den heutigen Tag?«, rief der junge Amerikaner erstaunt aus. »Ich habe noch gar nicht daran gedacht, mich hier einzumieten.«

»Sie haben von dem Zimmer mit Ihrem Gepäck Besitz genommen«, sagte achselzuckend der Kellner, »und ich hätte es seit der Zeit schon dreimal wieder vermieten können. Wenn Ihnen unser Hotel nicht gut genug ist, zahlen Sie wenigstens, was Sie schuldig sind, oder Sie bekommen Ihr Gepäck nicht eher wieder.«

»Nun, das ist aber doch zu arg«, rief Hetson entrüstet. »Ich will doch einmal sehen, ob ...«

»Zahle um Gotteswillen«, beschwichtigte ihn jedoch der andere, »und lass die Gerichte hier in Frieden, wenn du nicht hundert Dollar für deine fünf loswerden willst. Du kannst noch froh sein, dass der junge Herr mit der weißen Schürze nicht unverschämt war und zwanzig forderte. Ich werde Euch empfehlen, Jack«, wandte er sich dann an den Kellner. »Doch nun schafft die Sachen heraus, denn unser Fuhrmann wird ungeduldig. Ihr sollt Euer Geld bekommen.«

Der Bursche nickte nur mit dem Kopf, verschwand dann in der Tür, und kam nach wenigen Minuten mit dem Gepäck zurück. Dieses wurde auf den Karren geworfen, Hetson zahlte, bot seiner Frau des Arm und wenige Minuten später erreichten sie den Hauptplatz der Stadt, die sogenannte Plaza, und mit ihr das Parkerhaus, ein mehrstöckiges hölzernes Gebäude. Sistly hielt übrigens Wort. Der Wirt machte Raum für die beiden Gatten, wenn er ihnen auch



nur ein einziges Stübchen anweisen konnte. Mrs. Hetson fand sich bald, wenn auch nicht gerade wohnlich, doch wenigstens erträglich eingerichtet.

Hetson hatte übrigens seinen so zufällig gefundenen alten Universitätsfreund gebeten, unten auf ihn zu warten, da er ihn noch um einiges fragen wollte und Sistly ihn zu dem Zweck in den Schenk- und Spielsalon des Hauses bestellte.

Als Hetson seine Frau eben so gut es in der Eile gehen wollte, eingerichtet hatte, stieg er die schmale Treppe wieder hinab. Auf dem ersten Gang aber schon traf er Doktor Rascher von der Leontine, der eben seine Zimmertür hinter sich abschloss.

»Ah, sieh da, Mr. Hetson?«, sagte dieser, über das Begegnen sichtlich erfreut. »Haben Sie sich ebenfalls hier einquartiert? Das Haus ist wie ein Bienenstock, und Ihre Frau Gemahlin wird eine unruhige Zeit bekommen.«

»Ach Doktor«, rief Hetson, ihm die Hand entgegenstreckend. »Es ist mir lieb, dass wir Sie wenigstens in der Nähe haben. Gedenken Sie in San Francisco zu bleiben?«

»Fürs Erste, ja«, erwiderte der alte Mann, »dann aber werde ich hinauf in die Berge ziehen, mir das Leben dort einmal mit anzusehen.«

»Und Gold zu graben?«

»Nein, das nicht«, erwiderte der alte Mann gutmütig lächelnd. »Dazu reichten meine Kräfte doch wohl nicht aus. Aber der Hauptzweck, wegen dem ich hierhergekommen bin, ist, die Flora des Landes zu untersuchen. Ich will nicht im Mineralreich, sondern in der Pflanzenwelt meine Schätze sammeln, und glaube kaum, dass ich darin einen Missgriff machen werde.«

»Sie, mein lieber Mr. Hetson, werden sich wohl auch nach

einer anderen Beschäftigung als Spitzhacke und Schaufel umschauen.«

»Wer weiß«, sprach der junge Mann düster vor sich hin. »In den Bergen drin - wenn sie so sind, wie ich sie mir denke, - entgeht man vielleicht mancher unangenehmen, unerwünschten Gesellschaft, die uns hier in der Stadt doch aufgedrungen wird. Ich habe große Lust in die Minen zu gehen.«

»Mit Ihrer Frau?«

»Und warum nicht? Wie ich aus den Zeitungen gesehen habe, sind gar nicht so wenig Frauen in den Bergen, und die Sommermonate über muss der Aufenthalt sogar reizend sein.«

»Das überlegen Sie sich doch vorher noch recht reiflich, mein guter Mr. Hetson«, sagte aber der alte Mann, bedenklich dabei mit dem Kopf schüttelnd.

»Für einen einzelnen Mann geht es wohl, ja. Aber eine so zarte Frau wie die Ihre hielte es am Ende nicht aus, und Sie machten sich nachher die bittersten Vorwürfe. Gold ist schon ein gut Ding, und wir brauchen es nun einmal zu unserem Leben. Aber wir dürfen dagegen nichts noch Kostbareres einsetzen, sonst bleiben wir immer die Verlierer, erbeuteten wir auch noch so viel davon.«

»Haben Sie keine Sorge, guter Doktor«, sagte der junge Mann, »das Gold hat mich nicht nach Kalifornien geführt und wird mich also auch nicht verleiten, einen törichten Streich zu begehen. Also auf Wiedersehen, Doktor. Sie tun mir aber einen Gefallen, wenn Sie nachher einmal nach meiner Frau sehen. Nr. 97. Ich bleibe vielleicht eine Stunde aus und sie klagte vorhin über heftigen Kopfschmerz.«

»Es wird mir ein Vergnügen sein, Mrs. Hetson auf festem

Land zu begrüßen«, sagte der alte Herr.

Hetson sprang mit einer freundlichen Handbewegung die Treppe hinab, seinen Gefährten dort aufzusuchen.

Der Doktor folgte ihm langsam, um unten im Haus noch einige Abänderungen in seinem Zimmer zu verlangen. Die kalifornische Lebensart war ihm noch zu fremd - er hatte die deutschen Gasthöfe noch nicht vergessen. Außerdem sehnte er sich aber auch einmal wieder nach einer kräftigen Mahlzeit von grünem Gemüse und frischem Fleisch, was man auf einer so langen Seereise freilich entbehren muss, und zuletzt oft schmerzlich vermisst.

Der Speisesaal, ein großer, mit einer Menge von Tischen besetzter Raum war zu dieser Tageszeit noch ziemlich leer. Zwischen Mittag und Abend lag immer eine stille Zeit, die nur von geschäftig hin und her eilenden Kellnern benutzt wurde, die Tische wieder für das Souper in Ordnung zu bringen.

Das Schicksal der armen, hier nach Kalifornien geworfenen Dame ging dem alten Mann aber doch im Kopf herum. Er achtete deshalb weniger auf seine Umgebung, als dies sonst wohl der Fall gewesen wäre. Leise nickte er dabei vor sich hin, als er der heimlichen Beweggründe dachte, die den geängstigten Mann in die Minen trieben. War es denn gar nicht möglich, ihn von diesem Wahn zu heilen?

Der Oberkellner, eine dürre vertrocknete Gestalt, wie alle Übrigen in Hemdsärmeln, schneeweißer Wäsche, einer Granattuchnadel, und einem echt französischen, sonnengebräunten Gesicht, hatte den einzelnen Gast bemerkt, und sandte einen seiner dienstbaren Geister zu ihm, zu fragen, was er verlange.

Der Geschickte, ein schlanker junger Mann mit blondem

Haar und blauen Augen, einem leichten lichten Schnurrbart und einer, für einen Kellner eben nicht passenden, tiefen Narbe auf der rechten Wange, trat zu dem Fremden, die Serviette unter dem einen Arm, den Speisezettel in der Hand.

Der Doktor sah langsam, noch ganz in seine Grübeleien vertieft auf, und starrte verwundert in die lächelnd auf ihm haftenden Augen des Kellners. »Und was bringt Sie nach Kalifornien, Doktor?«, sprach dieser lachend, indem er dem Doktor die Hand entgegenstreckte.

»Baron Lanzot?«, rief der Doktor aber in vollem Erstaunen von seinem Platz emporspringend. »Gütiger Gott, spielen Sie Komödie?«

»Wenn Sie wollen, ja«, lautete die leichtherzige Antwort des jungen Edelmanns, indem er des Doktors Hand ergriff und schüttelte. Für 200 Dollar im Monat spiele ich eine kurze Zeit Marqueursrollen, anstatt einem Phantom in den Minen nachzulaufen - dem Phantom des Millionärs.«

»Aber um Gotteswillen, Baron, wenn das Ihre Eltern erfahren. Ihre Mutter grämte sich zu Tode.«

»Ich halte sie für eine weit vernünftigeren Frau, Doktor. Sie wird mich lieber hier mein Brot in ehrlicher Weise verdienen sehen, als dass ich müßigginge und vielleicht Schulden machte. Wir, die uns das Schicksal an diese Küste geworfen hat, arbeiten nun alle einmal für unser Leben. Während ich einem Teil der Leute hier verlangte Speisen als *garçon* vorsetze, lasse ich mir von anderen als *gentleman* mein Gold aus den Minen graben. Ob das nun direkt oder indirekt in meine Tasche kommt, bleibt sich gleich - wenn es nur eben den Weg dahin findet.«

»Sie sind Philosoph, Baron.«

»Bitte um Verzeihung, ich bin Kellner«, sagte der junge Mann lachend, »und wenn Sie nicht bald etwas bestellen, werde ich von meinem französischen Vorgesetzten dahinten - ich nenne ihn immer *mon capitaine*, - wahrscheinlich eine Nase bekommen.«

»Aber ich kann mich doch, weiß es Gott, nicht von Ihnen bedienen lassen?«, rief der Doktor ordentlich verlegen aus.

»Sie werden Ihre Freude an mir haben«, unterbrach ihn der Kellner, indem er ihm mit einer leichten Verbeugung den Speisezettel vorschob. »Bitte, befehlen Sie: Beefsteak, Roastbeef, Mutton Chops, Eier, Kartoffeln, Bohnen - mehr Auswahl können Sie nicht verlangen. Nur unsere Weine sind vortrefflich und alle geschmuggelt.«

Der Doktor nahm den Speisezettel, schob ihn aber wieder von sich und rief: »Nein, wahrhaftig, Baron, die ganze Geschichte hier kommt mir wie ein toller Spuk vor. Sie, den ich zuletzt in der Soiree des Fürsten Lichtenstein mit Orden geschmückt, mit der Fürstin selber tanzend verlassen habe, finde ich jetzt, mit der Serviette unter dem Arm, mit dem Speisezettel in der Hand - oh -gehen Sie - Sie halten mich zum Besten.«

»Da ich sehe«, entgegnete der junge Mann lächelnd, »dass Sie Ihre, in Kalifornien höchst kostbare Zeit nur mit vollkommen nutzlosen Ausrufungen verschwenden, werde ich mich Ihrer annehmen und Ihnen selber etwas zu essen bestellen. Ich hoffe, Sie werden damit zufrieden sein. Wenn Sie nachher die Preise erfahren, werden Sie merken, dass wir hier keineswegs spaßen, sondern bitteren Ernst machen.«

Der junge Mann ging lachend zum Buffet zurück und ließ den Doktor, noch immer stumm und starr vor Staunen, an

seinem Tisch, denn so hatte er sich Kalifornien doch eigentlich nicht gedacht.

Baron Lanzot - oder vielmehr Emil mit seinem Kellnernamen, kam indessen bald zurück, servierte äußerst geschickt, und blieb dann an der anderen Seite des Tisches vor dem Gast stehen.

»Aber bester Baron ...«

»Emil, wenn ich bitten darf.«

»Es geht nicht, Baron, es geht wahrhaftig nicht«, rief aber der alte Mann in Verzweiflung aus. »Bedenken Sie, ich bin noch kein Kalifornier.«

»Das entschuldigt allerdings vieles«, erwiderte Emil. »Seien Sie übrigens versichert, dass Ihnen da noch manches zu erleben bevorsteht, von dem Sie sich im Augenblick nichts träumen lassen. Hier in Kalifornien sind alle Bande des gesellschaftlichen Lebens, die wir im alten Vaterland nur zu oft als unumgänglich notwendig für jede Existenz halten, gelöst. Jeder lebt für sich, so gut oder so schlecht er kann. Der Nebenmann kennt ihn nicht oder bekümmert sich nicht um ihn, und wenn er oben schwimmt, hat er's nur allein sich selber zu verdanken. Wir leben allerdings unter Gesetzen einer zivilisierten Nation, aller auch nur dem Namen nach, denn keine Kraft ist genügend, sie aufrechtzuerhalten, und das Faustrecht blüht deshalb so wunderbar und herrlich wieder hier, wie je im Mittelalter, daheim im lieben Vaterland.«

»Aber weshalb sind Sie nach Kalifornien gegangen?«

»Fragen Sie das Jahr 48«, sagte achselzuckend der junge Mann. »Es gibt nichts Entsetzlicheres als einen Bürgerkrieg, und da ich die Wahl hatte, zog ich diese Verhältnisse vor. Ob sie mir auch auf die Länge der Zeit zusagen werden, ist

eine andere Sache, mit der ich mir aber vor der Hand den Kopf noch nicht zerbreche. Jetzt bin ich einmal in Kalifornien und mit den Wölfen - Sie kennen wohl das alte Sprichwort. Wohnen Sie hier im Haus?«

Der Doktor nickte nur und arbeitete in die ihm vorgesetzten Speisen hinein, schüttelte aber fortwährend dabei mit dem Kopf und schmeckte in der Tat gar nicht, was er aß. Emil wurde aber in diesem Augenblick abgerufen, und das Gespräch war fürs Erste unterbrochen.

Hetson ging indessen unten in den Spielsalon, wohin ihn Sistyly beschieden hatte, und vergaß im ersten Augenblick, als er den wunderlichen Raum betrat, wirklich ganz, was ihn da hergebracht hatte.

Es war ein nicht sehr hoher, aber wohl fünfzig bis sechzig Schritt langer und vierzig Schritt breiter Saal. Die Wände noch ziemlich kahl und nur hier und da mit schlechten Ölgemälden - schlecht sowohl was Ausführung als auch Vorwurf betraf - bedeckt, denn ich darf nicht sagen *geschmückt*. Nicht dem Schönheitssinn der Besucher sollten sie aber auch genügen, sondern nur ihre Sinne reizen, und sie eine Zeitlang fesseln, und das bezweckten sie denn allerdings.

Rechts war ein Buffet angebracht für geistige Getränke, und im Hintergrund ein hohes, noch ziemlich rohes Gerüst aufgebaut, auf dem eine Anzahl von Musik machenden Individuen - Musici konnte man sie nicht gut nennen - saßen. Sie bildeten zusammen allerdings eine Art Orchester, und ziemlich alle dazu nötigen Instrumente schienen vertreten. Zu ihrem Zusammenspiel blieb aber immer mehr guter Wille als wirkliche Kunst erkennbar, und wenn man ihnen nur wenige Minuten zuhörte, fand man bald, dass sie sich zusammen einzig und allein über ein zu spielendes Stück

gütlich vereinigt hatten, und nun nach Gehör einander akkompagnierten. Wer dann einmal zufällig aus dem Takt kam, wartete nur einen Augenblick, bis er die anderen wieder *erwischen* konnte. Nachdem sie die verschiedenen Stücke solcher Art drei- oder viermal durchgearbeitet, ließ sich recht gut unterscheiden, was sie eigentlich spielen wollten.

Es kam aber auch wirklich nicht darauf an, hier ordentlich zu musizieren, es sollte nur »Musik« gemacht werden. Die wenigen amerikanischen Lieblingslieder und Nationalmelodien, die im Land überall bekannt waren, lernte das Orchester auch bald spielen. Dazu gehörte vor allen der *Yankee Doodle*, dann *Washingtons Marsch*, *Das Sternenbanner* und ein sehr mittelmäßiger Marsch, den sie wunderbarerweise *Napoleons Rückzug* nennen. Diese Melodien sang und stampfte das Publikum hier und da mit und war in seinen Ansprüchen bescheiden genug, sie wieder und wieder anzuhören, ob sie nun auf einem wirklich kunstvollen Instrument oder auf einer Maultrommel vorgetragen wurden.

Die Musik aber hatte denselben Zweck mit den Bildern, denen sie gewissermaßen vorarbeitete. Die Musik lockte die Vorbeigehenden in den Saal. Die Bilder hielten sie dort, damit sie ihr Geld an dem Trinkstand ausgaben und sich an den Spieltischen versuchten. Einmal das eigentliche Hazardspiel dann gekostet, war Musik und Bild nicht mehr nötig, sie zu halten.

Diese Spieltische bildeten deshalb auch das Zentrum des Saales, und Hetson blieb wirklich überrascht auf der Schwelle stehen, denn in dieser Ausdehnung hatte er sich die »Spielhöllen«, von denen er früher schon so viel gehört und gelesen hatte, doch nicht gedacht.

Etwa dreißig verschiedene Tische standen nämlich, nicht



geordnet, sondern wie es gerade der Raum zwischen den Säulen gestattete, bunt durcheinander, nur überall den nötigen Platz für die hindurchführenden Passagen lassend. Jeder Tisch verfolgte dabei seine eigenen Interessen, hatte sein eigenes Kapital und spielte auch oft sein eigenes Spiel.

Zwischen den Tischen durch drängten sich aber die Müßiggänger der Stadt, deren es auch selbst in San Francisco zur Genüge gab, bis sie an einem von ihnen und den darauf angehäuften Goldstücken und Silberdollar hängen blieben. Amerikaner und Deutsche, Franzosen und Engländer, Mexikaner und Kalifornier, alles in buntem Gemisch. Einzelne elegant gekleidet, andere in zerlumpter, abgerissener Minnertracht, mit zerknickten Hüten und schiefgetretenen Schuhen. Wer aber sah auf die Tracht? Das Gold, das auf den Tischen lag, ebnete alles, und wenn die heruntergekommenen Burschen - was sehr häufig der Fall war - nur tüchtige Lederbeutel mit Goldstaub unter den zerrissenen Kitteln trugen, war wahrlich hier niemand, der ihre Gemeinschaft beanstandet hätte.

Karten, Würfel, Roulette und alles, was nur sonst Glücksspiel hieß, fand sich hier vertreten. Bedeutende Summen wechselten fortwährend von einer Hand in die andere, ohne eine Äußerung der Leidenschaft hervorzurufen - einen leise gemurmelten Fluch manchmal ausgenommen.

Hetson wäre vielleicht noch eine Stunde dort stehen geblieben, denn zu viel des Neuen bot sich, wohin er auch immer schaute, seinem Blick, hätte ihn nicht Sisty selber aus seinen Träumen geweckt.

»Nun, bist du da?«, fragte dieser lachend. »Das ist recht. Hier kannst du nun auch gleich die Quintessenz kalifornischen Lebens und Treibens kennenlernen. Hier konzen-

triert sich das ganze wunderbare Schaffen in den Bergen draußen. Diese Tische hier sind unser Barometer in San Francisco, wie der Reichtum im Land drinnen steigt und fällt. Sind die Tische schlecht besetzt, dann darfst du auch sicher sein, dass die Ausbeute in den Minen, durch was auch immer für Umstände, nicht so günstig ausgefallen sind. Drängt sich dagegen, selbst über Tag, alles herein, wie das heute geschieht, so haben die Leute »vortrefflich ausgemacht«, wie sie sagen, und das Gold wandert lustig von Hand zu Hand. Hast du dein Glück schon an einem der Tische probiert?«

»Ich spiele nie«, sagte Hetson ruhig.

»Bah, das darf man hier in Kalifornien nicht verreden«, sagte aber sein Freund und lachte dabei. »Dass du selbst Gold graben willst, kann ich mir nicht gut denken, und dem Glück muss man eben selber ein Pförtchen öffnen, wenn es uns nicht ganz im Stich lassen soll. Ich zum Beispiel habe mir alles, was ich eigentlich besitze, an den Tischen da geholt, und mit einiger Vorsicht denke ich mir solcher Art ein kleines Vermögen zusammenzulegen und dann nach den Staaten als reicher Mann zurückzukehren.«

»Und wenn du wieder verlierst, was du gewonnen hast?«

»Dem Kühnen lächelt das Glück, Freund!«, rief der Amerikaner, den Kopf trotzig zurückwerfend. »Ja, es gibt sogar Mittel, das Glück zu zwingen, uns zu gehorchen, und hast du Lust, so lehre ich dich vielleicht einmal die Kunst. Jetzt aber wollen wir unsere Zeit hier nicht nutzlos versäumen, sondern einmal einen Gang durch den Saal machen. Ich muss dir doch Kalifornien erst vorstellen.«

Ohne auch weiter eine Antwort abzuwarten, zog er Hetsons Arm in den feinen und schleuderte mit ihm in einen

der Gänge hinein, die zwischen den Tischen hinführten.

Einzelne von diesen waren augenblicklich unbesetzt, das heißt, es standen keine Fremden daran, denn zwei Spieler saßen an jedem, und zwar einander gegenüber, während zwischen ihnen ein größerer oder kleinerer Haufen Silberdollar, Goldstücke und Goldstaub in kleinen Lederbeuteln oder einzelnen *Klumpen* aufgehäuft lag. Die müßigen Spieler mischten dann gewöhnlich ihre Karten, hoben ab und probierten mögliche Erfolge, bis ein Vorbeikommender auf eine der Karten setzte, und dann auch gewöhnlich andere nach sich zog.

An verschiedenen Tischen standen dagegen die Spieler und Zuschauer so dicht gedrängt, dass man kaum vorüberkommen konnte. Dies war dann ein sicheres Zeichen, dass hohe Einsätze das Interesse der Leute erregt hatte. Kopf an Kopf drängte sich über-und nebeneinander, und sehr bedeutende Summen standen dort nicht selten auf dem Spiel.

An einem der augenblicklich nicht benutzten Tische saßen sich zwei Leute, ebenfalls nur mit Kartenmischen beschäftigt, stumm gegenüber, die vielleicht nur durch ihren Kontrast Hetsons Aufmerksamkeit erregten. Der eine von ihnen war ein kleiner rotbäckiger dicker Mann, mit ein paar entsetzlichen Vatermördern, die ihm selbst die Ohren halb bedeckten, und über die er, wenn er den Kopf auf eine oder die andere Seite wandte, nur eben hinwegsehen konnte. Der andere war gerade das Gegenteil. Lang und knochen dürr zeigte er auch nicht die Spur von weißer Wäsche, die sonst im amerikanischen Anzug eine Hauptrolle spielt. Der enganschließende braune Rock war so fest zugeknöpft, wie er die schmalen Lippen geschlossen und die kleinen braunen Augen zusammengekniffen hielt. Auch den hohen

schwarzen Hut, den er trug, und selbst im Saal nicht absetzte, hatte er sich tief in die Stirn gedrückt, und es war ordentlich, als ob der Mann nur so wenig wie irgend möglich von seiner eigenen Person wolle sehen lassen.

»Ein paar merkwürdige Gestalten«, flüsterte Hetson seinem Begleiter zu, indem er auf die beiden deutete. »Welch verschiedene Menschen das Schicksal doch oft zusammenführt!«

»Nicht wahr?«, sagte Sistly lächelnd. »Komm, wir wollen einmal an ihren Tisch treten. Ich habe den beiden übrigens schon manchen Dollar abgewonnen, und ich glaube fast, es sind eben nicht die durchtriebensten Spieler im Saal - scheinen auch gerade keine besonderen Geschäfte zu machen.«

Ohne weiter die Zustimmung des Freundes abzuwarten, blieb er neben dem Tisch stehen, nahm eine Handvoll Dollar aus seiner Tasche und setzte sie auf die nächste Karte. Ein weiteres Wort wurde dabei nicht gewechselt, die Spieler zogen ihre Karten ab, und Sistly hatte gewonnen.

»Versuch du es jetzt selbst einmal, Hetson«, ermunterte er diesen. »Wer weiß, was dir in Kalifornien noch für ein Glück blüht, und den ersten Tag an Land sollte man nicht ungenutzt vorübergehen lassen.«

Hetson zögerte. Er hatte bis dahin wirklich noch nie gespielt. Das viele Gold aber überall auf den Tischen, das lockende Klingen der Münzen. Der rasche Gewinn des Freundes vielleicht, das alles reizte ihn, der Aufforderung Folge zu leisten. Er nahm einen halben Adler - ein Fünfdollargoldstück - aus der Tasche, setzte es und gewann.

»Lass es stehen«, flüsterte sein Gefährte. »Die Sache geht ...«

Es wurde wieder abgezogen, aber die Karte verlor dieses

Mal.

»Ich würde auf das As setzen«, sagte Sistyly.

»Ich habe zu der Sieben mehr Vertrauen«, meinte Hetson und setzte zehn Dollar auf diese Karte. Wieder und wieder verlor er aber, und fünfzig Dollar waren in wenigen Augenblicken aus seinem Besitz in den der beiden Spieler übergegangen.

»Das weiß der Henker«, flüsterte Sistyly mit einem noch kräftigeren Fluch. »Ich glaube, die beiden Halunken betrügen doch. Aber warte, ich werde ihnen auf die Finger schauen. Setz jetzt fünfzig auf den Reiter - der hat dreimal hintereinander verloren, und muss gewinnen.«

»Ich danke«, erwiderte aber ruhig der junge Mann. »Ich habe dir jetzt den Gefallen getan und für mich selbst Lehrgeld genug gezahlt. Den beiden Herren dort gönne ich auch meine fünfzig Dollar, aber ich habe auch weiter kein Geld für sie und werde nicht mehr spielen.«

»Unsinn«, rief aber Sistyly, »du wirst ihnen doch wahrhaftig nicht die fünfzig Dollar lassen, ohne wenigstens einen Versuch zu machen, sie wieder zu bekommen?«

»Gewiss, werde ich«, erwiderte Hetson, indem er sich vom Tisch wendete, »denn der Versuch könnte mich mehr als das kosten. Aber was ist das für ein wunderbarer Ton, der auf einmal den Saal erfüllt? Erst noch dieses schauerliche Lärmen mit allen möglichen Blas- und Streichinstrumenten und jetzt plötzlich diese himmlische Melodie. Wie kommt diese Musik in solche Spielhölle?«

»Hm«, brummte Sistyly, der indessen, ohne dass Hetson es merkte, mit dem mageren Spieler einen raschen und verstohlenen Blick gewechselt hatte, indem er verdrießlich mit den Silberdollars in seiner Tasche klimperte. »Das ist das

spanische Mädchen, das hier alltäglich zwei Stunden spielt - eine Stunde nachmittags, und eine Stunde abends. Sie heißt, glaube ich, Manuela. Mir könnte ihr Gefiedel aber nicht besonders behagen, und unsere Landsleute machen sich auch nichts daraus. Die Señores sind jedoch wie toll dahinter her, und so wie sie anfängt, wird der Saal immer gleich bunt von ihren farbigen Ponchos. Siehst Du, wie sie dort schon hereinkommen? Denen zuliebe lässt man es sich also schon so kurze Zeit gefallen, denn die Burschen haben meist alle Gold und sind alle leidenschaftliche Spieler.«

Hetson blieb wie gebannt auf seiner Stelle, so mächtig ergriff ihn das Spiel des spanischen Mädchens, das er oben auf der Tribüne mit einer Violine stehen sah. Die übrigen *Musici* mochten auch wohl fühlen, dass ihre Instrumente nicht würdig waren, dieses seelenvolle Spiel zu begleiten, und lautlos horchten sie den Tönen, die wie aus den Saiten einer Äolsharfe die Luft durchzitterten.

Aber auch nur die da oben, in unmittelbarer Nähe der Künstlerin, konnten einen Genuss davon haben, denn unten im Saal wogte indessen die Menschenmasse eben so laut und lärmend durcheinander, wie vorher.

Was kümmerte sie die fremde Melodie.

Und wenn es Engelsharfen gewesen wären, das Klimpern des Goldes hatte für sie einen besseren Klang.

»Hetson«, sagte da endlich ungeduldig der Amerikaner, »ich glaubte, du hättest mir etwas sagen wollen. Dem Gefiedele da oben zu lauschen habe ich weder Zeit noch Lust, und wenn du doch einmal nicht mehr spielen willst, so rück heraus mit dem, was du hast, oder ich gehe meiner Wege.«

»Du hast recht«, sagte Hetson rasch, indem er seinen Arm

ergriff und ihn dem Eingang zu zog. »Ich war ein Tor, mich nur so lange, wie ich es getan habe, diesen fremden Eindrücken hinzugeben. Komm mit mir ins Freie, und du sollst alles wissen.«

»Hoho, hast du schon Geheimnisse und kaum den Fuß auf unseren Boden gesetzt?«, entgegnete Sisty lachend.

»Geheimnisse gerade nicht, wenn ich dich auch bitten werde, mit niemandem weiter darüber zu sprechen«, sagte Hetson, während er mit einiger Mühe der Tür zu drängte und endlich das Freie gewann. »Aber ich brauche deinen Rat, und den wirst du mir nicht versagen.«

Die beiden Männer hatten die Plaza wieder betreten und schritten langsam Arm in Arm über den offenen Platz, das ärgste Gedränge der hier auf und ab wogenden Menschen an den Häusern und Zelten zurücklassend. Als sie etwa die Mitte desselben erreicht hatten, blieb Hetson stehen und sagte: »Existiert hier ein Platz, wo man die Fremdenlisten einsehen kann?«

»Fremdenlisten?«, fragte Sisty erstaunt. »Was willst du mit denen? Und wer bekümmert sich hier eigentlich um die, die kommen oder gehen?«

»Werden überhaupt Fremdenlisten geführt?«

»Ich glaube, ja. Wenn man auch die Leute selber nicht mit Fragen belästigt, müssen wenigstens die Kapitäne, soviel ich gehört habe, ihre Passagierlisten einreichen. Nur über die Tausende, die aus den Staaten über die Berge kommen, wird aus dem einfachen Grund keine Kontrolle geführt, weil das unmöglich wäre.«

»Die Schiffslisten genügen«, sagte Hetson rasch, »und wo kann ich die einsehen?«

»Ich glaube im Courthouse, wo ein Fremdenbüro errich-

tet ist oder errichtet werden soll. Aber du fürchtest doch nicht etwa einen Gläubiger? Hahaha, der müsste viel Geld mit herbringen, wenn er in jetziger Zeit eine derartige Klage gegen einen Amerikaner durchsetzen wollte. Ja, wenn du ein Fremder wärst. Außerdem bist du, soviel ich weiß, Advokat, und ...«

»Es ist kein Gläubiger«, unterbrach Hetson finster den Redenden, »und die Sache, in der ich dich um deinen Rat bitten wollte, betrifft weder Gold noch Goldes wert, sondern die Ruhe meines ganzen Lebens. «

»Was hast du?«, sagte Sistyly erstaunt, »Du bist ja ganz außer dir. Wen erwartest - oder wen fürchtest du?«

»Fürchten - du hast das rechte Wort genannt«, rief Hetson rasch, indem er des Mannes Arm ergriff und scheu über seine eigene Schulter sah, als ob er das Schreckgebilde, das seine Ruhevergiftete, schon da, schon in seiner Nähe wählte.

»Fürchten - pah!«, zischte aber der Amerikaner verächtlich zwischen den Zähnen durch. »Wenn es ein Wesen ist, dem sich mit Pulver und Blei oder kaltem Stahl beikommen lässt, was hast du da zu fürchten? Ich fürchte den Teufel nicht!«

Hetson sah wild und ausdruckslos in seine Augen. Es war, als ob ihm selber in dem Moment ein neuer Gedanke, ein Hoffnungsstrahl dämmere.

»Und wer ist es?«, fragte Sistyly mit ruhiger Stimme, während das verächtliche Lächeln seine Lippen noch immer nicht verlassen hatte.

»Der Bräutigam meiner Frau!«, flüsterte da Hetson.

»Hahaha!«, gab der Amerikaner lachend von sich. »Das ist allerdings eine wunderliche Verwandtschaft. Bist denn



du der nicht selber gewesen?«

»Höre mich an«, sagte Hetson mit vor innerer Aufregung fast heiserer Stimme. »Meine Frau war verlobt, ehe sie mich kennenlernte. Sie hielt ihren Bräutigam für tot, heiratete mich und erhielt erst nach unserer Trauung die Nachricht, dass er noch lebe und sie aufsuchen wolle.«

»Und woher weißt du das?«

»Sie hat es mir selber gesagt, mir den Brief gezeigt.«

»Sie selber? Hm, dann ist die Sache auch nicht so gefährlich. Sie mag dann jedenfalls nichts mehr von ihm wissen.«

»Ich fürchte, sie liebt ihn heißer als je zuvor«, flüsterte aber Hetson, »und tut nur das, was sie eben für ihre Pflicht hielt.«

»Und weiß er, wo sie ist?«

»Ich hoffe, nein. Ich habe ihn wenigstens auf eine falsche Fährte gesetzt, falls er ihr nachforschen sollte. Aber wenn er nun doch ...«

»Du quälst dich mit einem Hirngespinnst«, sagte da kopfschüttelnd der Amerikaner. »Wozu die vielen Wenn und Aber? Erst lass ihn kommen. Nachher ist immer noch Zeit, ihn beiseitezuschaffen, falls er gefährlich werden sollte. Es ist ein Landsmann?«

»Nein, ein Engländer.«

»Ein Engländer? Puh, und deshalb das Aufheben«, sprach der Mann, lachte laut auf und machte sich von Hetson, der seinen Arm gefasst hatte, los. »Ich hätte dich für vernünftiger gehalten. Ist er gescheit, so folgt er dir nicht nach, und käme er wirklich - wollten wir es ihm vertreiben, im fremden Revier zu jagen. Aber jetzt sag mir, was ist dir überhaupt eingefallen, mit einer Frau nach Kalifornien zu kommen? Was um Gotteswillen gedenkst du hier mit ihr zu tun

und wo zu bleiben? In der Stadt?«

»Ich weiß es selbst noch nicht«, sagte Hetson. »Nur fort wollte ich - fort aus jener Gegend, wo ich jeden Augenblick fürchten musste, mit einem Nebenbuhler zusammenzutreffen, und da war Kalifornien ...«

»Das unglücklichste Land der Welt, das du dir hättest aussuchen können«, unterbrach ihn Sistly. »In späterer Zeit mag es allerdings sein, dass auch Frauen und Familien hier herüberziehen. Jetzt aber ist das ganze Land nur ein rauer Staat für Männer. Wie eine Fürstin könntest du auch in jedem anderen deine Frau mit demselben Geld unterhalten, was es dich hier kosten wird, ihr nur die nötigsten Bedürfnisse zu verschaffen. Doch das ist eine Sache, die du mit dir selber auszumachen hast. Apropos, wie heißt denn jener englische Herr, vor dem du einen so heillosen Respekt hast - wenn ich ja einmal zufällig mit ihm zusammentreffen sollte?«

»Golway, Charles Golway.«

»Es ist gut, ich werde mir den Namen merken«, sprach Sistly.

»Und was soll ich jetzt tun?«

»Du? Nichts. Warte ab, bis er wirklich kommt, dann erklär ihm ganz einfach, dass Du ihm ohne weitere Warnung eine Kugel durch den Kopf schießen würdest, so wie er nur ein einziges Wort mit deiner Frau wechselt - und nachher mache deine Drohung wahr. Die Gesetze brauchst du nicht zu fürchten. Erstens schützen sie dich, wo du so auffallend in deinem Recht bist. Und zweitens, täten sie es nicht, so sind wir selber Manns genug, das zu besorgen. Jetzt aber muss ich fort. Ich habe überdies schon viel zu lange Zeit hier mit dir verplaudert. Heute Abend findest du mich wie-

der im Saal des Parkerhauses.«

»Aber das Courthouse?«

»Ist jenes lange Gebäude dort drüben«, sagte Sistyly, mit dem Arm über die Plaza deutend, nickte Hetson zu, und schritt rasch die der Bay zuführende Straße hinab.

\*\*\*

## Kapitel 4

### *Die Plaza von San Francisco*

Die Plaza oder der Hauptplatz von San Francisco, jetzt ein mit prachtvollen und massiven Gebäuden umgebener Platz, zeigte im Sommer des Jahres 1849 noch ein buntes Gemengsel von Holzbaracken und Zelten, wie sie die ersten Einwanderer nur flüchtig aufgeschlagen hatten.

Die obere Front nahm allerdings noch das alte Gerichtshaus ein, das, aus ungebrannten Backsteinen, sogenannten *adobies* erbaut, unter mexikanischer Herrschaft aufgerichtet worden war. Sonst aber war in den wenigen Monaten, die seit der Entdeckung des Goldes erst verflossen waren, der spanische Charakter desselben schon ganz verschwunden und ein Stadtteil dort entstanden, der sich in seiner wunderlichen Mischung von Wohnhäusern mit keinem anderen Ort der Welt mehr vergleichen ließ.

Nur an der unteren Front, dem Courthouse gerade gegenüber, stand ein einzelnes mehrstöckiges Holzgebäude, das schon erwähnte Parkerhaus, das ein Amerikaner namens Parker aufgebaut und enormen Mietzins, teils von den Spieltischen, teils von Wirtschaft und Gastzimmern zog.

Dicht daneben befand sich das *El Dorado* - eine der prachtvollsten Spielhöllen der Welt - damals nur ein großes weit gedehntes Zelt. Rechts und links reihten sich andere kleinere Zelte und Holzschuppen an, in denen fast in allen gespielt und getrunken wurde und die für den Augenblick keinen anderen Zweck hatten, als ihre Insassen nur wenigstens unter ein Dach zu bringen.

Die Plaza bildete dabei den eigentlichen Mittelpunkt der

Stadt, und während sie von den Hauptstraßen gekreuzt wurde, konzentrierte sie den eigentlichen Verkehr San Franciscos. Was von Fremden in die Stadt kam, suchte vor allen Dingen diesen Ort auf oder wurde von dem Menschenstrom dorthingedrängt. Sämtliche Hausierer besonders glaubten hier den vorteilhaftesten Platz zum Ausstellen ihrer Waren zu finden und boten diese hier teils in tragbaren Körben, teils auf rasch hingestellten und beweglichen Tischen aus. Eine Kontrolle für diese Leute fand natürlich noch nicht statt, und wer irgendeinen Gegenstand feilbieten wollte, konnte seinen Ort sich selber dazu wählen. War er dem freien Verkehr dort, wohin er sich stellte, im Wege, so drängte ihn die Menschenmasse schon selber beiseite.

Der Hauptstrom der Menschenmenge wogte aber an den Häusern hin, und die meisten schlenderten nur aus einem Spielzelt in das andere oder gingen eben auf der dort vorbeiführenden Straße ihren Geschäften nach. Auf der Plaza selber sammelten sich nur hier und da kleine Gruppen oder kamen Einzelne quer herüber, den Weg zu einer der Wasserstraßen abzukürzen.

Dort hatte Sisty seinen neu gefundenen Freund verlassen, und Hetson blieb, als die bunte Serape des Amerikaners schon lange in dem Gedränge der Fußgänger verschwunden war, noch immer wie träumend auf derselben Stelle stehen und starrte vor sich nieder.

Die Trostgründe, die Sisty für ihn gehabt hatte, schienen nämlich seine Unruhe eher vermehrt als verringert zu haben, denn hatte dieser es nicht als ziemlich fest angenommen, dass ihm der gefürchtete Nebenbuhler wirklich folgen würde?

Schon der Gedanke daran trieb ihm aber das Blut in ra-

sender Schnelle durch die Adern und ließ sein Herz stärker klopfen. Es war der Gedanke eines möglichen Verlustes seiner Frau, den er nicht verfolgen durfte, wenn er nicht fürchten wollte, wahnsinnig zu werden. Vergebens kämpfte er auch selber mit allen Vernunftgründen dagegen an, vergebens sagte und wiederholte er sich, dass ihn Jenny liebe, dass sie ihn nicht wieder verlassen würde - es blieb umsonst.

Ein tückischer Geist flüsterte ihm wieder und wieder ins Ohr, dass die erste Liebe das Herz eines Menschen nie verlasse, und seine krankhaft erregte Einbildungskraft malte sich dabei den Nebenbuhler mit allen Reizen der Jugend geschmückt aus, der nur erscheinen dürfe, das Herz seiner Gattin aufs Neue zu voller Liebe zu entstammen.

Über die Plaza kam eine einzelne wunderliche, uns übrigens nicht unbekannte Gestalt, die selbst von den an das Sonderbare hier genügsam gewöhnten Amerikanern nicht unbeachtet vorbeigelassen wurde, denn hier und da blieben Einzelne stehen und sahen ihr kopfschüttelnd nach.

Es war ein alter Bekannter von uns: Ballenstedt, der mit seinem erbsgelben Kragenmantel, die Hosen aufgestreift, die Stiefel frisch geschmiert, den Hut etwas nach hinten fest in den Kopf gedrückt, in der linken Hand sein Bündel und unter dem linken Arm den grünbaumwollenen Regenschirm geklemmt, in der rechten aber einen Spaten haltend, langsam und bedächtig über den Platz herüberkam und nicht ganz einig mit sich zu sein schien, welche der davon abzweigenden Straßen er eigentlich wählen solle. Er blieb wenigstens manchmal stehen, sah sich nach den verschiedenen Himmelsrichtungen um und konnte dabei zu keinem rechten Resultat gelangen.

Endlich hatte er die Stelle erreicht, auf welcher Hetson noch immer in sich verloren stand, ging auf ihn zu, berührte leise mit dem Griff des Spatens seinen Ellbogen und sagte: »Hören Sie einmal, könnten Sie mir nicht sagen, wo ich hier am schnellsten in die Minen komme?«

Hetsen drehte sich rasch und fast erschreckt nach dem Frager um, dieser aber, der alsbald den Reisegefährten erkannte, fuhr enttäuscht und ziemlich unbekümmert, ob er ihn verstand oder nicht, fort: »Ach Herr je, Sie sind ja auch von uns. Ja da werden Sie auch noch nichts wissen. Na nehmen Sie es nicht übel. Gehen Sie auch in die Minen?«

Hetsen schüttelte unwillig mit dem Kopf, zum Zeichen, dass er nicht verstehe, was der Fremde sage - kannte er ihn doch nicht einmal in dem weiten entsetzlichen Mantel. Zugleich drehte er sich rasch ab von ihm und schritt - entschlossen die Fremdenlisten jedenfalls nachzusehen - dem Courthouse zu.

»Na, der ist grob«, brummte Ballenstedt mürrisch vor sich hin. »Trag du aber meinetwegen die Nase so hoch du willst, in vier Wochen tausche ich doch nicht mit dir, so viel weiß ich!«

Seinen Spaten wieder fester packend, wollte er eben seinen Weg fortsetzen, als er von ein paar laut lachenden Stimmen angerufen wurde.

»Ballenstedt ... he ... hallo, Ballenstedt!«

Er blieb stehen und drehte sich nach den Rufnern um. Aufrecht gestanden war ihm aber nichts daran gelegen, von alten Schiffsgenossen angesprochen und aufgehalten zu werden. Er hatte keine Zeit mehr zu vertrödeln, und je eher er in die Minen kam, desto besser. Wohin er ging, brauchte überdies niemand zu wissen.

»Ballenstedt, Junge!«, rief aber einer der beiden, die auf den Reisegefährten zueilten und lachend bei ihm stehen blieben. »Donnerwetter, wo soll die Reise nun hingehen? Doch nicht direkt zum Buddeln?«

Es war Lamberg, der augenscheinlich der Flasche ein wenig zugesprochen hatte und den Hufner begleitete.

»Soll ich mich etwa erst noch hier einmieten und Geld verzehren?«, sagte aber Ballenstedt, der eine weitere Begrüßung für unnötig hielt. »Ich habe keine lange Zeit, denn ich muss in zehn Monaten wieder in Deutschland sein.«

»In zehn Monaten?«, gab Lamberg lachend von sich. »Da wirst du verwünscht wenig da oben herausschaukeln können, denn fünf musst du auf die Rückreise rechnen.«

»Das schadet nichts«, erwiderte Ballenstedt ruhig. »Ich brauche auch nur 20 000 Taler.«

»20 000 Taler? ... so? ... mehr nicht?«, rief Lamberg verwundert, »und das sagt der Mensch da mit einer Ruhe, als ob er das Papier in der Tasche hätte und nur auf die Bank zu gehen brauchte, es ausgezahlt zu bekommen. Und was willst du mit der kleinen Summe machen, Alterchen?«

»Den neuen Hof zu Hesselbach kaufen«, sagte Ballenstedt. »Der kostet gerade so viel.«

»Und glauben Sie wirklich, dass Sie in der kurzen Zeit so viel Gold herausgraben können, Herr Ballenstedt?«, fragte da Herr Hufner, dem die bestimmte Zuversicht des Mannes imponierte.«

»Wirklich glauben?«, sagte aber Ballenstedt ordentlich verwundert. Na, wenn ich das nicht gewiss wüsste, weshalb wäre ich denn da die vielen Tausend Meilen hier nach Kalifornien gekommen, he?«

»Hahahahaha!« Lamberg lachte laut auf. »Ballenstedt ist



göttlich!«

Hufner aber, den Zeit und Summe, seiner eigenen Zwecke wegen, außerordentlich ansprachen und der auch wohl nebenbei in den derben Fäusten des Burschen eine Garantie für die Erdarbeit sah, der er sich doch nicht so recht gewachsen fühlte, sagte: »Wenn ich das wüsste, Herr Ballenstedt, dann hätte ich große Lust, gleich mit Ihnen zu gehen. Zu zweien arbeitet es sich überdies immer besser als allein, und morgen früh wollte ich ohnedies aufbrechen. Haben Sie einen Augenblick Zeit?«

»Wer? Ich ...«, fragte Ballenstedt. »Nein!«

»Ich meinte nur höchstens zehn Minuten«, drängte aber Hufner. »Das können Sie mir schon aus alter Kameradschaft zuliebe tun. Meine Sachen sind bereits zusammengeschnürt und ich brauche sie nur da drüben in der Straße abzuholen. Nicht wahr, Sie warten einen Augenblick auf mich?«

»Sie sind wohl nicht klug«, rief da Lamberg, dem dieser rasche Entschluss auf solche Grundlagen hin doch außer dem Spaß war. »Ballenstedt weiß doch auch die Stellen nicht, wo es sitzt.«

»Nicht wahr, Sie bleiben hier einen Augenblick?«, rief aber Herr Hufner noch einmal, dem ein unbestimmtes Gefühl sagte, dass er den glücklichen Moment getroffen habe und ihn jetzt beim Schopfe erwischen müsse, wenn er ihm nicht wieder unter den

Händen entschlüpfen solle. Ohne deshalb auch nur eine Antwort Ballenstedts abzuwarten, lief er über die Plaza hinüber zur Kearney Street hinein, und Lamberg, der ihm den tollen Entschluss noch ausreden wollte, folgte ihm, so rasch er nur konnte.

»So?«, brummte aber Ballenstedt leise vor sich hin, »mitgehen, nicht wahr? Auf dem Schiff hat sich der Monsieur den Henker um mich gekümmert, und jetzt, wo ihm das Gold in die Nase sticht, bin ich ihm auf einmal gut genug. Na, ich will ihm nur wünschen, dass er mich wieder findet.«

Wie er die beiden um die nächste Ecke verschwinden sah, bog er eine andere Straße ein und ließ sich nicht wieder blicken.

Eine gute Viertelstunde mochte vergangen sein, als von der Bay herauf ein Karren mit Gütern beladen fuhr. Hinter ihm drein ging mit gebücktem Kopf, ein Kind an jeder Hand, eine Frau, und neben ihr ein älterer, anständig gekleideter Herr, der ein drittes Kind auf dem Arm trug. Er schien sich aber in dieser Situation nicht besonders behaglich zu befinden, denn er schaute, trotz des neuen Lebens, das ihn an allen Seiten umgab, weder rechts noch links um sich, als ob er damit die Aufmerksamkeit der ihm Begegnenden ebenfalls von sich ablenken könne. Das half ihm jedoch nur wenig, denn gerade, als der kleine Zug die Mitte der Plaza erreicht hatte, rief ihn eine bekannte Stimme an.

»Assessor - Donnerwetter, wo wollen Sie hin?«

Der Assessor Möhler drehte etwas scheu den Kopf nach der Seite, von der die Stimme kam, und erkannte seinen alten Schiffskameraden, den Justizrat, der, mit der langen Pfeife im Mund, wie er ihn eigentlich an Bord auch nie anders gesehen, hinter ihnen drein gekommen war.«

»Ach, Herr Justizrat«, sagte der Assessor freundlich, »ist mir doch sehr angenehm, Sie auf festem Land begrüßen zu können. Ich gehe, wie Sie sehen, mit der armen Frau Siebert in die Stadt hinauf, in das Kosthaus, in dem ihr seliger

Mann gestorben ist.«

»Hm ... ja ... hab's gehört ... tut mir leid. Eigentlich verfluchte Geschichte«, brummte der Mann des Gerichts in einem leisen Anflug von Mitgefühl. »Na, schadet weiter nichts«, setzte er dann aber auch gleich, gewissermaßen als Trost hinzu, »können dann Erbschaft gleich antreten und mit nächstem Schiff wieder umkehren. Heilloses Land, das Kalifornien ... fordern einem für ein Pfund schlechten Knaster sieben Dollar ab ... noch gar nicht dagewesen. Wie kann eine Frau da existieren?«

Die arme Frau antwortete keine Silbe. Der Schmerz und Schreck hatte sie niedergebrochen, und so zuversichtlich, ja selbstbewusst sie auch an Bord dem Leben in Kalifornien entgegengesehen hatte, so niedergedrückt, so tot für alles, was außer ihr geschah, war sie jetzt. Der Justizrat nahm indessen weiter keine Notiz von ihr und erkundigte sich bei dem Assessor nach seinem Kosthaus, dem er zugeing, da er selber das Schiff nur deshalb verlassen hatte, um sich einen Wohnplatz auszusuchen, ehe er sein Gepäck an Land schaffte. Da er übrigens die Worte auf seine gewöhnliche barsche Art herauspolterte, und sich dabei dicht neben dem Assessor hielt, fing das Kind, das dieser auf dem Arm trug, wieder an zu schreien und wollte sich gar nicht beruhigen lassen. Den Justizrat konnte das allerdings nur wenig abhalten, in seinen Meinungsäußerungen über das Land, von dem er eigentlich noch gar nichts gesehen hatte, fortzufahren.

Der kleine Einwanderer schien aber entschlossen, das Wort zu behalten. Ja lauter der Justizrat sprach, desto mehr schrie das Kind, und die Leute auf der Straße blieben schon stehen, ihnen nachzusehen.

War doch auch selbst ein kleines Kind etwas Ungewöhnliches in Kalifornien.

Dem armen Assessor besonders war seine Lage aufs Äußerste peinlich. Er warf ein paar Mal einen halb verzweifelten Blick auf den neben ihnen herfahrenden Güterkarren, ob er dort nicht vielleicht seine kleine unruhige Last deponieren könne. Dies ging aber doch nicht gut an. Die Mutter nahm gleichfalls nicht die geringste Notiz von dem Kind, das sie vollkommen gut aufgehoben wusste. Dem Mann blieb schon nichts anderes übrig, als eben auszuharren.

Die Umstehenden würden sich vielleicht mehr mit der wunderlichen kleinen Karawane beschäftigt haben, hätte San Francisco in jener Zeit nicht unausgesetzt zu viel des Neuen und Sonderbaren geboten, dem Einzelnen auch nur mehr als einen flüchtigen Blick zu schenken. Die Aufmerksamkeit der Leute wurde überdies auf einen anderen Trupp gelenkt, der sie allerdings auch mehr verdiente.

Die Gerüchte nämlich, die damals im Ausland über Kalifornien umliefen, schilderten das Land kaum besser als eine Art von umfangreicher Räuberhöhle, in dem man fortwährend mit gespannten Pistolen seinen Sack voll Gold und sein Leben zu wahren hätte. Dass in einem noch so wilden Land zuweilen ungesetzliche Handlungen vorfielen, ließ sich allerdings nicht leugnen. Die ganzen Zustände waren ungesetzlich, wenn auch freilich nicht in dem Maße, in dem sie geschildert wurden.

Dem zufolge hatten sich denn auch die meisten Einwanderer, die sich ein Land ohne Polizei noch nicht recht denken konnten, mit allen nur tragbaren Waffen reichlich versehen. Gewehre, Dolche sowie Pistolen spielten bei dem Minengepäck eine nicht unbedeutende Rolle.

Das Nonplusultra dieser fast krankhaften Selbstschutzmanie bot aber ein kleiner Trupp von Leuten, die in diesem Augenblick über die Plaza zogen, und allerdings der auf sie gewandten Aufmerksamkeit wert waren.

Die kleine Gesellschaft bestand aus fünf Personen, deren Führer eine fast riesengroße Gestalt, mit krausem schwarzen Bart und mächtigem Schulterbau, gravitatisch voranschritt. Der Mann, der sicher seine sieben Fuß in den Schuhen stand, trug einen breitrandigen weißen Filzhut, eine grüne Bluse und lichte Beinkleider, um den Leib aber einen etwa fünf Zoll weiten weißlackierten Ledergurt und an diesem einen riesigen Pallasch, der hinter ihm klirrend den trockenen Staub aufwühlte. Neben dem Pallasch aber hing noch ein mäßiger Hirschfänger mit Hirschhorngriff, wahrscheinlich zu engem Handgemenge bestimmt, und neben diesem wieder ein etwa 18 Zoll langer Nickfänger zum Zusammenklappen, aber ebenfalls in einer Scheide. Rechts im Gürtel stak außerdem ein Dolch mit Terzerolläufen daran, und zwei doppelläufige Pistolen füllten den vorderen Raum aus. Zugleich hing ihm über der Schulter eine leichte Vogelflinte von enormem Kaliber.

Trotzdem passte zu dieser wahrhaft verzweifelten Armierung das Gesicht des Mannes keineswegs, der mit seinen roten Backen und treuherzigen blauen Augen gar gutmütig und freundlich, ja sogar etwas erstaunt umherschaut. Möglich, dass er geglaubt hatte, er würde sich bei seiner Landung jeden Zoll breit des Bodens mit der blanken Waffe erkämpfen müssen, und er schien nun überrascht zu sein, nirgends auch nur auf den geringsten Widerstand zu stoßen.

Komisch aber wurde sein Erscheinen durch seine vier Be-

gleiter, zu denen er sich - vielleicht absichtlich - den kleinsten Menschenschlag ausgesucht zu haben schien. Die vier kleinen Burschen, die ihm folgten, und von denen keiner selbst das Militärmaß haben konnte, trugen dabei eben solche Bärte und Kleider wie er, nur allerdings im verjüngten Maßstab. Auch fehlte ihnen der Pallasch, denn ihre Bewaffnung begann bei dem Hirschfänger, der auch besser zu ihrer Statur passte. Sonst waren sie gleichfalls reichlich mit Dolchen und Pistolen versehen und zogen dabei einen kleinen vierrädrigen Handkarren, wahrscheinlich mit ihrem Gepäck. Ein großer und vier kleine Koffer standen wenigstens darauf, von einer Garnitur von Schaufeln, Spitzhacken, Blechpfannen, Kochgeschirr und Regenschirmen umgeben, und die vier kleinen Riesen, von denen zwei wahrscheinlich abwechselnd zogen, und die anderen beiden mit der Flinte auf der Schulter als Wacht hinterdrein gingen, folgten dem großen vertrauensvoll, wohin er sie führen würde.

Es waren übrigens unverkennbar Deutsche - schon die baumwollenen Regenschirme verrieten das. Hätte sie auch nur ein Zug ihrer Mienen oder ein Stück ihrer Kleider Lügen gestraft, und still und schweigend, ohne sich um irgendjemand zu bekümmern, schritten sie über die Plaza hin und verschwanden bald in einer der nach Westen führenden Nebenstraßen.

In diesem Augenblick erschien Herr Hufner wieder auf dem Schauplatz, und zwar in Schweiß gebadet, und ängstlich überall nach der wunderlichen Gestalt Ballenstedts umherschend. Der aber war nirgend mehr zu finden, und auf einige, in höchst mittelmäßigem Englisch getane Fragen an Vorübergehende, schickte man den bestürzten jungen Mann rasch hinter dem kleinen Trupp der Bewaffneten

drein.

Hier erkannte Hufner allerdings gar bald, dass er sich geirrt hatte. Ballenstedt war aber in diesem Gewirr von Menschen nicht mehr aufzufinden, und die Deutschen, an die er sich wandte, wussten ihm ebenfalls keine Auskunft zu geben.

Der Schaden ließ sich jedoch ersetzen. Vielleicht war er imstande, seine Aussichten um ein Bedeutendes zu verbessern, wenn er sich dieser Karawane anschloss. Bekam er dadurch doch auch zu gleicher Zeit Gelegenheit, sein schweres Bündel, das ihn schon tüchtig schwitzen ließ, auf eine Fuhre zu bringen. Ohne Weiteres wandte er sich auch deshalb an den Führer des kleinen Trupps und sagte: »Hört einmal, Landsleute, ich habe eben meinen Kameraden verloren, mit dem ich in die Minen wollte. Wenn es Euch aber recht ist, so bleibe ich bei Euch, und wir können dann *da oben* zusammenarbeiten.«

»Und wo haben Sie Ihre Waffen?«, fragte da der Riese, der zu Hufners Erstaunen eine ganzmerkwürdig feine und weiche Stimme hatte.

»Meine Waffen?«, sagte dieser etwas verblüfft, »Waffen habe ich gar keine, mein Brotmesser ausgenommen, und eine kleine Pistole hier. Sie ist aber nicht geladen, denn ich fürchte, sie möchte mir einmal von selber in der Tasche losgehen. Zu Bremen ist neulich so ein Unglück vorgefallen.«

»Keine Waffen?«, rief da der Riefe und machte vor lauter Erstaunen Front gegen ihn, »und womit wollen Sie sich denn da verteidigen?«

»Ja«, stotterte Herr Hufner, »ist es ... ist es denn so gefährlich oben in den Minen? Ich glaubte ...«

»Gefährlich?« wiederholte jedoch mit einem fast mitleidi-

gen Achselzucken der Riese. »Sehen Sie uns einmal an. Glauben Sie, dass wir bis an die Zähne bewaffnet ausrücken würden, wenn es nicht gefährlich wäre?«

»Aber Ballenstedt hat nur einen Regenschirm und eine Schaufel bei sich«, sagte Herr Hufner bestürzt.

»Armer Mann«, seufzte leise der Riese, »wer weiß, unter welchem Baum seine Knochen in den nächsten Tagen bleichen werden. Wir gedenken, uns jeden Abend ordentlich zu verschanzen. Ein paar Stunden können wir fünf schon einen tüchtigen Wall aufwerfen und sind auch gern gesonnen, noch mehr tüchtige Besatzung zu uns stoßen zu lassen. Aber wehrhafte Männer müssen wir haben. Mit dem Schirm da können Sie sich nicht verteidigen. Und selbst Ihr Terzerol ist nicht genügend. Unter diesen Umständen tut es mir also leid, Sie nicht meiner kleinen Schar einverleiben zu dürfen. Es ist gegen unsere Statuten.«

»Aber da kann ich doch nicht ganz allein ...«

»Bedauere sehr«, unterbrach ihn der Gewaltige, »hier in Kalifornien hat aber jeder für sich selber zu sorgen. Achtung, Ihr Leute ... Ordnung beibehalten ... Vorwärts ... Marsch!« Und gegen Herrn Hufner freundlich und huldreich die linke Hand neigend, machte er einen militärischen Schwenk, warf den rechten Arm in die Höhe und stellte sich wieder an die Spitze des Zugs, der im nächsten Augenblick seinen unterbrochenen Weg fortsetzte.

Herr Hufner blieb noch eine ganze Weile unschlüssig auf derselben Stelle stehen, auf der ihn jene verlassen hatten, und der Gedanke stieg in ihm auf, ihnen von Weitem zu folgen, sich wenigstens den Schutz ihrer Nähe zu sichern. Seine angeborene Bescheidenheit verwarf das aber wieder, denn er wollte nicht zudringlich erscheinen, und kehrte



endlich, da eine Menge Menschen gegen ihn anrannten, wieder in sein eben verlassenes Quartier zurück. Unter solchen Umständen durfte er natürlich nicht wagen, allein in die Minen zu wandern, und es blieb ihm nichts weiter übrig, als sich Waffen anzuschaffen und irgendeine andere Gesellschaft abzuwarten, der er sich mit Sicherheit anschließen konnte.

Auf der Plaza nahm indessen das geschäftige Leben, trotzdem dass die Sonne sich mehr und mehr dem Horizont neigte und ihre rote Scheibe schon hinter dem Rand der Küstenberge verschwand, noch nicht ab. Von allen Seiten wogten die Mengen herüber und hinüber, und schwer geladene Karren kamen ununterbrochen vom Ufer herauf, gelandete Passagiergüter in die verschiedenen Kosthäuser - oder vielmehr Kostzelte - abzuliefern.

Die Einwanderung war gerade in dieser Zeit außerordentlich beträchtlich, denn die ersten glänzenden Nachrichten von der Entdeckung und dem Reichtum der Goldfelder hatten draußen in der Welt gewirkt, und von allen Weltteilen zugleich kamen die Abenteurer herbeigeströmt, jene fabelhaften, in ihrer Einbildungskraft noch ver Hundertfachen Schätze auszubeuten. Zehn bis zwölf Schiffe an einem Tag waren etwas ganz Gewöhnliches, und verhinderte der Wind manchmal die Fahrzeuge am Einlaufen in die Bay, so überstieg ihre Zahl, sobald er sich wieder günstig drehte, gar nicht selten zwanzig.

Die große Mehrzahl von all den Passagieren, die sie mitbrachten, sahen aber San Francisco nur eben als ersten Landungsplatz an, in dem sie sich keine bleibende Stätte suchen wollten. Ihnen waren die Berge das Ziel, das sie so rasch wie möglich zu erreichen strebten. Sie hätten viel-

leicht nicht einmal die erste Nacht in einem Kosthaus geschlafen, vor dessen hohen Preisen sie sich fürchteten, wäre ihnen nicht das eigene Gepäck im Wege gewesen. Aber wohin mit dem? Ihre Koffer und Kästen konnten sie nicht mit in die Minen schleppen, und sie mussten deswegen jetzt schon suchen, für ihr Gepäck irgendwo ein Unterkommen zu finden.

So waren die meisten Passagiere der Leontine den ganzen Nachmittag herumgelaufen, eine sichere Lagerung für ihr Gepäck aufzutreiben, - aber ohne Erfolg. Die Wirte erklärten sich allerdings bereit, das Gepäck in Verwahrung zu behalten, aber einstehen konnten sie nicht dafür, ihm nicht einmal mehr Schutz gegen Regen geben, als das etwas zweifelhafte Zeltdach gewährte. Lagermiete betrug nichtsdestoweniger einen Dollar für einen Koffer per Monat und zwei Dollar für eine Kiste.

Aber das half nichts, hatten sich die Leute daheim, Tausende von Meilen entfernt, von Freunden und Verwandten, von allem losgerissen, an denen ihr Herz hing, so konnten sie sich hier nicht von einem Koffer oder einer Kiste festhalten lassen. In irgendeinen, ihnen angewiesenen Verschlag von Leinen oder Brettern wurden deshalb die verschiedenen Kolli hineingeschleppt. Der Wirt stellte einen Zettel aus, dass er das und das Stück erhalten habe, *aber weiter nicht dafür hafte*, und fort zogen die Goldlustigen in die Minen, selbst ohne Abschied von ihrem Gepäck zu nehmen - und doch, in wie wenig Fällen sahen sie es wieder.

»Fort in die Minen!«, hieß der allgemeine Ruf. Die wenigen, in San Francisco damals noch erscheinenden Zeitungen steigerten die Hast mit jedem Tag durch immer neue, immer fabelhaftere Berichte frisch entdeckter Schätze. Jede

Stunde, die die »Goldwäscher« noch hier ausharren mussten, hielten sie für verloren. In rastloser Ungeduld durchstreiften sie die Stadt, als ob sie mit dem Umherwandern die Zeit selber betrügen könnten.

Gerade diese Tausende aber, die solcher Art ohne Beschäftigung in San Francisco lagen und am nächsten Tag wieder größtenteils von anderen ersetzt wurden, füllten die zahlreichen Spielsäle, von denen es schon eine enorme Anzahl in der Stadt gab. Einmal konnten sie dort am besten ihre Zeit verkürzen, da es die einzigen Plätze waren, auf denen man sich zusammenfand. Dann blieb es zugleich ein Beginn des Goldlandes, ein Probiestein, wie günstig ihnen das Glück in den Minen sein würde. Jedenfalls, hieß es, müsse man Fortuna einmal die Tür öffnen und ihr Gelegenheit geben, hereinzukommen. Fünfzehn bis zwanzig - ja auch wohl mehr Dollar - opferte fast jeder auf den grünen Tischen.

Dass dort falsch gespielt wurde, fiel ihnen natürlich nicht ein. Die Leute sahen so ehrlich aus, das Spiel selber ging einen so geregelten Gang. Ein Betrug konnte ja da kaum vorkommen - und doch verschwand ihr Geld. *Es hat nicht sein sollen*, trösteten sie sich dann, und wohl ihnen, wenn sie es damit aufgaben.

\*\*\*

## Kapitel 5

### *Ein Abend in San Francisco*

Die Nacht brach an, und wie sich in jenen Ländern gleich nach Sonnenuntergang die Dunkelheit rasch und fast plötzlich auf die Erde legt, so unterbrach sie auch hier das geschäftige Treiben der Menge. Die Karren verschwanden. Die Lastträger, die, meist mit ihrem eigenen Gepäck, durch die Straßen gekeucht waren, brachten ihre Bürden unter, so gut das in der Eile ging. Die hell erleuchteten Spielsalons der Plaza sandten ihren vollen strahlenden Glanz durch die geöffneten Türen aus ins Freie. Lockten sie mit diesem doch nun mehr Menschen heran als in dem hellen Tageslicht, wo die meisten überdies andere Beschäftigung hatten. Jetzt war fast jeder frei, und in die zurückgeschlagenen Zelte und geöffneten Pforten strömten Scharen von Menschen.

Das Parkerhaus, das zu jener Zeit den geräumigsten und bestdekorierten Saal aufwies, strahlte besonders in heller, lichter Pracht. Um sämtliche Spieltische, deren jeder Einzelne eine enorme Pacht zahlen musste, drängten sich Leute, und hier galt weder Rang noch Stand - nur Gold.

Wieder kreischten dazu oben auf dem Orchester die Violinen, schmetterten die Trompeten und donnerten die Pauken. Durch den weiten, menschengefüllten Saal lief das dumpfe Murmeln der Menge, klang der Laut der springenden Münzen, und tönte manchmal der gellende Jubelschrei eines glücklichen Spielers oder der lästerliche Fluch eines Verlierenden. Zuweilen knallte auch ein Champagnerpfropf dazwischen - leicht gewonnenes Geld musste auch leicht vergeudet werden - und die Gläser der Zechenden

klirrten zusammen. Aber den Gang des Spieles konnte das nicht unterbrechen, und den alten abgefeimten Spielern war das sogar ein angenehmer Ton. Die Leute, die dort ihr Geld verprassten, glaubten, sie hätten es gewonnen, und doch war es nur geborgt, denn in einer Stunde brachten sie es, den Feuerwein in ihren Adern, gewiss mit Zins und Zinseszins an die Bank zurück.

Mitten durch diese Tische, weder das Spiel noch den Saal selber weiter eines Blickes würdigend, drängte sich ein Mann. Schon die Hast, mit der er es tat, fiel hier um so mehr auf, da niemand Eile hatte. Man war hier eben hereingekommen, den Abend zu verbringen, und Schritt für Schritt, alle Augenblicke an einer oder der anderen Stelle Halt machend, wogte der Menschenschwarm im Saal auf und ab. Wer da schneller vorwärts wollte als die Übrigen, musste natürlich die ganze Ordnung stören.

»Hallo«, brummte ein Mann in einer blauen Bluse, den der Eilige etwas derb zur Seite geschoben hatte, indem er sich mehr erstaunt als ärgerlich nach ihm umsah. »Na, du wirst dein Geld doch in diesem verbrannten Nest noch früh genug loswerden, dass du in solcher Hast danach rennst. Was der Narr läuft!«

»Hat sich gewiss neuen Barvorrat geholt«, warf ein anderer lachend ein - ein Bursche, der einem Strauchdieb weit ähnlicher sah als einem ehrlichen Menschen. »Wenn er zurückkommt, geht er langsamer - er ist noch grün.«

»Je früher sie ihm dann die Flaumfedern ausrupfen, desto besser«, sagte der in der Bluse und drehte sich wieder einem der nächsten Tische zu, das Spiel zu beobachten.

Der Fremde hörte wahrscheinlich diese Bemerkungen gar nicht, oder wenn, so achtete er ihrer nicht, denn unaufhalt-

sam drängte er vorwärts. Sein ängstlich dabei umherschweifender Blick schien irgendjemanden im Saal zu suchen.

»Hier, Sir, hier ist der Platz, Ihre Taschen voll Gold zu gewinnen!«, rief ihn wohl hier und da einmal ein gerade nicht beschäftigter Spieler von einem oder dem anderen Tische an, konnte ihn aber nicht aufhalten, bis er plötzlich den, welchen er suchte, an einer Säule lehrend entdeckte und sich nun rasch zu ihm hinarbeitete.

»Siftly!«, rief er dabei, als er die Schulter des Mannes berührte. »Ich habe ihn gefunden!«

»Heda, Hetson?«, sagte der Amerikaner, sich langsam nach ihm umdrehend. »Mensch, was hast du? Du siehst ja leichenbleich aus!«

»Er ist da«, war die einzige Antwort, die er bekam.

Der junge Mann wandte scheu den Kopf, als ob er das gefürchtete Schreckbild schon auf seinen Fersen glaube.

»Er? Wer?«, fragte aber sein Freund ruhig, der andere Sachen im Kopf und die vorige Mitteilung des Mannes schon wieder vergessen hatte.

»Charles Golway!«, flüsterte da Hetson in sein Ohr, und sah ihn mit einem Blick an, als ob er sein Todesurteil von ihm erwarte.

»Charles Golway?«, wiederholte erstaunt der Amerikaner. »Ah, der Bräutigam?«

»Pst, um Gotteswillen!«, bat Hetson und drückte seinen Arm.

»Ach, sei kein Tor«, entgegnete der aber lachend. »Wer kennt hier den Burschen oder deine tollen Grillen, und wenn man sie kennen würde, wer kümmerte sich darum? Komm, lass den sein, wo er will, und setze dich. Der Tisch

hier hat heute Abend schmähhliches Unglück, und ich glaube, du hättest keine bessere Stunde wählen können, dich von heute Nachmittag her zu revanchieren.«

»Lass mich um Gotteswillen mit deinem Spiel«, bat aber Hetson, seinen Arm nur fester fassend. »Was soll ich tun? Gib mir deinen Rat.«

»Und wenn ich dir ihn gebe, befolgst du ihn doch nicht.«

»Versuch's!«

»Gut - das aber ist auch mein letztes Wort in der langweiligen Geschichte. Lass ihn laufen und kümmere dich so wenig um Charles Golway in San Francisco oder Kalifornien, als ob Charles Golway auf dem Mond säße.«

»Du weißt nicht »Ich weiß genug, um dich ernsthaft zu bitten, dir alle solche albernen Ideen aus dem Kopf zu schlagen. Kommt er dir in den Weg und merkst du, dass er mit deiner Frau anbändeln will, so schieß ihn über den Haufen. Weshalb läuft der Narr hinter dem Weib eines anderen Mannes drein. Ist er aber nur aus Zufall hierhergekommen?«

»Aus Zufall?«, unterbrach ihn rasch und bitter der Unglückliche. »Er ist uns von Valparaiso aus direkt gefolgt.«

»Bon Valparaiso aus? Ich glaubte, du hättest ihn auf eine australische Fährte gebracht?«

»Er muss jedenfalls die Wahrheit erfahren haben«, stöhnte Hetson. »Und schon diese Hast bestätigt meinen schlimmsten Verdacht. Das Schiff, mit dem er angekommen, ist drei Tage später von Valparaiso ausgelaufen wie wir selber, aber schon vorgestern, also zwei Tage früher als wir hier eingetroffen.«

»Sein Schiss wird besser gesegelt sein als das Eure«, brummte der Amerikaner. »Aber wir vergeuden kostbare

Zeit hier mit reinem Unsinn. Willst du spielen?«

»Lass mich mit deinem Spiel zufrieden«, sagte abwehrend der junge Mann. »Ich habe es nie geliebt und bin jetzt wahrlich nicht in der Stimmung, es zu beginnen. Hilf mir lieber den Fremden hier in diesem Gewirr einer Stadt aufsuchen.«

»Dass ich ein Narr wäre«, entgegnete Siftly lachend. »Wenn du dich mit nichts Besserem beschäftigen willst, kann dir das natürlich niemand verwehren. Mir aber erlaube meine Zeit nützlicher anzuwenden.«

Damit drehte er dem Freund den Rücken und wandte sich einem der anderen Tische zu, während Hetson, sich selber überlassen, allein zurückblieb. Hier aber hatte er keine Ruhe, und mit einem scheuen Blick über seine nächste Umgebung, drängte er der hinteren Saaltür zu, seine Frau im oberen Teil des Hauses aufzusuchen.

Er fand sie allein, in der noch dunklen Stube mit gefalteten Händen auf ihrem Bett sitzen. Wusste sie, dass ihr früherer Bräutigam angekommen war?

Hatte sie ihn vielleicht schon gesehen - gesprochen? Hetson wagte den Gedanken nicht auszudenken und trat nach kurzem Gruß an das Fenster und sah auf den dunklen Platz hinab.

»Hetson«, fragte da die Frau mit leiser Stimme. »Fehlt dir etwas?«

»Mir? - nein - warum?«

»Du bist so still. Ist dir etwas Unangenehmes begegnet?«

»Nicht dass ich wüsste, Kind«, sagte Hetson, das Herz jedoch zum Zerspringen voll. »Aber du bist noch im Dunkeln? Warst du allein?«

»Unser Schiffsarzt, der alte wackere Doktor Rascher, war



den Nachmittag auf kurze Zeit bei mir«, sagte die Frau, indem sie zu dem Tisch ging und eine dort stehende Kerze anzündete. »Ich freue mich, dass wir ihn im Haus haben. Hier in dem wilden fremden Leben gewinnt ein Freund doppelten Wert.«

»Du fühlst dich nicht wohl hier?«

»Wohl?«, seufzte die Frau und warf einen wehmütig lächelnden Blick in dem kleinen Gemach umher, in dem ihr Gepäck noch wild und unordentlich umhergestreut stand. Befand sich doch nicht einmal ein Möbelstück darin, selbst nur das Notwendigste unterzubringen. Ein großes Bett, ein Tisch und zwei Stühle bildeten das ganze Ameublement. Alles schien von neuen, kaum gehobelten Brettern nur erst frisch und notdürftig zusammengefügt. Von Tapeten war dabei keine Spur. Nicht einmal für die Fensterrahmen oder Türen hatte man bisher Zeit gehabt, diese anzustreichen. Decke, Dielen und Wände bestanden ebenfalls nur aus nacktem Tannenholz, gegen das der Mahagonitisch und die beiden Stühle aus Kirschbaum eben nicht freundlich abstachen.

»Wie kann man sich hier wohlfühlen, Frank. Und dazu der ununterbrochene wilde und wüste Lärm, das ewige Türenschnallen, bei dem jedes Mal das ganze Haus zittert und die Fensterscheiben klirren - das Rennen der Leute in den Gängen, als ob sie fortwährend irgendein geschehenes oder gefürchtetes Unglück in Aufregung hielte. Ich wollte, wir wären nicht nach Kalifornien gegangen.«

Der Mann erwiderte kein Wort. Er war zum Tisch getreten und hielt Stirn und Augen mit seiner rechten Hand bedeckt. Als die Frau aber zu ihm aufschaute, konnte ihr die Blässe nicht entgehen, die seine Züge überzogen hatte.

In plötzlicher Angst seinen Arm ergreifend, rief sie rasch: »Um Gott, Frank, du bist krank. Dein Antlitz ist totenbleich. Was ist geschehen?«

»Nichts, mein Herz«, sagte leise der Mann. »Ich bin nur müde vom vielen Umherlaufen. Aber du hast recht, der Aufenthalt hier in diesem eingezwängten, ungemütlichen Raum kann dir nicht angenehm, ja muss dir unerträglich sein. Scheint er doch selbst schlimmer noch als der an Bord, und doch befinden wir uns hier in dem größten und wohllichsten Gebäude der ganzen Stadt. Je eher wir also San Francisco verlassen, desto besser, und ich will schon morgen Anstalten dazu treffen.«

Die Frau hatte die Worte kaum gehört, denn ihr Blick hing noch immer an den verstörten Zügen des Gatten, dessen Aufregung ihr kein Geheimnis bleiben konnte.

»Sage mir, was du hast, Frank«, flüsterte sie, sich leise an ihn schmiegend. »Dir ist etwas geschehen, du magst es leugnen, wie du willst. Ich sehe es an deinem ganzen Wesen, an dem Zittern deiner Glieder. Vertraue es mir, bei meiner Liebe zu dir beschwöre ich dich und lass mich nicht, mit dieser freudlosen Außenwelt, noch fürchten müssen, dass ich auch dein Vertrauen verscherzt habe.«

Hetson ließ seine Hand langsam sinken und blickte einen Moment scharf und forschend in die Augen seiner Frau. So treu und unschuldig schauten ihn diese aber an. Sie konnte nicht falsch sein - konnte nicht - noch nicht wenigstens - um die Nähe des früheren Geliebten wissen. Aber sollte er selber ihr nun sagen, dass er angekommen, dass er da sei? War es nicht möglich, dass sie ihm doch noch entgehen, doch noch die sicheren Berge erreichen konnten, ehe der Verfolger auf ihre Spur kam?

Frank ...«, bat die Frau, »was hast du? Was bewegt dich? Sind es die alten Träume und Sorgen, die dir den Sinn trüben? Ich hoffe nicht. Hab ich nicht alles getan, was in meinen Kräften stand, dir zu beweisen, wie die Vergangenheit tot für mich ist, und ich nur dir gehöre nur Dir gehören kann? Bin ich nicht selber in dieses abgelegene Land gefolgt. Verlangst du einen stärkeren Beweis meiner Liebe?«

»Abgelegen?«, flüsterte Hetson verstört vor sich hin. »Nicht abgelegen genug, dass jener Unglückselige nicht hierher den Weg finden sollte.«

»Glaube das nicht«, bat aber tröstend die Frau.

»So wie ich Charles kenne, glaube ich überzeugt zu sein, dass er jeden Versuch, mich wiederzusehen, aufgeben wird, sobald er nur erst erfahren hat, dass ich eines anderen Frau bin.«

»Charles«, zischte Hetson durch die zusammengebissenen Zähne vor sich hin.

»Stört dich der Name, Frank?«, bat die Frau leise, indem sie ihren Kopf an seine Schulter legte.

»Denke, wie lange ich seiner nur unter dem Namen gedacht, dass mir der andere fast fremd geworden ist. Aber auch das will ich vermeiden, und gebe Gott, dass nicht einmal Mister Golway mehr zwischen uns genannt zu werden braucht.«

»Ich glaube dir, ich glaube dir«, flüsterte erregt der Mann, »aber er selber wird dafür sorgen, dass das nicht geschieht. Du traust ihm zu viel Edelmüt, zu viel Kraft der Entsagung zu.«

»Nein, Frank, gewiss nicht«, sagte zuversichtlich die Frau. »Wenn du dich nur selber dieser trüben unseligen Gedanken entsagen könntest, würdest du auch wieder froh und

heiter werden. Mutwilliger hat sich noch niemand das Leben verbittert als du selbst, und während du ...«

»Mutwilliger?«, unterbrach sie der Gatte, indem er sich rasch und heftig emporrichtete. »Mutwilliger sagst du? Glaubst du, das Schreckgespenst, das mich die ganze lange Reise über gequält hat, gehöre nur der Fantasie, gehöre nur meiner kranken, überspannten Einbildungskraft an, wie du mich immer glauben machen wolltest? Er ist hier.«

»Wer, Frank, um Gotteswillen wer?«, fragte die Frau zu Tode erschreckt.

»Wer? Dein Charles, wenn du denn wirklich noch nichts von seiner Anwesenheit weißt. Er ist dir gefolgt - zu welchem anderen Zweck, als dich mir abtrünnig zu machen?«

»Es ist nicht möglich«, hauchte die Frau, und trat erblasend einen Schritt zurück.

»Nicht möglich?«, wiederholte Hetson mit fest aufeinandergebissenen Zähnen. »Und doch kann ich dir das Schiff nennen, mit dem er drei Tage später als wir selber von Valparaiso ab- und uns nachgefahren ist. Er hat sich nicht einmal Zeit genommen, in Chile von der langen Reise zu rasten, und die erste Gelegenheit benutzt, seine Pläne durchzusetzen.«

Die Frau erwiderte kein Wort, sondern barg erschüttert das Antlitz für einen Augenblick in den Händen. Es war aber auch nur ein Augenblick, denn rasch richtete sie sich wieder empor und rief: »Und wenn er hier wäre, Frank, hast du so wenig Vertrauen zu deiner Frau, dass du dir solche Sorgen, solchen Kummer machst?«

»Es war deine erste Liebe«, flüsterte scheu der Mann. »Nur wenige Stunden lagen dazwischen, und er fand dich noch frei - frei, deine Hand dem zu geben, zu dem dich

dein Herz zog. Ich selber bin dir solcher Art nur aufgedrungen - in blindem Zufall angetraut. Ich weiß, dass ich ein Gut halte, das nicht mein gehört und - bin nicht imstande, es wieder aufzugeben.«

Der Mann war außer sich, und in dem Gefühl des furchtbarsten Schmerzes, der ihm die Brust durchzuckte, warf er sich auf das Bett und barg sein Antlitz im Kissen.

Die Frau war starr und regungslos in ihrer Stellung geblieben, ihm nur mit den Augen folgend. Glitten denn nicht vor ihrem inneren Blick nun all die alten, mit Gewalt fast unterdrückten Bilder vorüber, die er mit törichtem Leichtsinns selbst zu neuem Leben weckte?

Ja - sie hatte jenen ersten Freund ihrer Jugend geliebt - geliebt mit aller Kraft, deren ihr starkes Herz fähig war, und jener erste Augenblick, in dem sie erfuhr, dass er noch lebe, dass er nicht für sie verloren gewesen, und sie nur durch ihr eigenes am Altar gesprochenes »Ja« für immer unwiederbringlich von ihm geschieden sei, stand in dem Moment mit neuer furchtbarer Schärfe vor ihrer Seele. Aber Hetson war ihr Gatte.

Freiwillig hatte sie ihm die Hand gereicht. Sie wusste, mit welcher treuen, innigen Liebe er an ihr hing. Als sie die Hand fest und krampfhaft auf ihr Herz drückte, drängte sie auch das letzte fremde Gefühl zurück, das dort noch vielleicht zwischen ihr und dem Gatten gestanden hatte.

Leise, als fürchte sie ihren eigenen Schritt zu hören, trat sie zu dem Bett, auf dem der Gatte saß. Leise legte sie ihren Arm um seinen Nacken und flüsterte: »Frank!«

Er antwortete ihr durch nichts wie das stärkere Zittern seiner Glieder.

»Frank«, wiederholte sie - und das Wort war nur wie ein

Hauch, der sein Ohr kaum streifte, aber doch bis in seine innerste Seele drang. »Frank, sei ein Mann. Wenn auch mein Herz an dem früheren Geliebten hing, wenn auch meine Jugendträume nur an seiner Seite ihr Glück zu finden glaubte, so ist das nun vorbei. Ich bin deine Frau, und bei allem, was dir und mir heilig ist, schwör ich dir, dass jetzt kein anderer Gedanke mir die Brust erfüllt, als dich dem Leben, dich mir wiedergeben zu sehen. Was früher war, es existiert nicht mehr. Seit jener Stunde, wo ich dein Eigen wurde, hat ein neues Dasein für mich begonnen. Als ich deinen Namen annahm, will ich mir nun auch deine Liebe für ewige Zeit erhalten. Glaubst du mir jetzt?«

»Jenny ... meine süße ... liebe Jenny!«, rief da der Mann, seinen Arm um sie schlagend.

Es ist gut, dass du dich mir gegenüber endlich ausgesprochen hast, fuhr die Frau fort. Jener innere Gram hätte dir sonst in seiner furchtbaren heimlichen Kraft das Herz zernagt, ohne dass ich imstande gewesen wäre, dir zu helfen. Jetzt, da du alles, was dir die Brust bedrückte, mir gegenüber ausgeschüttet hast, kann ich auch frei zu dir sprechen, können wir uns verständigen, und alles ... alles wird nun gut werden.«

»Und jener ... Charles?«, flüsterte Hetson so scheu, als ob er selber fürchte, das Wort nur auszusprechen.

»Wenn er uns wirklich begegnen sollte, wird er die Stellung achten, in der er jetzt mich findet - muss er sie achten, oder er verdiente nicht auch nur den Schatten der Gefühle, die ich einst für ihn gehegt habe. Bist du nun beruhigt?«

Hetsons Arm umschlang sie fester. Und wie sie sich über ihn bog und ihre Lippen seine Stirn berührten, löste sich der starre Schmerz des Mannes in lindernde Tränen auf. Er

weinte, wie er je in seiner Kinderzeit geweint hatte. Über ihn gebeugt, sein Haupt in ihren Armen haltend, stand die Frau.

Unten im Saal wirbelten die Pauken, schmetterten die Trompeten und drängten sich die Spieler um die Tische.

Das war ein wildes, wüstes Treiben in dem Saal und ganz zu dem Leben passend, das die Leute ja doch gezwungen waren, hier in dem El Dorado zu führen.

Wer von ihnen allen hatte denn eine Heimat hier in Kalifornien? Wer eine Familie, eine Frau, ein Kind, das zu Hause seiner harrend ihn erwartete? Niemand von all den Tausenden, die außen an den Spielhöhlen auf- und abwanderten oder sich durch die Säle pressten, ihr *Glück* hier oder da an einem der Tische zu ergraben.

Eine notdürftige Matratze in irgendeiner Zeltecke war ihr Lager für die Nacht. Die erreichten sie noch früh genug, und wenn sie den Schlafplatz erst mit dämmerndem Tag suchten, während hier Licht und Leben und vor allem der Klang des Goldes sie ihren Zustand doch wenigstens für kurze Zeit vergessen machte. Jede offene Tür zeigte ihnen dabei die Mittel, sich diesem Sinnesrausch hinzugeben. Blinkende Flaschen alkoholischer Getränke lockten noch außerdem zu doppeltem Genuss. Dort klirrten die Gläser, klangen die Goldmünzen, dort spielte die Musik ihre heimischen Tänze und reizten, von blendendem Lichtstrahl übergossen, üppige Bilder. Was sollten sie sich da mit Sorgen plagen oder trüben Gedanken nachhängend auf feuchter Erde im kalten Zelt liegen. Dorthinein denn drängten sie, und der nächste Morgen fand sie vielleicht mit leeren Taschen und wüstem Hirn, aus tollem Rausch erwachend. Aber was kümmerte sie der nächste Morgen.

Hier rollten die Würfel, rasselte das *rouge et noir*, glitten die Karten durch die geübten und nur zu fertigen Finger der Spieler, und wie sie fielen, starrten glanzlose Augen in gieriger Erwartung auf die bunten verhängnisvollen Blätter.

In der Mitte des Saales, über einen der Tische gebeugt, stand eine eigentümlich malerische Gestalt - ein alter Mann, aber mit so ausdrucksvollen auffallenden Zügen, dass, wer ihn einmal gesehen hatte, ihn auch wohl nicht so leicht wieder vergaß. Jedenfalls floss in seinen Adern spanisches, vielleicht edles Blut, denn edel war offenbar die kühn geschnittene Stirn, die leicht gebogene Nase. Das rabendunkle Auge blitzte mit so viel Feuer, als ob er kaum mehr als zwanzig Jahre zählte, er jedoch wohl an die fünfzig war. Die Oberlippe beschattete dabei ein voller schwarzer, nur mit grauen Haaren leicht gemischter Schnurrbart. Seine Kleidung verdeckte eine besonders feine, mit Goldfäden durchwirkte und trefflich gefärbte Serape. Seinen schwarzen weichen und breitrandigen Filzhut hielt er zusammengedrückt in der rechten Hand und stützte sich mit dieser, an deren Finger ein Diamant blitzte, auf den niederen Tisch, das Spiel beobachtend, in dem sein Gold schwankte.

»Verloren, Señor!«, bemerkte da der eine Spieler lachend, indem er einen kleinen Haufen Goldstücke einzog und auf den in der Mitte aufgehäuften Barvorrat an Münzen und Goldstaub legte. »Sie spielen heute wieder mit entschiedenem Unglück und sollten es aufgeben.«

»Caramba«, murmelnder Spanier zwischen den Zähnen hindurch. »Ich denke, ich weiß am besten, wann ich aufhören muss. Drei halbe Adler noch auf die fünf!«



Sein Englisch klang gebrochen, und er zische auch die Worte mehr, als er sie sprach.

»Verloren«, lautete die eintönige Antwort. »Mehr?«

»Wieder zwei halbe auf die fünf!«

»Verloren! Mehr?«

Der Spanier schwieg, und schaute stier und unverwandt auf die verräterische Karte nieder.

»Das waren meine letzten Stücke heute«, flüsterte er. »Aber morgen bekommt meine Tochter wieder Honorar ...«

»Tut mir leid, Señor«, sagte achselzuckend der Spieler, »dass wir ein Bargeldgeschäft sind. Wir muten auch niemandem zu, bei uns zu borgen. Setzen Sie den Ring da und bestimmen Sie den Preis. Die Spielerei gefällt mir.«

»Den Ring? Nein«, rief der Mann fast erschreckt und trat einen Schritt von dem Tisch zurück. Der Spieler zuckte bloß mit den Achseln, und andere, die schon lange darauf gewartet hatten, näher zu dem Tisch zu kommen, drängten herbei, und schoben ziemlich rücksichtslos den alten Spanier beiseite. Hatte er doch kein Geld mehr, was wollte er ihnen noch den Weg verstellen.

Oben auf dem Orchester, wo die Musici in entsetzlichen Märschen und Tänzen ihre Instrumente misshandelten, und eigentlich nur durch die regelmäßig donnernden Schläge der Pauken und großen Trommel in Takt gehalten wurden, lehnte in eine schwarzseidene Mantille fest eingehüllt eine schlanke, zarte Frauengestalt über der Balustrade und schaute mit starrem Blick in das unter ihr wogende unheilige Treiben nieder.

Der ihr am nächsten sitzende Violinenspieler, ein junger Franzose, wandte sich manchmal zu ihr und versuchte ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Aber sie hörte oder achtete

nicht auf das, was er sagte. Eher noch mehr wandte sie den Kopf von ihm ab, die helle Träne zu verbergen, die ihr einzeln und ungesehen von den langen dunklen Wimpern niedertropfte.

Die Musik schwieg, und der Kapellmeister, ein kleiner dicker Mann, offenbar ein Deutscher, dem der Schweiß in der furchtbaren Arbeit von der Stirn lief, dieses Orchester zusammenzuhalten, trat zu dem Mädchen und sagte leise und fast ehrfurchtsvoll: »Señorita!«

Sie antwortete ihm nicht, sie regte sich nicht, denn ihr Blick hing fest und unverwandt an der Gestalt des Vaters unten.

»Señorita«, sagte da der kleine Mann wieder, lauter als vorher. »Die Musik hat aufgehört, und Ihre Zeit zum Spielen ist gekommen. Dürfte ich Sie darum bitten?«

»Ja ... ja, mein Herr«, flüsterte das Mädchen, indem sie sich gewaltsam emporraffte. Die Mantille wusste sie dabei so geschickt zurückzuwerfen, dass sie im Umdrehen die verräterischen Tropfen von den Wimpern wischte. Ihre Züge hatten ebenfalls die ganze frühere Ruhe wiedergewonnen. Mit leichtem Schritt zu ihrem Notenpult tretend ergriff sie ihr Instrument, stimmte es und begann ihr seelenvolles Spiel.

Aber was kümmerte das die Leute da unten?

Am Nachmittag hatte man ihm zugehört. Die Mehrzahl der Spieler bestand da auch wohl aus Mexikanern oder Kaliforniern, die stets Sinn für Musik haben. Jetzt war der Saal da unten mit trinkenden, hasardierenden Amerikanern wenigstens zu zwei Drittel gefüllt, und nicht ein Einziger von denen hörte den weichen melodischen Lauten zu.

»Na, warum hat denn jetzt die Musik aufgehört?«, fragte

einer der Männer, ein kurzer bleichwangiger Geselle, mit der Ruine eines Strohhuts auf dem wirren, vielleicht seit Wochen nicht gekämmten Haar.

»Da oben fiedelt ja noch jemand«, antwortete ihm sein Nachbar, ohne jedoch den Blick von den Karten zu wenden.

»Einer«, wiederholte der Kleine aber verächtlich.

»Und die ganze andere Bande sitzt daneben und faulenz. Wozu sind die Kerle denn da?«

Sein Freund hielt es nicht der Mühe wert, ihm darauf zu antworten. Hatte er doch Wichtigeres mit dem Kartenspiel zu tun.

Das war ein Summen und Wogen in dem Saal wie Ebbe und Flut, herüber und hinüber. Ein und aus drängten die Leute durch das breite Portal wie an einem Bienenkorb. Auch noch in anderer Weise hatte der Raum Ähnlichkeit mit einem solchen. Draußen in den Bergen scharften, hackten, gruben und wuschen die Leute ihren Honig, das Gold, mühsam zusammen, um es hier einzutragen - und wie wenige trugen es wieder aus. Die Spieler aber schlossen es in ihre Zellen, es später ebenso wieder zu vergeuden, wie sie es gewonnen hatten.

Stunde um Stunde verging, und wenn Hunderte den Platz verließen, um teils an anderen Tischen ihr Glück zu versuchen, teils sich in irgendeinem Winkel auf ihr Lager zu werfen, strömten wieder ebenso viele von den Müßiggängern der Plaza zu, und das eigentliche Gedränge im Innern des Parkerhaus-Salons dauerte bis fast eine Stunde nach Mitternacht. Von da an merkte man aber eine Abnahme der Gäste, wenn der Saal auch noch immer gefüllt blieb. Erst gegen zwei Uhr zeigte er hier und da leere Stellen. Nur

um einzelne Tische, auf denen besonders hoch gespielt wurde, scharten sich noch die Leute, während da und dort über einen Stuhl gehangen oder auch wohl rücksichtslos auf dem nackten Boden ausgestreckt, ein Halbtrunkener seinen Branntwein und Spielrausch auszuschlafen suchte.

An einer der Säulen allein, den Kopf auf die Brust gesenkt, die Arme fest übereinander in die Falten der Serape geschlagen, stand der alte Spanier, den wir vorhin bei seinem Spiel beobachtet hatten. Man hätte fast glauben sollen, er schliefe, so still und regungslos lehnte er an seinem Platz. Nur das ab und zu unter dem breitrandigen Hute vorblitzende dunkle Auge strafte die Vermutung Lügen.

Da glitt eine schlanke, ganz in Schwarz gekleidete weibliche Gestalt scheu an der einen Wand des Saales hin, vom Orchester her, und das Gesicht verhüllt versuchte sie den Männern auszuweichen. Aber niemand achtete auf sie, denn ein Zank an einem der Tische lenkte gerade in diesem Augenblick die Aufmerksamkeit aller dorthin. Unbemerkt hatte sie auch den Mann an der Säule erreicht, berührte leise dessen Schulter und flüsterte: »Vater!«

»Ha - Manuela!«, rief der Spanier, wie aus tiefem Sinnen emporschreckend. »Du hier, mein Kind? Du spielst heute nicht mehr, nicht wahr?«

»Nein, Vater«, hauchte die Jungfrau, einen scheuen Blick um sich her werfend. »Aber komm, lass uns gehen. Ich sehne mich aus diesem furchtbaren Saal hinaus und - mich hungert.«

Der Spanier zuckte bei den Worten zusammen, und fast mechanisch griff seine Hand nach der Tasche. Doch umsonst hatte er sie die letzte Stunde schon durchwühlt, nur noch ein einziges Goldstück dort zu finden - und das nicht

für sein Kind, denn an dem nächsten Spieltisch wäre es den anderen nachgefliegen. Die Jungfrau sah die Bewegung, und Leichenblässe bedeckte ihr Antlitz, aber mit merkwürdiger Kraft bezwang sie sich und flüsterte: »Du hast meinen Lohn für diesen Abend noch nicht einkassiert? Aber das schadet nichts. Dort drüben sitzt der Herr des Saales, er zahlt ja pünktlich.«

Der Vater schwieg und strich sich nur mit der flachen Hand über die kalte schweißbedeckte Stirn.

»Komm, Vater, komm. Die Zeit vergeht und der Boden brennt mir hier unter den Füßen. Oh, dass wir dies unglückselige Land nie betreten hätten. Lass uns das Geld holen.«

Der Mann rührte sich noch immer nicht, und der unstete Blick, der im Saal umherschweifte, schien Hilfe von dort zu suchen. Hilfe von da - großer Gott, nur der Gedanke war schon halber Wahnsinn. Er mochte das aber auch fühlen, denn gewaltsam raffte er sich zusammen, ergriff die Hand seiner Tochter und flüsterte: »Komm!«

»Aber das Geld, Vater!«

»Der Wirt kennt mich«, sagte der Spanier mit tonloser, heiserer Stimme. »Er wird uns zu essen geben.«

»Er wies uns gestern zurück«, erwiderte das Mädchen mit zitternder ängstlicher Hast. »Er will keinem Menschen auch nur auf eine Stunde borgen.«

»Der Kellner borgt uns«, sagte der Vater und versuchte sich von der Hand der Tochter loszumachen.

»Vater«, bat aber diese, und der Schmerz einer Welt lag in den wenigen Silben. »Du weißt, dass das nur meinethalben geschieht. Hole das Geld.«

»Ich habe es schon geholt«, hauchte da der Mann, den

Kopf scheu zur Seite gewandt. »Ich habe es geholt und wollte das Glück zwingen, uns die Mittel zu geben, dich aus so unwürdiger Lage zu befreien, aber es ist misslungen. Die verräterischen Karten waren mir ungünstiger denn je, und ich habe alles verspielt.«

Das Mädchen erwiderte keine Silbe. Mit gesenktem Haupt, mit zitternden Gliedern stand sie neben ihm, und nur die Brust hob sich schwer und krampfhaft.

»Sorge dich nicht, mein Kind«, bat der Vater, den das ängstigte. »Der morgige Tag kann, wird alles wieder gut machen.«

»Du willst wieder spielen?«, fragte mit bebender Hast die Jungfrau.

»Soll ich den schurkischen Amerikanern dein sauer verdientes Geld gutwillig lassen?«, zürnte der alte Mann.

»Aber du weißt, sie spielen falsch«, klagte Manuela. »Oh, lass ihnen, was sie haben, lass ihnen alles; auch den Triumph, dich betrogen zu haben, aber vertraue diesem falschen Glück nicht mehr. Sieh Vater, in wenigen Wochen verdiene ich ja, was wir brauchen, um dieses entsetzliche Land wieder zu verlassen, und dann ...«

»In wenigen Wochen?«, zischte der Alte ingrimmig vor sich hin. »Und wochenlang sollte ich dich noch dem aussetzen, was du jetzt zu dulden hast? Wochenlang, wo es in meiner Macht und in einem einzigen glücklichen Wurf liegt, dich in einer kurzen Stunde freizumachen?«

»Vater!«

»Lass mich, mein Herz, das verstehst du nicht. Habe ich nicht bisher für dich gesorgt? So vertraue dich auch jetzt mir an, und ich werde alles aufbieten, dich bald dem Leben, zu dem du erzogen bist, zurückzugeben. Jetzt komm

mit mir in das Restaurant. Don Emilio weiß, dass ich mein Wort halte, und wird uns das Abendbrot nicht versagen.«

»Du bist ihm noch von früheren Tagen schuldig.«

»Bah, eine Bagatelle! Er soll sein Geld erhalten. Komm! Die Leute dort werden aufmerksam.«

»Ja, ich will mit dir gehen, Vater«, sagte das Mädchen ernst und entschlossen. »Aber nicht, um aufs Neue der Schuldner jenes Fremden zu werden, so freundlich und achtungsvoll er sich auch stets uns gegenüber benommen hat. Ich ... ich habe keinen Hunger heute Abend ... Es war nur ein Vorwand, dich mit mir fortzubringen von hier. Ich bin müde ... mein Kopf schmerzt ... lass mich mein Lager aufsuchen.«

»Aber du musst hungrig sein«, drängte der Vater in sie. »Seit heute Morgen hast du nichts zu dir genommen als vielleicht ein Glas Wasser.«

»Glaube mir, mein Vater«, drängte aber das Mädchen, »ich wäre nicht imstande, auch nur einen Bissen heute Abend über die Lippen zu bringen. Nur der Ruhe bedarf ich, des Schlafs. Willst du mit mir gehen?«

»So komm«, sagte der alte Mann, warf den Zipfel seiner Serape über die linke Schulter, und schritt, von seiner Tochter dicht gefolgt, der Hintertür des Saales zu.

Unterwegs hatten sie einige Gruppen von Spielern zu passieren, und Einzelne von diesen suchten ein Gespräch mit dem Mädchen anzuknüpfen, aber Manuela sah nicht auf. Das Haupt gebeugt, das Gesicht bis unter die Augen mit der schwarzen Mantille bedeckt, glitt sie an ihnen vorüber und verschwand bald mit dem Vater in dem schmalen Gang, der in den oberen Teil des Hauses führte.

Immer mehr zerstreuten sich indessen die Spielgäste des

Parkerhauses. Vier Fünftel der Tische waren schon leer, und ein Teil der Spieler hatte sein Geld und seine Karten zusammengepackt, um den eigenen Schlafplatz aufzusuchen. Selbst das Orchester war geräumt. Die Diener des Hauses gingen herum, die unnötigen Lampen auszulöschen, und nur hier und da stand noch eine kleine Gruppe, mit schlaftrunkenen Augen die nachlässig umgeworfenen Karten zu besetzen.

Die Spieler selber hatten keine Lust mehr an der Sache, denn wo den ganzen Abend Hunderte, oft Tausende auf dem Spiel gestanden hatten, konnte sie ein Satz von wenigen Dollar nicht genug aufregen, den Schlaf selbst von ihren Augen abzuhalten.

Ihre Serape oder kalifornischen Ponchos umgeschlagen, den schweren Geldsack im Arm, vielleicht mit einem *Gute Nacht, Señores* verließen sie von dem und jenem Tisch den Saal. Nur Einzelne schlossen ihre Bank in eine unter dem Tisch stehende Kiste, wickelten sich dann in ihre Decken und streckten sich auf ein paar zusammengeschobene Stühle, die Nacht dort zu verträumen. Lagen sie doch hier gerade so gut wie in einem Zelt, und - sicherer.

Die letzten Gäste hatten den Saal verlassen. Fast alle Lichter waren ausgelöscht, und nur zwei, für die Nacht bestimmte Lampen warfen noch ihren düsteren Schein über den verödeten unheimlichen Platz.

Aus der oder jener Ecke tönte schon das regelmäßige Schnarchen eines der Schläfer herüber, und nur an einem Tisch, ziemlich in der Mitte des Saales, saßen noch drei Männer. Aber sie spielten nicht mehr, sondern zwei packten die Kasse zusammen, während der dritte - ein alter Bekannter von uns, Siftly - verkehrt und rittlings auf seinem



Stuhl saß und, beide Arme auf die Lehne stützend, den anderen zuschaute.

»Verdammt schlechte Geschäfte habt Ihr heute gemacht«, sagte er endlich kopfschüttelnd, als er die Gesamtsumme etwa übersehen konnte, »und kaum mehr als die Pacht herausbekommen. Warum habt Ihr denn den vermaledeiten Kerl in der lumpigen Serape und mit dem Sack voll Gold so ungerupft ziehen lassen? Ihr müsst doch gewusst haben, Brown, dass die Acht oben lag. Ich sah es von hier.«

»Das habe ich auch«, brummte Brown, jener kleine dicke Spieler mit den entsetzlichen Vatermördern, »ganz genau wusste ich es. Der schmutzige Halunke wusste es aber ebenso gut und betrachtete mir die Finger mit seinen Katzenaugen auf eine Art, dass ich nichts riskieren durfte. Euch wäre doch am wenigsten daran gelegen, wenn wir hier mit dem Tisch in ein solches Renommee kämen.«

»War denn mit dem Fremden nichts weiter zu machen, den Ihr uns heute Nachmittag brachtet?«, fragte Smith, der Lange.

»Nichts«, erwiderte Siftly verdrießlich. »Er will nicht mehr spielen, und ist auch eigentlich ein alter Freund von mir, mit dem ich nicht zu hart sein wollte.«

»Freund«, wiederholte Smith verächtlich, indem er eins der vor ihm liegenden Kartenspiele aufnahm und unwillkürlich damit zu mischen anfang. »Freund - was geht uns hier in Kalifornien ein Freund an? Und wenn mein Bruder herüberkäme und grün wäre, müsste er für sich selber die Augen offen halten.«

»Ich gehe jetzt zu Bett«, sagte Brown, indem er sich mit einiger Mühe von seinem Stuhl erhob und einen alten, hinter ihm liegenden Tuchmantel überwarf. »Geht Ihr mit, Siftly?

Smith hat heute die Wache.«

»Ich habe auch nichts weiter hier zu tun«, erwiderte der Angeredete. »Ihr aber wohnt unten am Wasser, und ich schlafe heute Nacht oben in der Stadt. Mein Quartier ist mir heute Morgen gekündigt worden, und ich muss mich über Tag nach einem neuen umsehen«

»So? Das ist was anderes«, sagte der kleine dicke Mann. »Na dann, gute Nacht. Vor zehn Uhr morgen früh brauche ich ja doch nicht wieder hier zu sein.«

»Schwerlich«, sagte Siftly - »Morgenstunde hat bei uns kein Gold im Munde - Gute Nacht.«

Smith sagte gar nichts, sondern nickte nur, als sein kleiner, wohlbeleibter Kamerad den Saal verließ, einfach mit dem Kopf und mischte weiter. Eine Weile noch saßen sich die beiden stumm einander gegenüber.

»Der Bursche wird mit jedem Tag ungeschickter«, brach endlich Siftly, nachdem er einen Blick über die Schulter geworfen hatte, ob sie allein wären, mit etwas unterdrückter Stimme das Schweigen.

»Das weiß Gott«, bestätigte Smith, während er die Karten wie in Gedanken vor sich abzog, und dann wartete, als ob jemand pointieren solle. »Ich wollte, wir wären ihn auf eine gute Manier los, wenn wir nur sein eingeschossenes Kapital entbehren könnten.«

Siftly erwiderte nichts, und wieder saßen die beiden einander stumm eine Zeit lang gegenüber; jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

»Wenn hier einmal, in dem Nest von Zelten und Holzdachern, ein Feuer ausbrechen sollte«, sagte da plötzlich Siftly, aber noch viel leiser als vorher. »Ich glaube, in zehn Minuten stände die ganze Plaza in lichten Flammen.«

Smith sah den Sprecher rasch und fragend an, dieser hob aber den Blick nicht zu ihm auf und schien sich nur aufmerksam die vor ihm ausgebreiteten Karten zu betrachten.

»Ein Feuer?«, wiederholte da der Lange bedächtig.

»Pst! Nicht so laut!«, warnte ihn aber der Bärtige. »Das Wort hat einen eigentümlichen Klang, und man hört es bis in die entferntesten Ecken eines Raumes. Ja, es ist ordentlich, als ob man es fühlte.

Der Bursche da drüben hat richtig zu schnarchen aufgehört.«

»Bah, der schläft so fest wie je«, sagte Smith, der einen forschenden Blick dort hinüber warf.

»Er hat sich nur auf die andere Seite gewälzt. Hm, ein Feuer wäre allerdings eine wunderbare Neuigkeit, auf die eigentlich noch kein Mensch vorbereitet ist. Was ... was täten wir nun zum Beispiel, wenn es einmal in der Nacht ... wenn es in dieser Nacht plötzlich brennen sollte?«

»Ja, ich weiß auch nicht«, sagte Siftly, »das Gold müsste man freilich vor allen Dingen zu retten suchen, und doch wäre das entsetzlich schwer. Wenn hier ein Feuer ausbräche, hätte jeder nur eben Zeit, sein nacktes Leben zu retten, und ehe Brown vom Wasser hier heraufkommen könnte ...«

»Der arme Brown«, sagte der Lange mit mitleidigem Ton, ohne jedoch eine Miene dabei zu verziehen. »Er würde sein ganzes Vermögen verlieren.«

»Und unser Nachbar hier, dessen Geldkasten ebenfalls unter unserer Obhut steht«, sagte Siftly.

»Es ist doch entsetzlich leichtsinnig von solch einem Mann, sein Geld hier zurückzulassen.«

»Ihr meint Ottens, den Deutschen?«, fragte Smith.

»Ja, und es ist sonst ein ganz guter ehrlicher Bursche, der

sich sein Bisschen sauer genug verdient hat. Ich würde mein Möglichstes tun, es in Sicherheit zu bringen. Freilich, das eigene Leben geht allem anderen vor.«

Wieder schwieg Siftly und sah starr eine Weile vor sich nieder. Endlich flüsterte er. »Und wo fänden wir beide uns später wieder?«

»Wir beide?«, fragte Smith erstaunt. »Hier! Wo anders? Sollten wir etwa einen ungerechten Verdacht gegen uns erwecken? Ich würde retten, was zu retten wäre, bis auf den letzten Augenblick.«

Die beiden würdigen Freunde wechselten dabei nur einen einzigen Blick, aber er war vollkommen genügend, um sich zu verständigen.

»Und würdet Ihr, einige Tage nach dem Feuer, noch vorziehen, in San Francisco zu bleiben, oder nach so schweren Verlusten Euer Glück lieber einmal in den Minen versuchen wollen?«, fragte Siftly. »Es ist nichts Außergewöhnliches - keineswegs etwas Unmögliches, dass dort ein glücklicher Arbeiter in wenigen Tagen ein Vermögen ausgraben könnte.«

»Davon habe ich auch gehört«, sagte Smith, »und in einem solchen Fall würde ich dort oben ebenfalls mein Glück auf ehrliche Weise mit Spitzhacke und Schaufel versuchen; und sei die Aussicht auf Erfolg noch so gering.«

»Und in welchen Minen?«

»Die Zeitungen rühmen seit einigen Tagen des Yubas neue Diggings als besonders ergiebig«, erwiderte der Lange. »Sie heißen dort in der Umgegend die Reichen.«

»Hm, vielleicht entscheide ich mich für den nämlichen Platz«, sagte Siftly, »und es würde mich ausnehmend freuen, in Yuba City wieder mit einem alten Bekannten zusam-

menzutreffen. Einer allein kann überdies nicht mit Erfolg graben, und zwei sind wenigstens dazu nötig, die Maschine zu handhaben.«

»Und - besorgt Ihr wirklich, dass ein Feuer in San Francisco ausbrechen könnte?«, sagte Smith nach kleiner Pause.

»Man muss auf alles gerüstet sein!«, erwiderte vorsichtig der Bärtige. »Wisst Ihr, dass Potters Holzhaus, gleich hier oben an der Ecke, noch leer steht, und erst übermorgen bezogen werden soll? Das ganze Haus liegt noch voll Sägespäne und Latten. Als ich nach Dunkelwerden dort vorbeiging, brannte aber ein Licht darin.«

»Ein Licht? Also wohnt jemand dort?«

»Nein, der Besitzer revidierte nur den Platz. Ich war einen Augenblick im Innern und sah nach den Fenstern.«

»Die Ihr doch hoffentlich wieder gut verschlossen habt?«

»Versteht sich. Zugluft wäre vor allem verderblich, wenn gerade dort ein Feuer ausbräche. Der Wind weht überdies heute Abend gerade von dort herüber, und die geteerten Zeldächer zwischen jenem Gebäude und dem unseren müssten das Parkerhaus augenblicklich in eine Flammensäule einhüllen. Es wäre schrecklich.«

Der Lange sah nach der Uhr. Es war halb drei.

»Wir haben nicht mehr lange Zeit bis zur Morgendämmerung«, sagte er. »Ich denke, wir legen uns am besten noch ein wenig nieder.«

»Ja, ich will auch zu Bett gehen«, erwiderte Siftly.

»Oben in der Stadt?«

»Nein, ich habe mich anders besonnen und werde mich bei Euch hier für die Nacht einquartieren, will aber nur erst noch einmal draußen nach dem Wetter sehen. Ich bin gleich wieder da.«

»Seid vorsichtig«, flüsterte Smith. »Es schleicht jetzt allerlei Gesindel auf den Straßen umher.«

»Habt keine Sorge um mich«, sprach der andere zu ihm. »Ich bin hier bekannt.« Seine Serape über einen der Stühle werfend, verließ er langsam den Saal und schritt in die dunkle Nacht hinaus, die auf der Plaza lagerte.

Oben in der Pacific Street standen einige, von Deutschen bewohnte Häuser, wenn von Brettern und Latten aufgeführte und mit einem Leinwanddach versehene Gestelle überhaupt den Namen verdienten. Die Eigentümer derselben hatten es übrigens für zweckmäßig befunden, ihnen ein großes Schild vorzuhängen, auf dem in englischer und deutscher Sprache den Vorübergehenden die überraschende Nachricht mitgeteilt wurde, dass das eine derselben das *California*, das andere das *El Dorado* Hotel sei.

Das eine dieser luftigen Gebäude prangte sogar mit einem »zweiten Stock«, zu dem eine hühnersteigartige Treppe hinaufführte. Zöllige Bretter, auf quer überliegende Latten genagelt, bildeten den oberen Boden und zugleich die Decke des unteren Gemachs, warnten aber auch durch ihr Schwanken rechtzeitig die glücklichen Bewohner desselben, ihnen nicht mehr anzuvertrauen, als eben unumgänglich nötig sei.

Das Zweite bestand nur aus einem unteren Gemach - einem Zwitterding von Zelt und Bude, rings an den Wänden mit hölzernen Kojen, immer drei übereinander, gerade wie in dem Zwischendeck eines Schiffs, versehen. Andere Zelte und Holzbaracken schlossen sich ihnen dann teils von der Seite, teils im Rücken an, da bisher noch keine Ordnung in dem Aufstellen oder Aufschlagen der Wohnungen beobachtet wurde. Nur die abgesteckten Straßen mussten

freigelassen werden, die Kommunikation nicht zu unterbrechen. Im Übrigen überließ man es vollständig den Einwanderern, ihren vorläufigen Wohnsitz da zu nehmen, wo sie gerade Platz fanden. Wie sie dann später mit dem wirklichen oder angeblichen Eigentümer des Grundstücks auskamen oder sich abfanden, war ihre eigene Sache.

Von den deutschen Schildern angelockt, hatten sich indessen einige der mit der Leontine gekommenen Passagiere dort einquartiert. Lamberg, der Hamburger unter anderen, ebenso Binderhof und der Apotheker Ohlers. Auch Herr Hufner hatte sich hier wieder eingefunden, und die Frau Siebert logierte mit ihren drei Kindern ebenfalls in einem kleinen Verschlag des *California Hotels*«, mit dem Assessor Möhler in der nächsten Koje als Schutz und Schirm.

Alle diese waren aber in den verschiedenen Räumen der Häuser, so gut es eben gehen wollte, untergebracht und hatten sich auch nach dem gemeinschaftlich an einem großen nackten Holztisch eingenommenen Abendessen meist wieder in der Stadt zerstreut, den Abend noch die verschiedenen Spielhäuser und sonstigen Sehenswürdigkeiten der Stadt zu betrachten. Nach 11 Uhr fanden sich aber die meisten wieder in ihrer Wohnung ein, suchten ihre Schlafstelle und legten sich nieder, denn noch von Bord aus waren sie ja daran gewöhnt, früh zu Bett zu gehen. Endlich war alles still. Draußen auf den Straßen wurde noch hier und da ein Schritt gehört. Einmal fiel auch in einem anderen Teil der Stadt ein Schuss, aber niemand kümmerte sich darum.

Was gingen sie andere Leute an. Mehr interessiert waren die Schläfer jedoch bei einem der Mitgäste, der auf das Entsetzlichste schnarchte. Einzelne, halb unterdrückte Flüche

machten wohl hier und da dem Herzen eines Nachbarn Luft, aber der Bursche hörte nicht auf.

Das Schnarchen wurde immer arger und eine Stimme rief endlich: »So gebt doch einmal dem verwünschten Bohrkäfer einen Rippenstoß. Donnerwetter, hat der Kerl eine Lunge, und rüber und nüber. Nicht einmal beim Atemausstoßen kann man sich ausruhen, denn seine Säge ist auf beiden Seiten scharf.«

Die Stimme des Sprechenden kam aus der oberen Etage des *El Dorado* Hotels.

»Er liegt ja gar nicht bei uns«, erwiderte da ein anderer aus dem Parterrelokal desselben Hauses. »Das ist nebenan im *California* Hotel.«

»Der Justizrat ist es!«, sagte da vom *California* Hotel aus ein anderer. »Hallo, Herr Ohlers, schlafen Sie da oben?«

»Wenn Sie das schlafen nennen, Herr Hufner, allerdings!«, erwiderte der Angeredete. »Ich glaubte jedoch, Sie wären schon über alle Berge und säßen bereits 18 bis 20 Fuß tief unter der Erde in irgendeinem gemächlichen Goldschacht bei einer Blendlaterne. Aber dürfte ich Sie vielleicht einmal bitten, dem Herrn Justizrat in die Rippen zu stoßen, und zwar nur seiner selbst wegen, denn er könnte sich wirklich Schaden tun.«

»Dass er uns einen Kriminalprozess an den Hals wirft, heh?«, nälelte da Herr Binderhof aus einer anderen Koje heraus.

»Ah, Herr Binderhof aus Hamburg«, rief Ohlers wieder zurück, »freue mich ungemein Ihrer werten Nachbarschaft. Alle Wetter, da fängt das Kind auch an zu schreien. Das hat der Justizrat auf dem Gewissen.«

»Bitte, meine Herren, seien Sie ruhig«, bat da des Asses-



sors Möhler Stimme in seinen freundlichsten Tönen. »Die arme Frau Siebert kann keinesfalls schlafen, und der Kleine ist ebenfalls wieder munter geworden.«

»Bitte, Herr Assessor, gehen Sie doch mit dem Wurm ein wenig auf und ab. Es wird sich gleich wieder beruhigen«, rief da eine andere Stimme, die aus dem Haus rechts vom California Hotel zu kommen schien.

»Ist das nicht der Herr Lamberg?«, fragte Ohlers.

»Zu dienen, Herr Ohlers«, antwortete dieser. »Pacific Street Nummer 17, Parterre. Sie haben Nummer 19, wenn ich nicht irre.«

Habe mir die Hausnummer noch nicht angesehen«, erwiderte Ohlers. »Sie wohnen im *California* Hotel?«

»Bitte um Verzeihung; noch ein Haus weiter, aber gerade daneben. Ich bin in einer Privatfamilie untergekommen, bei einem verwitweten Hutmacher. Übrigens möchte auch ich den Antrag an das *California* Hotel unterstützen, den Justizrat zum Schweigen zu bringen. Es ist gegen alles Völkerrecht.«

»Wenn der Herr Assessor nur das Kind beruhigen wollte«, näselte da Binderhof wieder aus dem Parterrelokal des *El Dorado* Hotels vor. »Wozu ist er denn da?«

»Herr Binderhof, ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten«, sagte aber der Assessor.

Ohlers unterbrach ihn jedoch und rief in seine Parterrewohnung hinunter. »Ach, wenn Sie das alles so genau wissen, mein bester Herr Binderhof, dann könnten Sie uns auch vielleicht Auskunft geben, wozu Sie eigentlich da sind. Ich habe mir darüber schon die ganze sechsmonatige Reise den Kopf zerbrochen.«

Aus allen drei Häusern erscholl zugleich ein laut schallen-

des Gelächter und erstickte die Antwort des so Interpellierten. Andere Schläfer aber, die von dem Lärmen rechts und links geweckt worden waren, protestierten gegen einen solchen Skandal in der Nacht und verlangten Ruhe. Besonders eifrig war der ebenfalls erwachte Justizrat unter diesen, der mit seinem *Donnerwetter - Skandal machen - Flegel - andere Leute schlafen lassen* dazwischen polterte.

Die Meisten wussten aber, dass er gerade der Schnarcher gewesen war, über den die eigentliche Unruhe sie entfacht hatte. Alles fiel nun über ihn her und lachte und schrie und tobte, bis sogar von über der Straße herüber die Nachbarn Ruhe verlangten.

Endlich legte sich der Lärm etwas, die Leute wurden selber müde - denn wer von den allen kümmerte sich eben um den Nachbar. Nur das Kind schrie noch, das der Assessor wirklich in der Stube herumtragen musste.

Auch das schlief endlich ein. Der Justizrat lag wahrscheinlich auf der Seite, denn er schnarchte ebenfalls nicht mehr. Still wurde es bald in der Stadt, dass man drüben von den Küstenbergen herüber deutlich die Kojoten und großen braunen Wölfe heulen hören konnte.

Es war Mitternacht - einer der alten braunen Burschen stieß einen lang gezogenen, kläglich tönenden Schrei aus. Daraufhin fielen die kleinen grauen Präriewölfe oder Kojoten in wildem Geheul mit ein, das bald von da, bald von dort beantwortet wurde, und gar wild und wunderbar zu dem monotonen und dumpfen Rauschen und Brausen der fernen Meeresbrandung klang.

Auch das Geheul der Wölfe, die sich zu den Missionsbergen hinüber gezogen hatten, verstummte endlich. Der Mond war schon lange untergegangen.

Tiefe, dunkle Nacht lag auf der stillen, schlummernden Stadt.

\*\*\*

## Kapitel 6

### *Der erste Brand*

»Feuer! Feuer!« Wie ein Schrei scholl der Schreckensruf durch die stillen und öden Straßen der Stadt, die schlaftrunkenen Bewohner von ihren harten Lagern wild und jäh emportreibend. »Feuer!«

Noch vermochte freilich niemand das wirklich Entsetzliche des Rufs in solcher Stadt zu fassen. Noch fehlte ihnen der Maßstab für die Gewalt, mit der sich das einmal losgelassene Element die Bahn in Mark und Leben der Bevölkerung fressen würde. Aber in unbestimmten Bildern von Gefahr standen allen die sonnengedörrten Bretterbuden, die geteerten Zelte, die luftigen Kattunwände vor Augen, und mit ihnen die Ahnung des Unheils, das über sie hereinbrechen sollte.

Feuer! Was für ein unheimlicher Ruf das ist, unter allen Verhältnissen. Die Sinne noch von kaum abgeschütteltem Schlaf gelähmt, mit der Gewissheit einer irgendwo drohenden Gefahr, ohne noch imstande zu sein, dagegen einzuschreiten. Mit dem Lärm um uns her, mit Trommeln, Hörnerblasen, hastigen Glockenschlägen. Mit dem dumpfen Rollen der Räder schwerer Spritzen, die über das Pflaster rasseln, mit den flüchtigen Schritten laufender Menschen - und hoch am Himmel dann den Feuerschein, der lohend flammt und zuckt und weiter frisst.

Hat man sich freilich erst überzeugt, wo es eigentlich brennt, und fühlt man sich außer Gefahr, so sucht der gleichgültig gegen solche Kalamität gewordene Städter wohl auch sein Lager wieder und tröstet sich mit einem

»Du kannst doch nicht helfen - es werden schon mehr als genug Leute dort am Platz sein«. Ja, ärgert sich zuletzt wohl gar über das unausgesetzte Stürmen, über die häufigeren Schläge der Glocken, die das Wachsen des Feuers künden. Das Leben selber lehrt uns ja nur zu oft, im Leben unsere eigene selbstsüchtige Bahn zu gehen, gleichgültig, wer dabei zu links, zu rechts vom Wege fällt und vor uns, neben uns versinkt.

»Feuer!« Wie anders schallte aber der Ruf durch die Zeltstraßen von San Francisco.

»Feuer!« Der Schrei fand sein Echo in jedem Schuppen, in jedem Kattunverschlag des weiten Platzes, und blitzschnell stand fast die ganze Bevölkerung, die fast sämtlich angekleidet auf ihrem harten Lager gelegen hatte, auf der offenen Straße und schaute sich verwundert staunend um.

Kein Feuerschein am Himmel zeigte noch die Richtung der Gefahr, keine rollende Spritze, kein Glockenschlag, kein Trommelschall, kein Lärmsignal wurde laut, und Totenstille herrschte unter den Tausenden, die alle verstört und scheu bald rechts, bald links schauten, Bestätigung des Gehörten zu erwarten.

»Wo brennt es denn?«, flüsterte leise einer dem anderen zu, und da - mit einem Schlag, als ob ein eingehemmter Krater plötzlich seine Flammensäule dem Himmel selber trotzig entgegen schleudere, so brach die rote Lohe prasselnd sich Luft und Bahn.

»Feuer!«, gellte der Angstschrei fast aus jeder Kehle, denn die ganze Stadt schien in dem einen Moment in Flammen zu stehen.

»Feuer!« Und fort stürmten sie, nur in dem einen unbestimmten Gefühl zu retten, - was, wo, wussten sie selber

noch nicht - dem Ort der Gefahr entgegen.

»Zur Plaza! Zur Plaza!«, schallte hier und da ein einzelner Ruf, der von Lippe zu Lippe flog, und zu der Plaza wogte die Menschenschar, dem Glutmeer, das aus dem Boden aufgeworfen schien, entgegen. Und jetzt schon fast kamen sie zu spät, den freien Platz noch zu erreichen, denn jetzt bereits, wo sie die Dauer des Feuers noch nach Sekunden zählen konnten, wälzte die üppig genährte Flamme schon über die dort hineinmündenden Straßen hinüber und tanzte lustig über zischende Teer- und Bretterflächen hin.

Retten! Ja, wer konnte retten, wo eine Welt in Feuer stand. In dem Augenblick, wo die Glut ein Zelt berührte, hatte sie es auch von oben bis unten in ihre lohenden Arme geschlagen, brennende Funken zischender Fetzen auf die darunter weg Flüchtenden niederschleudernd.

Lustig blies dabei der Wind mit vollen Backen in die züngelnden Flammen hinein und wirbelte lodernde Lappen hoch empor und weit hinaus, in ihrer verderblichen Flucht andere, noch fernegelegene Stellen fassend. Unter den sprühenden, flackernden Feuergarben aber stoben entsetzte Menschenkinder, hier ihre in Hast aufgegriffene Habe bergend, dort nur mit dem nackten Leben dem Flammentod entgangen, und ihnen entgegen presste die Schar der Neugierigen, die das furchtbare Schauspiel vor sich noch immer nicht fassen, noch nicht begreifen konnten, um was es sich hier handele. Sie wären sonst nicht dort stehen geblieben.

»Hilfe! Hilfe!«, kreischte hier und da eine einzelne Stimme über den dumpf wogenden Lärm, durch die knisternde Flamme, die in ihren mächtigen Feuersäulen, vom Wind gepeitscht, ein Geräusch verursachte, wie fast das Schlagen

eines schweren Segels in Windstille.

»Hilfe!« Ja, wer konnte ihnen Hilfe bringen? Wo war der Schwimmer, der sich in dieses Flammenmeer gewagt hätte, wo der Salamander, der darin leben konnte?

Der Schrei erstickte wieder, wie er entstanden war.

Durch die plötzlich eintretende Stille gellte da der jähe Schreckensruf: »Oben in Pacific Street brennt es - unten an der Werft fangen die Häuser Flammen! Die ganze Stadt ist verloren!«

Hui! Wie stoben die Menschen da wieder auseinander. Wie flüchtete alles, was dort oder da wohnte, die eigenen Habseligkeiten, so rasch das eben ging, in Sicherheit zu bringen.

Wenn Tausende aber davon stürmten, strömten andere Tausende von den entfernteren Teilen der Stadt eben so rasch wieder herbei, und der praktische Sinn der Amerikaner hatte bald in dieser allgemeinen Gefahr das Richtige gefunden, das Feuer nicht etwa zu löschen. Denn das sahen alle, war unmöglich, aber es doch in gewisse Grenzen zu bannen und nicht weiter fressen zu lassen.

Glücklicherweise ließ gerade jetzt der Wind etwas nach. Geschah das nicht, so wäre die ganze Stadt rettungslos ein Raub der Flammen geworden. So bildeten sich nun rechts und links, mit Äxten und Tauen bewaffnet, einzelne Gruppen dort, wohin das Feuer sich die Bahn fressen wollte, seinem Wüten durch Niederreißen der Zelte und Holzbaracken Einhalt zu gebieten.

Während Einzelne, rücksichtslos, wer sich im Innern derselben befand, noch völlig von dem Brand unberührte Gebäude mit ihren scharfen Äxten angriffen und die Eckpfosten einhieben, warfen Hunderte von Armen die langen

starken Taue um die, ihrem Geschick verfallenen menschlichen Wohnungen, sie im nächsten Augenblick dem Boden gleichzumachen.

Aber selbst das half nicht immer. Die flammenden Stücke der Zelte flogen wie feurige böse Geister selbst über diese hin. Die wenigen, überhaupt in San Francisco vorrätigen Spritzen kamen dem eigentlichen Feuer gar nicht nahe, sondern hatten vollauf zu tun, nicht mindere Gefahr da und dort den noch nicht erfassten, aber bedrohten Straßen abzuhalten.

Die Aufregung und Angst der Bewohner stieg dadurch auch auf das Äußerste. Jedes neu ergriffene Haus mehrte die Not. Dumpfe, wenn auch vollkommen unbestimmte Gerüchte von Brandstiftern, die selbst während des Arbeitens von Mund zu Mund liefen, vermehrten nur die Aufregung der Leute.

Die ganze Seite der Plaza, auf der sich die eigentlichen Spielhöhlen mit dem hohen Parkerhaus in der Mitte befanden, stand nicht allein in hellen Flammen, sondern war schon in kaum einer Viertelstunde dem Boden gleich gebrannt, und nur die rauchenden Trümmer sandten noch ihren Qualm und Funkenregen sprühend empor. Hoch auf aber, wie eine einzige Feuersäule, loderte das von der Sonne vollkommen ausgedörrte, aus dünnen Balken und Brettern bestehende, mit hölzernen geteerten Schindeln bedeckte Parkerhaus. Die Bewohner desselben hatten in der Tat kaum Zeit gehabt, von dem Augenblick an, wo der erste Feuerschrei ertönte, das nackte Leben zu retten.

Feuer! Durch das ganze Gebäude zitterte der Ruf bis unter das Dach hinauf. Die dort Zimmer an Zimmer einquartierten Bewohner eilten, aus dem Schlaf emporgeschreckt,



zitternd an die Fenster. Aber nur einen Blick warfen sie hinaus, auf die drohende Gefahr da unten. Aufgreifend, was ihnen nur zunächst in die Hände kam, stürmten sie fast alle der hölzernen schmalen Treppe zu, das Freie zu gewinnen, ehe ihnen dieser einzige Rückweg abgeschnitten würde.

Hetson, der mit seiner jungen Frau ebenfalls im oberen Stock des Parkerhauses einquartiert war, gehörte, so ganz ratlos er sich der unbestimmten Gefahr gegenüber gezeigt hatte, die seiner Liebe drohte, keineswegs zu jenen schwachen Naturen, die einer wirklichen persönlichen Gefahr in jähem Schreck erliegen. Die Nähe derselben weckte im Gegenteil alle seine Lebensgeister zu voller Tätigkeit.

Mit einem Blick seine Lage überschauend, sagte er rasch: »Jenny, dieses Haus ist verloren. Ganz Francisco selber könnte es nicht mehr retten, aber unser Geld und das Notwendigste deiner Kleider muss ich in Sicherheit bringen, wenn wir hier in dem fremden Land nicht verderben wollen.«

»Ich gehe mit dir!«, rief die junge Frau zum Tod erschreckt, denn der Feuerschein dicht vor ihrem Fenster, der schon die Funken bis über ihr Dach wirbelte, das Schreien und Heulen der anstürmenden Menschen, das Zittern des leichten Gebäudes selber, in dem die Insassen ratlos hin- und herstürzten, hatte sie fast ihrer Sinne beraubt.

»Halt, noch nicht!«, rief aber Hetson, der indessen in voller kaltblütiger Ruhe seine Kassetten aufgeschlossen und das Geld an seinem eigenen Körper presste, nachdem er nur einen Blick durch die geöffnete Tür geworfen. »Die Treppe ist gedrängt voll Menschen, die rücksichtslos übereinander wegstürzen. Erst lass die Bahn wieder frei werden, denn so lange haben wir schon noch Zeit, und ich selber will indes-

sen versuchen, deinen Koffer hinabzuschaffen.«

»Ich vergehe in der Zeit hier vor Angst!«, klagte die Frau.

»So folge mir denn«, sagte Hetson nach kurzem Besinnen, »und versuche wenigstens den Reisesack zu tragen. Vielleicht ist es auch besser so. Du bleibst dann unten bei den Sachen, und ich kehre noch einmal hierher zurück, zu retten, was irgend möglich ist.«

»O, dann komm«, bat da die Frau. »Sieh nur um Gotteswillen, wie die Flamme schon in den wenigen Sekunden gewachsen ist. Sie lodert ja am Haus empor. Wenn sie die Treppe erfasst, sind wir verloren!«

»Noch nicht, mein Herz!«, berichtigte Hetson, der in der Gefahr seine ganze Energie wiedergewonnen hatte. »Halte dich nur dicht hinter mir, und wenn dir der Reisesack zu schwer wird, wirf ihn fort. Was er enthält, lässt sich schon immer wieder anschaffen. So denn ans Werk. Kommen wir nur glücklich die Treppe hinunter, sind wir auch gerettet.«

Rasch hob er sich dabei den Koffer auf die Schultern, der einen Teil von Jennys Wäsche und Kleidern enthielt, stieß die Tür auf und schritt auf den Gang hinaus, auf den aus allen Türen Menschen strömten. Jenny folgte, wie er ihr befohlen hatte, dicht hinter ihm; ihre linke Hand von der seinen fest umschlossen, dass sie nicht getrennt werden konnten, und versuchte mit der Rechten den ihr anvertrauten Reisesack festzuhalten. Das aber war nicht möglich. In wenigen Sekunden war er von Nachdrängenden beiseitegeschoben und unter die Füße getreten, und Jenny behielt eben noch Zeit genug, ihn wieder an sich zu reißen und über das Treppengeländer hinüber nach unten zu werfen.

»Die Treppe bricht!«, schrie da eine helle Angststimme von unten herauf, und in dem plötzlichen Schreck vor sol-

chem Unfall, drängte davon zurück, wer oben noch Raum zum Ausweichen hatte.

Das half den Übrigen, und Hetson, der nur zu gut wusste, dass sie doch rettungslos verloren waren, wenn der da unten wahr gesprochen hatte, riss seine Frau den ächzenden engen Stufen zu und floh mit ihr hinab, so rasch es seine Last erlaubte.

Jetzt aber half ihnen das Feuer über eine Stelle, die ihnen sonst vielleicht verderblich geworden wäre. Ein Teil des Treppengeländers war nämlich, gerade wo die Treppe sich herumzog, durch das Dagegenpressen der Niederspringenden abgebrochen worden. Die draußen emporlodernde Flamme verriet jedoch den Flüchtigen die Gefahr. Glücklicherweise kamen sie ins untere Haus.

Aber selbst dort schienen sie noch nicht gerettet, denn wie der Strom der Flüchtigen hinaus ins Freie zu drängen suchte, so presste ihnen durch die enge Tür ein anderer Menschenschwarm entgegen, der teils ins Haus gehörte und noch zu retten hoffte, teils aus Neugierde in tollem Eifer heranstürmte, teils vielleicht die Gelegenheit zum Stehlen ersehen wollte.

Eine Tür war noch verschlossen, und zwar die, welche in den Saal führte. Die Hinausströmenden nahmen sich aber keine Zeit zu untersuchen, ob von innen oder außen. Gegen die dünnen Wände warfen sie sich an und schleuderten die schwache Tür in Stücken in den Saal, durch diesen jetzt die Bahn ins Freie suchend. Was kümmerte es sie, dass ihr Weg hier über Stühle und Tische und vielleicht noch nicht gerettete, hier eingestellte Schätze führte. Dort lag der Ausgang, dort die Bahn ins Freie. Rücksichtslos unter die Füße tretend, was sich ihnen in den Weg stellte, an zur Seite ge-

schleuderten Tischen vorbei, über zerbrochene Stühle vorbei, wälzte sich die Menge.

»Hetson!«, rief da plötzlich eine laute, raue Stimme den Fliehenden an. »Alle Wetter! Du hast ein hübsches Entrée in Kalifornien!«

»Siftly, dich führt mein guter Stern hierher!«, rief der junge Mann. »Nimm dich meiner Frau an, dass ich zurück kann, noch unsere Effekten zu retten.«

»Tut mir leid«, Kamerad, rief aber der Spieler achselzuckend. »Das, was ich auf dieser Welt mein nenne, brennt ebenfalls lichterloh. Ich muss sehen, was ich noch retten kann!«

»Aber meine Frau.«

»Gehe mit ihr hinüber zum Courthouse. Dort ist der einzige Platz, wo ihr vorläufig sicher seid. Wie lange freilich, weiß der Teufel«, brummte er in den Bart. »Denn es scheint wahrhaftig, als ob alle bösen Geister losgelassen wären, dieses Nest niederzusengen.«

Hetson hörte aber schon nicht mehr, was er sprach, sondern floh nun, so rasch er konnte, mit seiner Frau dem Ausgang zu, um quer über den Platz der unmittelbaren Gefahr zu entkommen.

Dort hatte sich aber eine solche Masse von Neugierigen und Müßiggängern versammelt, und solche Haufen von Gepäck waren ebenfalls da aufgeschichtet worden, dass Hetson dem Wind entgegen nach der linken Seite der Plaza hinüberhielt, um dort vielleicht in einem der nächsten Häuser ein augenblickliches Unterkommen wenigstens für seine Frau zu finden.

Jene Seite schien auch in der Tat außer aller Gefahr zu liegen, denn der Wind trug Flammen und Funken nach der

entgegengesetzten. Hier hatte ein englischer Arzt einen sogenannten Shop. Das Schild war hell von der Glut beleuchtet. Hetson besann sich nicht lange, diesen um Hilfe anzusprechen. Gern wurde ihm dieselbe auch zugesagt, soweit es in diesem Wirrwarr überhaupt möglich war. Freilich riet ihm der Besitzer des kleinen Ladens selber, lieber einen entfernteren Schutzort aufzusuchen, denn die Plaza war wahrlich in diesem Augenblick kein Aufenthalt für eine zarte Frau. Hetson aber drängte es, noch einmal in das Parkerhaus zurückzukehren, dort wenigstens das Nötigste von seinen eigenen Kleidungsstücken zu retten. Er bat deshalb Jenny nur mit flüchtigen Worten, seiner hier einen Augenblick zu harren und eilte dann, so rasch ihn seine Füße trugen, zu dem schon in Flammen gehüllten Parkerhaus zurück.

In voller Hast vorwärtsdrängend, erreichte er auch die Schwelle desselben wieder, aber ein Betreten desselben war nicht mehr möglich. An ihm vorbei stürmten ein paar rauchgeschwärzte Gestalten, in deren einer er Siftly zu erkennen glaubte. Aber ihm blieb keine Zeit, selbst nur den Kopf nach jenen umzudrehen, denn prasselnd, krachend brach in diesem Augenblick das Sparrenwerk des Parkerhauses zusammen, schlug durch die leichte, schon überdies hier und da vom Feuer angegriffene Saaldecke und füllte im nächsten Moment die noch stehenden äußeren Wände mit einer einzigen Flammensäule an.

Turmhoch wirbelte dabei ein wahrer Schauer von glühenden Funken und brennenden Stücken Holz in die Nacht hinein. Aber die Richtung des Windes hatte sich in dem Augenblick geändert. Nicht mehr die Straße hinab zog die lohende Glut, sondern gerade über die Plaza hinüber und der

anderen Häuserreihe zu warf es den glühenden verderblichen Regen.

Furchtbare Verwirrung entstand aber dadurch auf der Plaza selbst, wo man indessen all die geretteten Güter und Habseligkeiten aufgeschichtet hatte. Dort mitten hinein fielen die lodernden Brände, und ein Haufen dort übereinander geworfener leichter Kleider fing zuerst Feuer. Die nächst Stehenden, anstatt sie zusammenzupressen, und die Glut zu ersticken, rissen sie in jähem Schreck auseinander und fachten den Brand dadurch nur rascher an. In wenigen Sekunden hatten sich die nächsten Gegenstände ebenfalls entzündet, und nur Minuten später loderte alles, was man dort sicher und gerettet geglaubt hatte, luftig und hoch empor, die fernen Häuserreihen selbst gefährdend.

Dieses Entsetzen hatte dadurch unter den Bewohnern von San Francisco den höchsten Grad erreicht, und mit ihm stieg zugleich die Wut und Rachbegier gegen die Missetäter, denn dass das Feuer böswillig angelegt sei, bezweifelte niemand mehr.

Flüche und Verwünschungen, Gott und die Erde, was sie trug und barg, lästernd, strömten von tausend Lippen, und dass ihnen für alles dies ein bestimmtes Ziel fehlte, dass niemand ihnen entgegenstand, an dem sie diese mit jeder Sekunde wachsende Wut auslassen konnten, mehrte, vergrößerte den wilden Ingrimm nur desto mehr.

Durch das Umschlagen des Windes war dabei die ganze Stadt bedroht, und schon fingen dort drüben die bisher verschonten und nur von der Hitze gedorrten Häuser an zu brennen, sowie nur die ersten Funken darauf niederfielen. Zwei Spritzen kamen allerdings gerade von dort herüber. Von der Bai herauf führten die Karrenleute unablässig

Wasser, aber wie durften sie hoffen, das zornige, übermächtige Element zu besiegen.

Hetson sah im Augenblick, dass jeder weitere Versuch, in das seinem Geschick verfallene Haus einzudringen, Wahnsinn gewesen wäre, und wollte jetzt nur so rasch wie möglich zu seiner Frau zurückkehren.

Aber selbst das war nicht so bald geschehen. Zu seinem Entsetzen bemerkte er, wie auch dort schon die Flammen aufstiegen, während das Gewirr und Gedränge von Menschen auf der Plaza selber seinen Höhepunkt erreicht hatte. Durch diesen Knäuel hin und her wogender Massen, durch die dazwischen vom Feuer erfassten Güter selber schien es für den Einzelnen unmöglich, einer bestimmten Bahn zu folgen.

Unter den Tätigsten an dem Abend, soviel wie möglich vom Eigentum zu retten, und als das nicht ging, dem Feuer wenigstens Einhalt zu gebieten, war ein großer, breitschultriger Farbiger - ein freier Neger aus den Vereinigten Staaten - gewesen, und nun nur herbeigeeilt, seine Hilfe bei der neuen Gefahr auf der Plaza anzubieten.

Hier aber sah er bald, dass die Leute, in ihren Bemühungen die aufgeschichteten Güter auseinanderzureißen, das Übel eher noch schlimmer machten, als verbesserten, und gar nichts dabei nützten, während sie drüben durch Einreißen an den meist bedrohten Stellen die Flammen doch vielleicht auf einen gewissen Raum beschränken konnten.

Vor Schweiß triefend, seine Kleider schon in Fetzen um sich her hängend, aber noch voll guten Mutes in seinem Rettungswerk, sprang der Bursche, gerade als Hetson dort hindurch sich Bahn zu brechen suchte, dann auch zwischen die bestürzte Menge, die zum großen Teil den Kopf verlo-

ren hatte, oder ihre

Kräfte wenigstens unzweckmäßig benutzte und schrie dazwischen: »Lasst doch den Plunder da brennen. Was liegt an den paar Kisten und Stühlen? Da drüben ...«

»Zum Teufel auch!«, schrien andere dazwischen, deren ganzes Eigentum vielleicht hier aufgeschichtet lag. »Plunder brennen? Die schwarze Kanaille freut sich wohl gar über das Feuer!«

»Aber ich sage euch ...«, rief der Schwarze in das Toben hinein, indem er vergebens versuchte, sich verständlich zu machen. »... dass ihr da drüben nötiger seid. Wenn das Feuer ...«

»Der gehört wohl gar mit zu den verdammten Brandstiftern, die sich noch freuen, dass hier unser Eigentum zugrunde geht!«, rief eine Stimme.

»Was ist da los? Wen haben sie dort? Einen von den Brandstiftern? Nieder mit dem Hund! Schlagt ihn zu Boden! Reißt ihm das Herz aus dem Leib!«, tobten die ferner Stehenden, die nicht deutlich gehört hatten, was da vorging.

»Zurück da, seid ihr wahnsinnig?«, rief aber der Neger lachend aus, indem er sich Bahn zu machen suchte und über einige der dort aufgehäuften Gegenstände hinüber sprang.

»Das ist er, haltet ihn, lasst ihn nicht fort!«, gellte da ein wilder Schrei. »Werft ihn in die Flammen und lasst ihn braten!«

»Wo ist der Brandstifter? Wo?«, brüllten jetzt auch die dem Neger Nächsten, die da glaubten, dass man irgendwo anders einen der Missetäter erwischt habe. »Wo ist der Hund?«

»Da springt er, lasst ihn nicht fort! Zum Feuer mit ihm!«,



brüllte die Menge, nun ein Ziel vor Augen, an dem sie ihre Wut auslassen konnte.

Der Neger, wohl schon von den Vereinigten Staaten her gewitzt, dass ein Farbiger einem Haufen aufgeregter Weißer gegenüber nicht viel Schonung zu erwarten hat, mochte sein Gewissen so weiß und rein sein, wie es wollte, versuchte den ärgsten Schreiern auszuweichen. Einmal aus ihrem Bereich brauchte er nicht zu fürchten, weiter belästigt zu werden. Eine Kiste aber, auf deren Ecke er sprang, hatte an der Seite keine Unterlage und schlug mit ihm über. Als er sich vor einem Fall retten wollte und zur Seite sprang, knickte er in die Knie.

»Das ist er! Haltet ihn! Nieder mit ihm, zum Feuer mit der schwarzen brandstifterischen Bestie!«, heulte die Schar in rasender Wut.

»Aber Gentlemen!«, schrie der arme Teufel nun wirklich erschreckt, indem er die Nächsten von sich abzuhalten suchte. »Ich habe gerettet, was ich konnte, und bin kein Brandstifter!«

Was halfen die Worte in dem Wutgebrüll der Tobenden, die in ihrer ganzen gewichtigen Masse gegen ihn anpressten und ihn zu Boden rissen. Der Neger fühlte jetzt auch, dass sein Leben, - wenn auch nur durch ein tolles Missverständnis - bedroht sei, und suchte sich mit seiner ganzen riesigen Kraft Bahn zu machen. Was er in seine nervigen Fäuste packte, schrie laut auf vor Schmerz, aber retten konnte ihn das nicht.

»Nieder mit dem Hund, nieder mit ihm«, jauchzten die Rasenden.

Über ihn hin, von den Herzdrängenden gepresst, stürmten die vermeintlichen Rächer.

Ohne Waffen, wie er da unter ihren Füßen lag, blieben ihm allerdings nur seine Arme und Zähne. In grimmer Verzweiflung griff er damit an, was er erreichen konnte - umsonst.

Über ihn hin wälzte die Menschenwoge, und die, die ihn nicht mehr mit ihren Händen erreichen konnten, um ihn, was ihre erste Absicht gewesen war, dem Feuer zuzuschleppen, traten ihn mit den scharfen Hacken nach dem Leben und zermalmten ihn unter ihren Füßen.

Einer Schar von losgelassenen Dämonen glichen, schauerlich von dem flammenden Feuer beleuchtet, die Wütenden, die jauchzend und heulend, und doch im Gefühl ihres Rechts, ein unschuldiges Menschenleben unter ihren Füßen zerstampften. Aber wer wollte hier, in diesem Augenblick der ringsum lodernden Gefahr, von Ruhe, von Untersuchung einer Anschuldigung hören? Das unglückliche Wort, das ihn zum Brandstifter stempelte, ob missverstanden, absichtlich entstellt, war gefallen. Die gereizte Menge tobte es nach, und das Opfer, das sich ihnen so unerwartet bot, wurde vernichtet.

Den leblosen verstümmelten Körper schleppten die Wütenden danach noch in die Flammen - vielleicht in einem unbestimmten Gefühl, den Beweis dieser Rache so bald wie möglich aus dem Weg zu haben.

Von Lippe zu Lippe, bis in die entferntesten Straßen der Stadt flog der Jubelruf:

»Das Feuer war angesteckt worden, und einen der Brandstifter haben sie erwischt und in die Flammen geworfen!«

Hetson schaudere zusammen, als er, ein unfreiwilliger Zeuge dieser furchtbar schnellen Volksjustiz, mitten in den Haufen der Wütenden, ja über den zu Boden getretenen

Neger selber hinweg gedrängt wurde, ohne imstande zu sein, sich aus dem Menschenknäuel hinaus zu winden. Wie er sich aber nur frei sah, floh er auch, so rasch ihn seine Füße trugen, der bereits ebenfalls brennenden Häuserreihe zu, in der er seine Frau zurückgelassen hatte.

Aber auch hier Verderben, wohin die Spur des Feuers sich gewandt hatte, sodass er in den schon von der Hitze verkohlten Fronten nicht einmal mehr das früher aufgesuchte Haus erkennen konnte.

So ruhig und selbst kaltblütig Hetson aber bisher der Gefahr begegnet war, so unerwartet und bis ins innerste Mark traf ihn dieser neue Schlag. Wie rasend stürmte er, stürzende, stammende Balken und Bretter nicht beachtend, an der Häuserreihe hin, Jennys Namen rufend, und seinen Leichtsinn, mit dem er die Unglückliche sich selber überlassen hatte, verfluchend. Vergebens aber suchte er Haus für Haus ab, und fand endlich, das eigene Leben in diesem kecken Wagnis mehr als einmal in die Schanze schlagend, den *Doctorshop* wieder, in dem er sie gelassen hatte. Er kannte den Platz an den niedergeworfenen Regalen und den umhergestreuten Gläsern und Büchsen - aber von den früheren Bewohnern war keine Spur mehr zu entdecken. Diese hatten sich auch in der Tat, dem Feuer ausweichend, durch die Hintergebäude und über niedergerissene Planken hin gerettet. Die Spritzen waren gerade am Eckhaus, einem niederen Lehmgebäude noch aus der spanischen Zeit her, aufgefahren, dieses womöglich zu schützen und dadurch dem Feuer zu dieser Richtung hin Einhalt zu gebieten.

Todesmatt, aber die Erschöpfung in der Angst um die Verlorene kaum fühlend, hielt Hetson atemlos einen Au-

genblick inne, sich erst zu sammeln, erst zu überlegen, wohin er nun sich wenden, wo er suchen solle. Überlegen - guter Gott, das Hirn brannte ihm in wilderer Glut, als da draußen an den Gebäuden leckte, und er musste sich an dem Rad eines dort haltenden Wasserkarrens stützen, um nicht umzusinken.

»Mr. Hetson!«, rief ihn da eine bekannte Stimme an.

Als er fast mechanisch den Kopf dorthin wandte, sah er den alten Doktor Rascher, der unter einer schweren messingbeschlagenen Kiste keuchend neben ihm stehen geblieben war.

»Das ist ein trauriger Tag für uns und ein schlimmer Anfang in Kalifornien.«

»Doktor!«, stöhnte da der junge Mann, als er ihn erkannte. »Haben Sie ... haben Sie meine Frau nicht in diesem Gewirr von Menschen gesehen?«

»Mrs. Hetson? Gewiss«, rief der Doktor rasch. »Eben als ich zurücklief, diese Kiste noch zu holen, sah ich sie, von einem Herrn begleitet, die nächste Straße dort hinauf fliehen. Lieber Gott, das helle Kleid einer Frau ist ein so seltener Anblick in diesem wilden Ort, dass es unwillkürlich die Blicke anzieht. Ich glaubte Sie aber bei ihr und war auch zu viel mit meinem eigenen Verlust beschäftigt, weiter darauf zu achten.«

»Mit einem Herrn? Einem Fremden?«, stöhnte Hetson, vor dessen innerem Geist sich all die furchtbaren Schreckbilder der letzten Zeit aufs Neue sammelten. »Mit ihm?«

»Aber Mr. Hetson«, sagte der alte Mann bestürzt.

Der Unglückliche hörte jedoch nichts weiter.

»Charles Golway«, murmelte er leise vor sich hin und brach bewusstlos, wo er stand, zusammen.

Es war dies allerdings kein Augenblick und kein Ort, sich um einen anderen Fremden zu bekümmern, und die Amerikaner sprangen auch, kaum einen Blick auf den Ohnmächtigen werfend, unbekümmert an ihm vorbei. Der alte wackere Arzt aber, seine Medizinkiste selbst vernachlässigend, die er mitten auf der Straße stehen ließ, dachte gar nicht daran, den armen Mann hier ohne Hilfe zu verlassen. Aber wohin mit ihm? Der angstvolle Blick, den er umherwarf, zeigte ihm nichts als Trümmer und Verwirrung, und doch auch wieder schien es fast, als ob die Menschen hier des Feuers Herr geworden wären.

Der Wind, der nur für kurze Zeit geschwankt, hatte sich nämlich wieder in seine vorherige Richtung gewandt, und das allein rettete den Stadtteil der California Street zu, der sonst ebenfalls verloren gewesen wäre. Von den kaum erfassten Gebäuden schlug die Flamme wieder der offenen Plaza zu, und durch Niederreißen der nächsten Baracken und volles Spritzen auf das Eckhaus gelang es den angestrengtesten Bemühungen der Massen in der Tat, die Glut hier zurückzuscheuchen.

Wie der alte Mann dort noch unschlüssig stand, sah er in dem letzten Gebäude die Flamme verlöschen, sodass selbst die Wände mit einem Teil des Daches stehen geblieben und gerettet waren. Menschen eilten dort sogar schon wieder mit Lampen hin und her. Dorthin als dem nächsten, wenigstens in etwas geschützten Platz beschloss er seinen Kranken zu tragen.

Hoch in den Jahren war der alte Doktor doch noch ein ganz rüstiger und kräftiger Mann, und mit einiger Schwierigkeit hob er sich den Körper des Ohnmächtigen auf und zog ihn dem Eckhaus zu. Hier aber fand er sich bald von

anderen unterstützt, die, mit gerade keiner weiteren Beschäftigung, als dem Feuer zuzusehen, die vermeintliche Leiche des vielleicht von einem Balken Erschlagenen mit aus dem Weg schaffen halfen.

So erreichten sie bald das Eckhaus, aus dem die Bewohner, wie es schien, keineswegs geflüchtet, aber wenn so, doch schon zurückgekehrt waren, denn der Besitzer des Eckladens, der bis dahin einen Schankstand gehalten und alkoholische Getränke feilgeboten hatte, war selbst unter den noch rauchenden und hier und da glühenden Trümmern der an der einen Seite niedergebrochenen Decke emsig beschäftigt, neue Lampen aufzuhängen und zu entzünden, und Gläser und Flaschen wieder herbeizuschaffen.

War dies doch die Zeit, seine Ware zu guten Preisen an den Mann zu bringen. Der Bursche selber viel zu sehr Yankee, sich die Gelegenheit entgehen zu lassen.

Der Doktor nahm sich allerdings keine Zeit, dem Schaffen des Mannes noch eigentlich mitten im Feuer zuzuschauen. Als er den Ohnmächtigen, so gut das gehen wollte, in eine Ecke gebettet hatte, eilte er zurück auf die Straße, seine Medizinkiste ebenfalls hereinzuholen. Wie aber hatte sich schon das Aussehen dieses *Grogshops* verändert, als er nach kaum zehn Minuten mit der noch glücklich gefundenen Kiste dorthin zurückkehrte.

Rechts und links waren Lampen und Laternen angezündet, die den Platz mit der von der anderen Seite der Plaza noch herüberflammenden Lohe hell beleuchteten. Hinter dem nur notdürftig von Schutt gereinigten Ladentisch, dessen eine Ecke überdies angebrannt war, standen zwei junge Burschen, den hereinströmenden Gästen die Gläser zu füllen. An der halb durchbrochenen Rückwand unter dem

Sternenhimmel, der sich als Decke darüber spannte, angesichts des noch tobenden Elements, das Tausende von Menschen um Eigentum und Obdach brachte, standen auf einem großen Bogen weißen Papiers frisch und rau mit Kohle die frevelnden Worte schrieben:

*Go ahead young California!*

*Who, the hell, cares*

*for a fire!*<sup>1</sup>

Und doch war es der volle Geist des kalifornischen Volkes, der aus den Worten sprach. Und nun sollten sie zum ersten Mal ja auch beweisen, welcher Elastizität im Unglück sie eigentlich fähig wären.

Drüben über der Plaza stiegen noch rotleuchtende Flammen- und Rauchsäulen zum dunklen Nachthimmel empor. Hier aber war man, allerdings mit des Windes Hilfe, des Feuers Herr geworden. Noch eigentlich im Brand, unter verkohlten Balken und qualmenden Schutt, unter dem Arbeiten der Spritzen und Zischen der Flammen, hatte die Industrie schon wieder ihre Werkstätte mit dem Motto aufgeschlagen: *Who, the hell, cares for a fire!*

Who cares! könnte das Motto für ganz Kalifornien sein.

Der alte Doktor Rascher hatte schon manches in seinem bewegten Leben gesehen und erfahren. Dieser Übermut des kecken Menschengeschlechtes, dem losgelassenen furchtbaren Element gegenüber, fesselte aber doch für einen Augenblick seinen Blick und machte ihn in dem wilden Ort staunend umherschauen. Aber es war kein Traum, sondern wahre, nackte Wirklichkeit, die ihn umgab. Draußen brann-

---

<sup>1</sup> Nur vorwärts, junges Kalifornien! Wer, zum Teufel, sorgt sich um ein Feuer!

te noch die Stadt, und hier in dem qualmenden Eckgebäude, in den ein plötzlicher Wechsel des Windes jeden Augenblick aufs Neue die Fackel schleudern konnte, klebte der Besitzer die Herausforderung an das Schicksal mit keckem Finger an die verkohlte Wand: Who, the hell, cares for a fire!

Doktor Rascher hatte aber auch nach seinem Patienten zu sehen und schleppte deshalb seine ziemlich schwere Kiste, unbekümmert um den ihn umgebenden Lärm der Zehenden, in die Ecke, wo er Hetson niedergelegt hatte. Dieser war aber indessen schon ohne seine Mittel erwacht, und sah sich anfangs wohl etwas erstaunt in dem fremden Raum um, von dem er sich eingeschlossen fand. Bald aber kam ihm die Erinnerung an die durchlebten Szenen, an seinen letzten furchtbaren Verlust zurück, und rasch und erschrocken richtete er sich gerade von seinem harten, schmutzigen Lager auf, als der freundliche alte Mann wieder zu ihm eilte.

»Hallo«, riefen ein paar Amerikaner - Backwoodsmen, die durch die Steppen und über die Felsengebirge herüber Kalifornien erreicht hatten - als sie das Erwachen des Totgeglaubten bemerkten. »Da ist ja noch Leben genug, einem Glas Brandy gefährlich zu werden. Hier, Alterchen, trink das, das wird dir verdammt schnell wieder auf die Strümpfe helfen.« In ihrer rauen Gutmütigkeit boten sie dem jungen Mann ein bis zum Rand mit dem scharfen Trank gefülltes Glas.

Hetson trank eigentlich sonst nie Spirituosen. In diesem Augenblick fühlte er aber doch, dass er irgendetwas bedurfte, ihn geistig, wenn nicht aufzurichten, doch aufzuregen. Mit dankendem Kopfnicken nahm er deshalb das Glas



und leerte es fast zur Hälfte.

»Aus damit, Kamerad«, rief aber der eine Bursche lachend. »Der Stoff ist vortrefflich und geht wie Feuer durch die Adern. Wo fehlt es eigentlich? Irgendeinen verkehrten Balken auf den Kopf bekommen? Ja, das kann der Zehnte nicht vertragen.«

»Ich danke Euch, Freund«, sagte aber Hetson, das wieder dargebotene Glas zurückweisend. »Es hat mir schon gut getan. Ich fühle mich wenigstens um vieles besser. Doktor, Ihr kommt zu mir wie ein Engel in der Not. Habt Ihr sie gefunden?«

»Mein bester Mr. Hetson«, sagte der alte Mann kopfschüttelnd, indem er sich etwas ängstlich in dem gedrängt vollen Raum umschaute. »Wir wollen vor der Hand froh sein, dass wir Sie wieder auf den Füßen haben. Das Übrige findet sich alles morgen, bei ruhigem Blut.«

»Morgen?«, flüsterte aber Hetson, indem er auf die Füße sprang und des Doktors Hand wie mit eisernen Fingern umspannte. »Glauben Sie, dass ich bis morgen ruhig warten könnte, ohne wahnsinnig zu werden? Ich muss fort!«

»Aber was um Gotteswillen wollen Sie jetzt, in Ihrem ermatteten Zustand, da draußen tun oder ausrichten?«, bat ihn der alte Mann, indem er ihn zurückzuhalten versuchte. »Warten Sie nur wenigstens das Tageslicht ab, und ich will dann selber gern und mit tausend Freuden ...«

»Lassen Sie mich los, Doktor«, rief aber der junge Mann, indem er seinen Arm befreite. »Ich weiß, Sie meinen es gut, aber morgen - morgen? Nein - eine Ewigkeit liegt dazwischen!«

Ehe ihn der alte Arzt daran hindern konnte, drängte er die ihm zunächst Stehenden beiseite und floh zur Tür hi-

naus ins Freie.

Die Trinker hatten sich schon lange nicht mehr um ihn bekümmert, und wenn sie auch seine Aufregung vielleicht bemerkten, war die in der gegenwärtigen Kalamität zu leicht erklärlich, sich weiter damit zu befassen. Irgendjemand, der vielleicht in diesem Augenblick sein ganzes Vermögen verloren hatte, konnte nicht so ruhig und kaltblütig sein wie sie. Das störte sie aber nicht im Trinken, und wenn ein Teil von ihnen wieder fortgestürmt war, aufs Neue Hand anzulegen, des Feuers Herr zu werden, füllten andere den kleinen Raum im selben Augenblick.

Der Wirt hatte mit seinem Plakat vortrefflich spekuliert. Dieser kecke, ja freche Mut war nach dem Geschmack der Leute, und er verdiente mehr Geld in den wenigen Stunden als sonst in einer Woche.

\*\*\*

## Kapitel 7

### *Nach dem Brand*

Es war etwa zehn Uhr morgens, als man des Feuers endlich so weit Herr wurde, keine weitere Gefahr davon befürchten zu dürfen. Eine Menge Häuser und Zelte hatten freilich eingerissen werden müssen, und diese brannten hier und da noch fort. Aber teils hatten sich die Spritzen dort herum postiert, und löschten hier, teils bewachten sie, wo keine Spritzen zu haben waren, die Bürger selber, zerrten die brennenden Balken auseinander, warfen Sand darauf und taten ihr Bestes, die weitere Gefahr von der Stadt abzuwenden.

Während aber der äußere Rand des Feuers solcher Art von einem Damm schützender und wehrender Arme umgeben wurde, waren im Mittelpunkt des betroffenen und vollständig niedergebrannten Stadtteils schon andere wieder emsig beschäftigt, die Brandstätte aufzuräumen und die Grenzen der verschiedenen Stellen zu finden, auf denen ihre Wohnungen gestanden hatten.

Noch während des Feuers hatte der Eigentümer des Parkhauses schon mit einem Baumeister einen Akkord abgeschlossen, nach dem sich der Letztere verpflichtete, ihm in dem alten ähnliches und ebenso geräumiges Gebäude innerhalb sechzehn Tagen so weit aufzubauen, dass es bezogen werden konnte. Um ein Uhr rief ein neuer Feuerlärm die Spritzen auf die Plaza, das dort schon wieder aufgefahrene Bauholz zu löschen, das sich auf dem heißen Grund entzündet hatte.

Hier zeigte sich die Lebenskraft dieser Schar von Aben-

teuern, die der Durst nach Gold die Hoffnung, Schätze zu sammeln, an diese Küste geworfen hatte. Da wurde keine Klage, kein Jammer über Verlorenes laut. Da stand kein trauernder Familienvater an der rauchenden Brandstätte, unter der sein Teuerstes, seine liebe Heimat, begraben lag. Wie der Jäger draußen in der Wildnis, dem ein Waldbrand oder Sturm seine Hütte - sein zeitweiliges Obdach - niedergeworfen hatte, frisch daran geht, sich ein Neues aufzurichten, und des alten mit keiner Silbe mehr gedenkt, so trübte keine Sorge um das, was die Glut ihnen diese Nacht geraubt, die Herzen dieser Männer. Sie waren eben zum zweiten Mal an die nackte Küste geworfen - aber die Küste hieß Kalifornien, und vier Wochen freien Spielraum, mehr glaubten sie nicht zu brauchen, das Verlorene wieder einzubringen.

Nur eines durften sie nicht versäumen. Zeit. Jede Stunde, die sie nun nach dem Brand müßig verträumten, war unwiederbringlich verloren, und alles wetteiferte miteinander, zuerst wieder gerüstet, zuerst wieder zu einem neuen Anlauf bereit zu sein.

Alle Karren, die nur aufzutreiben waren, fuhren schon um die Mittagsstunde die Trümmer des Brandes hinaus vor die Stadt. Noch glühende und glimmende Balken wurden mit Ketten umschlungen und mit Maultieren, Pferden, Eseln oder selbst von Menschenhänden fortgeschleift, nur Raum für das neue Bauholz zu geben, und diesem nicht wieder gefährlich zu werden. Noch vor Abend stiegen denn auch schon wieder zeitweilige Gerüste, mit dünnen Planken gedielt, mit Segeltuch überdeckt, auf der nämlichen Stelle auf, die noch vor wenigen Stunden in lichten Flammen stand. Aus den rauchenden Trümmern heraus,

die noch nicht alle hatten beseitigt werden können, tönte schon wieder die kreischende Geige und der gellende Trompetenstoß, das Volk hinein zu den rasch aufgestellten Spieltischen zu locken.

Wie Pilze über Nacht zu ihrer natürlichen Größe emporwachsen, so stiegen hier in kürzerer Zeit Häuser und Zelte aus dem noch heißen Boden, ja, in manchen von diesen musste sogar noch fortwährend gegossen werden, die unteren dünnen Balken vor dem Anbrennen zu bewahren.

Allerdings hatten die Eigentümer dieser luftigen Gebäude enormen Tagelohn nur für die Arbeiter zu zahlen, und selbst das leichte Lattenwerk stand entsetzlich hoch im Preis. Aber was tat das?

Der Pacht eines einzigen Abends, den nur allein die Spieltische brachten, zahlte fast den ganzen Bau, und jetzt galt es, den Moment zu benutzen, wo die Konkurrenz noch nicht wieder Spielhölle an Spielhölle aufgerichtet hatte.

Noch vor Nacht war das Parkerhaus schon wieder im Bau begonnen. Während mehr als fünfzig Leute emsig beschäftigt standen, die Löcher für die Pfosten und Säulen der Außenwände auszugraben und diese einzusetzen, hatte der Eigentümer im Innern derselben, den kostbaren Platz nicht so lange nutzlos liegen zu lassen, ein großes niederes Zelt aufgeschlagen.

Den Boden desselben bildete freilich die bloße mit Wasser gekühlte und hart gestampfte Erde. Nichtsdestoweniger füllte die eine Ecke schon wieder ein kleines Orchester, während in der anderen ein Büffet aufgeschlagen war. An vorläufig eingerammten Pfählen hingen die Lampen, in der Mitte standen die Spieltische mit einer Anzahl Stühlen darum her, und im Hintergrund, den Raum auch zu jedem

Zollbreit benutzend, war eine lange Speisetafel aufgeschlagen, die aus einem dahinter errichteten Küchenschuppen versorgt wurde.

Zwar stand der freche Anschlag jenes Yankees who, the hell, cares for a fire nicht hier als Gotteslästerung an der Wand, aber jeder eingetriebene Pfosten, jeder schmetternde Trompetenstoß, jede niederfallende Karte rief dasselbe Lösungswort laut in die Welt hinaus. Mit Verwüstung und Schlacke um sich her, wucherten die Spielhöllen üppig empor, im neuen Keim schon zeigend, zu welcher Höhe sie, von Lug und Trug genährt, auf diesem günstigen Boden wachsen könnten.

Das aber waren die Elemente, die hier nur, in der Hauptstadt des Landes, im Zentrum des ganzen Verkehrs ihre eigentliche Pflege und Nahrung fanden. Die konnte ein Feuer wohl vom Boden schneiden, ohne jedoch ihre Wurzel zu verzehren, aus der sich frisch und rasch die neuen giftigen Schösslinge entwickelten. All die leichten und luftigen Tirailleure aber, die eigentlichen Goldwäscher, die San Francisco nur gewissermaßen als einen Ruheplatz, als einen Punkt betrachteten, von dem aus sie in das wirkliche kalifornische Leben - das Leben in den Bergen - hineinspringen konnten, alle diese fühlten sich nach dem Feuer hier nicht mehr sicher, und deshalb nicht mehr behaglich, und zogen noch an demselben Tag in Scharen aus, einen Platz zu verlassen, auf dem sich vielleicht schon in nächster Nacht dieselbe Szene wiederholte.

Besonders flüchtig wurden die Deutschen, denn die Amerikaner waren von Haus aus an ein bewegteres, von Wagnissen begleitetes Leben gewöhnt, während der Deutsche hier plötzlich alles über den Haufen geworfen fand, was er

bis dahin zu einer bürgerlichen Existenz als unumgänglich nötig erachtet hat, nämlich Ruhe und Sicherheit! Und doch hatte das Unglück des Brandes nur verhältnismäßig wenige von ihnen betroffen, da die billigeren Kosthäuser - sogenannte Hotels - in denen sie sich einquartiert hatten, mehr in den Außenstraßen lagen und diesmal verschont geblieben waren. Diese Warnung, was ihnen hier in der Stadt begegnen konnte, war aber an die wenigsten weggeworfen gewesen, und alle, die nicht durch besondere Geschäfte an die Stadt selber gefesselt wurden, schnürten ihre Bündel und machten sich so rasch sie immer konnten auf den Weg in die Berge.

Der Brand war erstickt und gelöscht worden, ehe Pacific Street erreichte. Die beiden deutschen Hotels kamen diesmal noch mit dem Schreck davon. Ihre Insassen gehörten aber größtenteils mit zu denen, welchen der Ort auf einmal »zu warm« wurde, und selbst der Justizrat hatte sich entschlossen, ohne Weiteres aufzubrechen.

Das schien bei ihm allerdings etwas Ungewöhnliches, denn alle seine sonstigen Entschlüsse bedurften immer erst einer gewissen Reife, ehe er nur daran dachte, sie auszuführen. Er war das von zu Hause und aus seinem Geschäftsgang auch gar nicht anders gewohnt gewesen, und konnte deshalb das ad acta noch immer nicht vergessen. In dieser Nacht hatte er jedoch schon mehr von dem amerikanischen Leben und dessen rücksichtslosen Treiben gesehen und erfahren, als ihm lieb sein mochte, denn erstlich schlug ihm - ohne dass die Polizei eingeschritten wäre - ein baumlanges Kerl die lange Pfeife aus dem Mund, mit der er sich das Feuer besehen wollte. In das Gedränge hineingerissen, wurde er auf der Plaza sogar ein vollkommen unfreiwilli-

ger und entsetzter Zuschauer des Negermordes, den man nachher behandelte, als ob es eine Sache gewesen wäre, die sich ganz von selbst verstand.

Er ging nach diesem Vorfall, so rasch er möglicherweise loskommen konnte, nach Hause, sprach auch dort mit niemandem darüber und äußerte nicht die geringste selbstständige Meinung - hätte es dem entsetzlichen Volk nicht einfallen können, ihn ebenso zu behandeln - konnte aber kaum den nächsten Tag erwarten, San Francisco jedenfalls zu verlassen.

Sobald man diese Stadt aber einmal verließ, blieb einem in jener Zeit gar nichts anderes übrig, als eben in die Minen zu gehen. Der Justizrat machte deshalb dem darüber etwas erstaunten Assessor den Vorschlag, ihn in die Berge zu begleiten.

So großen Respekt der gutmütige, stets rücksichtsvolle Assessor Möhler aber auch vor dem Justizrat hatte, der ihm schon durch sein ganzes Wesen imponierte, so wies er dieses, wie er sich ausdrückte, „ihn ehrende Anerbieten doch freundlich, aber entschieden ab, da er die arme Frau Siebert nicht in ihrem schweren Herzeleid allein lassen könne. Er habe ihr das, wie er sagte, auch versprochen, und müsse schon sein Wort halten, so gern er sich auch einem Zug von Landsleuten anschließen möchte.

Der Justizrat zuckte hierauf bloß mit den Schultern und die Sache war abgemacht. Diesen Tag brauchten die Leute aber noch zum Packen, und zwar hatten sich, außer dem Justizrat, Lamberg, Binderhof und Herr Hufner entschlossen, zusammen aufzubrechen.

Die drei Letzteren waren auch bald mit Packen fertig. Eines der kleinen, die Bay damals befahrenden Dampfer soll-



te sie nach Stockton hinaufschaffen. Von dort aus wollten sie ihr Glück in den südlichen Minen versuchen. Der Justizrat hatte aber bis Mittag noch keine Zeit gefunden, und nur eine Pfeife nach der anderen geraucht, seinen Betrachtungen über dies Dorado nachzuhängen. Endlich, als ihn die anderen trieben und ihm erklärten, an nächsten Morgen auch nicht einen Augenblick auf ihn zu warten, machte er sich an die Arbeit, aber auf so ungeschickte Weise, dass es der, in solchen Sachen wirklich peinlich ordentliche Assessor Möhler zuletzt nicht mehr mit ansehen konnte. Er erbot sich freundlich, dem Justizrat alles zusammenzupacken, wenn ihm dieser seine Sachen nur alle auf einen Platz legen und ihn weiter nicht darin stören wolle, und der Justizrat, dem nichts erwünschter kam als das, ließ ihn von Herzen gern gewähren.

Um zwei Uhr begann der Assessor mit seiner Arbeit, an der ihn nur dann und wann auf kurze Zeit die Wartung und Aussicht der Kinder hinderte, packte einen Ballen, der ohne die geringste Gefahr hätte eine Reise um die ganze Erde machen können, suchte sich selber ein altes Stück Packleinen dazu, nahm Sacknadel und Faden aus eigenem Vorrat und stand noch lange nach Dunkelwerden draußen auf der Straße bei seiner Beschäftigung, wo ihm die Vorübergehenden mit Erstaunen zusahen, wie er die große Nadel gegen den Mond zu einfädelt.

Der Justizrat ging dabei ab und zu und rauchte, bezeugte auch nicht die mindeste Ungeduld, und sagte nur, als der gefällige Mann endlich doch zu Ende gekommen war: »Danke - rollen Sie den Ballen ins Zelt.«

Dann ging er mit der Pfeife die Straße hinunter, um sich noch einmal die Plaza anzusehen.

Unterwegs traf er an einer der dunklen Ecken der Stadt drei Männer, die sich lebhaft mitsammen in englischer Sprache unterhielten. Es war fast, als ob feindliche Worte zwischen ihnen gewechselt würden. Als ihnen der Fremde aber nahe kam, schwiegen sie, warfen ihm einen flüchtigen Blick zu und ließen ihn vorbei.

»Abend«, sagte der Justizrat auf seine barsche, wenn auch diesmal höflich gemeinte Weise, denn er traute den dreien nicht recht und warf ihnen den halb abgebissenen Gruß gleichsam als Beschwichtigung hin. Keiner der drei antwortete ihm aber, wenn sie auch die Köpfe nach ihm umwandten. Erst als er außer Hörweite war, nahm der eine von ihnen, ein kleiner, wohlbeleibter Mann, das Gespräch wieder auf.

»Und wo habt ihr beiden bis jetzt gesteckt, dass ich euch mit keinem Auge den ganzen Tag gesehen habe, und in Todesangst in der Stadt umherlaufen musste. Wo wolltet ihr jetzt zusammen hin? Mich aufzusuchen, he? Das soll ich jetzt auch noch glauben.«

»Allerdings wollten wir das«, antwortete einer der beiden anderen, eine lange, hagere Gestalt. »Und wenn Ihr nur einen Augenblick vernünftig zuhören wolltet, Brown, so würdet Ihr alles erfahren.«

»Wie ihr es euch beide zusammen abgekartet habt, nicht wahr?«, rief der Kleine mit einem verächtlichen Blick auf den Sprecher.

»Ich hoffe, Brown, dass Ihr mich nicht dessen fähig haltet, einen Freund zu betrügen«, rief da der Dritte. »Zum Teufel auch, leide ich denn weniger unter dem Verlust als Ihr und wäre mir nicht Smith ebenso gut Rechenschaft schuldig wie Euch?« »Rechenschaft? Worüber?«, rief aber Smith dage-

gen. »Kann ich das Feuer bändigen, wenn es beinahe wie mit einem Schlag in den Saal dringt und den ganzen Raum mit Rauch und Flammen füllt?

Wie ist es dem armen Jacobs gegangen, der, bei dem Versuch, nur seinen Geldkasten ins Freie zu schleppen, verbrannte? Und doch ließ ich das mir Anvertraute nicht im Stich und wäre auch sicher damit entkommen, hätte mich der von oben niederstürzende Balken nicht an der Flucht gehindert. Ich sage Euch, da war Not an Mann, und wenn ich nicht alles im Stich ließ, läge ich jetzt auch mit ausgebrannten Knochen bei dem Schutt draußen.«

»Und wo ist das Gold geblieben?«, fragte Brown wieder. »Ihr werdet mir zugeben, Siftly, dass Gold und Silber nicht wie Papier verbrennen kann und wenigstens als geschmolzener Klumpen zurückbleiben müsste.«

»Wo ist das andere hin?«, rief Smith dazwischen. »Überwacht einmal eine solche Schar von Menschen, wie sie sich dort zum Retten auf die Feuerstätte warfen. Ich hatte mir die Stelle, wo ich den Kasten lassen musste, genau gemerkt und habe heute Morgen zwei volle Stunden danach gesucht, aber vergebens. Keine Spur von dem Geld war mehr zu finden, und wir können jetzt von vorn beginnen, wie wir vor vier Monaten zusammen angefangen hatten.«

»Wenn Ihr nicht so ein Hasenherz wärt, Smith, so hättet Ihr das Gold auch in Sicherheit bringen müssen«, sagte da Siftly finster. »Warum haben Folkers und Bright ihre ganze Barschaft gerettet?«

»Weil die dicht am Ausgang saßen«, rief Smith. »Das ist recht, macht mir jetzt noch Vorwürfe, weil ich nicht übermenschliche Kräfte besaß, weil ich kein Salamander war, der im Feuer leben konnte.«

»Und Ihr habt wirklich nichts, gar nichts von alledem gerettet, was zu unserer gemeinschaftlichen Kasse gehörte?«, fragte da Brown, der indessen die beiden mit finsternen Blicken gemessen hatte.

»Nicht einen Cent, so wahr mir Gott helfe«, sagte Smith. »Selbst meinen Mantel habe ich auf der Flucht vor den Flammen im Stich gelassen, und ich will den heiligsten Eid darauf ablegen ...«

»Spart Euch den«, unterbrach ihn ruhig sein bisheriger Kamerad. »Was Euch ein Eid gilt, weiß ich aus Erfahrung, denn wir kennen einander leider zu gut.«

»Aber Brown!«

»Lasst mich ausreden. Für jetzt sehe ich auch recht gut ein, dass ich nicht imstande bin, Euch etwas zu beweisen, mein Verdacht mag sich erstrecken, auf was er will, und die Sache vor Gericht zu bringen wäre ebenfalls Wahnsinn und reines Futter für die Advokaten. Das Feuer von San Francisco hängt über der Sache und ist ein Mantel, unter dem sich noch mancher verstecken wird, und soweit habt ihr eure Sache auch ganz schlau angefangen, aber ...«

»So glaubt Ihr am Ende gar, dass ich Euer Geld gestohlen habe?«, rief Smith laut und heftig.

»Jawohl tue ich das«, entgegnete ihm Brown mit vollkommen ruhiger und fester Stimme. »Und ... mehr noch, als das ... mehr als ich jetzt für gut finde, Euch mitzuteilen, aber ... nehmt Euch in acht! Lasst mich je die Gewissheit Eures Betrugs bekommen, und dann gnade Euch Gott!«

»Schuft, erbärmlicher!«, schrie da Smith mit vor Wut ordentlich heiserer Stimme, indem er blitzschnell nach dem in der Weste versteckten Revolver griff.

Siftlys Hand lag aber wie Eisen auf seinem Arm. Sie vor

allen durften hier nichts mit der Polizei zu schaffen bekommen. Er trat zwischen die beiden, sie zu trennen.

»Brown«, sagte er dabei mit ernster, wie beschwichtigender Stimme. »Ich glaube, dass Ihr Smith Unrecht tut, und jedenfalls ist die Art ...«

»Glaubt, was Ihr wollt«, unterbrach ihn aber kurz der kleine, zum Äußersten gereizte Mann. »Wenn Ihr mich aber meiner Worte wegen zur Rede stellen wollt, so wisst Ihr, wo ich wohne.« Sich kurz auf dem Absatz herumdrehend schritt er, die beiden keines Blicks mehr würdigend, rasch die Straße hinunter.

Smith machte eine Bewegung, als ob er ihm folgen wolle, Siftly aber ließ seinen Arm nicht los. Ihn in der entgegengesetzten Richtung mit sich fortziehend flüsterte er leise: »Lasst ihn laufen. Wenn er nicht ganz auf den Kopf gefallen war, musste er etwas merken. Da er sich nun darüber ausgesprochen hat, ist die Sache so viel leichter und rascher abgetan. Dass er nichts machen kann, weiß er ebenso gut wie wir, und ich dünke, die paar Worte könnten wir uns wohl von ihm gefallen lassen. Er hat sie teuer genug bezahlen müssen.«

»Er wird uns aber weiter nachspüren«, sagte Smith. »Hätet Ihr mich nicht gehalten, so wäre er jetzt unschädlich gemacht ...«

»Und wir vielleicht in den Händen einiger freundlicher Konstabler, die sich genauer nach unseren Verhältnissen erkundigen möchten, als uns wahrscheinlich lieb wäre«, gab Siftly lachend von sich. »Nein, Kamerad, nicht hier in der Stadt, der wir ja doch morgen den Rücken kehren. Sollte er aber wahnsinnig genug sein, uns zu folgen, nun, dann überlasst mir die Sache, und ich hoffe, Ihr werdet mit der

Ausgleichung zufrieden sein. Aber jetzt fort mit dem Unsinn und zu Geschäften. Ich selber war nicht imstande, Euch seit dem Feuer wieder zu Gesicht zu bekommen und möchte unser Zusammentreffen ebenfalls einem Zufall zuschreiben, wenn ich nicht wüsste, dass wir beiden stärkere Banden aneinander haben. Ist das Gold in Sicherheit?«

»Ja!«, erwiderte Smith.

»Außerhalb der Stadt?«

»Natürlich. Hier wusste ich keinen sicheren Platz und durfte uns auch einer Entdeckung nicht aussetzen.«

»Allerdings nicht. Und wann brechen wir auf?«

»Morgen früh, denke ich. Aber ... nach dem, was eben zwischen uns und jenem Burschen vorgefallen ist ... nicht zusammen. Wir treffen uns lieber an einem dritten Ort ... am besten in den Minen.«

Siftly warf einen raschen und forschenden Blick auf das Gesicht seines Kameraden. Im Schatten der Häuser, in dem sie zusammen hinschritten, ließen sich jedoch seine Züge nicht mehr erkennen.

»Und wie wollt Ihr das Gold fortbringen?«, frag Siftly nach einigem Überlegen.

»Auf einem Dampfboot bis Sacramento natürlich«, sagte Smith. »Dort kaufe ich ein Maultier und packe es in die Satteltasche.«

»Und wo ist es jetzt?«

»Das Gold? In Sausalito. Ich war heute Morgen drüben. Das Beste ist also, Ihr nehmt den Landweg um die Bay nach Sacramento, wenn der auch etwas weiter und beschwerlicher ist, und wir treffen uns dann nicht etwa in Sacramento City, wohin Brown auch kommen könnte, sondern in Juba City. Dort spürt uns kein Teufel auf, soviel ist

sicher.«

»Nein«, sagte Siftly nach kurzem Überlegen, »das allerdings, aber ich habe mir die Sache doch anders überlegt und denke, wir machen die Reise lieber zusammen. Und wenn uns Brown nachspüren wollte, und wenn er uns zusammenträfe, was weiter? Dass er uns nicht schaden soll, dafür lasst mich sorgen.«

»Meinetwegen, wenn Ihr mir nicht traut!«, sagte Smith finster.

»Davon ist jetzt keine Rede«, erwiderte Siftly ruhig, »ich weiß, dass Ihr mich kennt, und fürchte deshalb für mich gar nichts. Also um wie viel Uhr geht das Sausalito-Boot morgen früh ab?«

»Um sechs.«

»Und das Sacramento-Boot?«

»Um sieben. Das Letztere legt aber ebenfalls in Sausalito an.«

»Gut, dann geht Ihr morgen früh mit dem ersten Boot hinüber und ich komme mit dem zweiten nach. Am Landungssteg wartet Ihr mit dem Gold auf mich und wir machen die Reise in Gesellschaft. Seid Ihr damit zufrieden?«

»Von Herzen gern«, erwiderte sein Kamerad. »Wenn nur Brown keinen tollen Streich macht.«

»Genug - das also wäre abgetan, und wohin geht Ihr jetzt?«

»Ins Parkerhaus - oder Parkerzelt vielmehr«, entgegnete Smith lachend, »denn die Wirtschaft hat sich dort etwas reduziert. Geht Ihr mit?«

»Gewiss«, erwiderte Siftly. »Wenn wir auch für jetzt keine Hand mehr im Spiel haben können, bin ich das Leben doch zu sehr gewohnt, es gern zu missen. Ich will heute Abend

einmal sehen, ob ich Glück im Pointieren habe.«

Oben in Pacific Street, in einem kleinen einzeln stehenden Haus, das nur von Sparrenwerk errichtet war, und Wände und Dach von darüber gespanntem blauen, schon in der Sonne arg verschossenen Kattun hatte, lag auf einer, in die Ecke und auf die nackte Erde geschobenen Matratze, mit einer weißen wollenen

Decke zugedeckt, ein Kranker in festem, aber unruhigem Schlaf.

Neben dem Lager stand eine junge bleiche bildschöne Frau. Ein alter Mann mit weißen Haaren hatte sich gerade über den Fieberkranken gebeugt, um mit vorsichtigem Finger seinen Puls zu fühlen. Die Frau schaute mit ängstlich gefalteten Händen und besorgtem Blick nach dem Ausdruck seiner Züge. Als der alte Arzt nachdenklich mit dem Kopf schüttelte, ergriff sie leise seinen Arm und führte ihn der Tür zu.

»Sie sind mit seinem Zustand nicht zufrieden, Doktor?«, fragte sie ihn mit zitternder Stimme. »Oh bitte, verhehlen Sie mir nichts. Seien Sie überzeugt, dass die schreckliche Gewissheit immer tausendmal besser ist, als dieses peinliche Zagen, diese Angst, die mich zuletzt verzehren müsste.«

»Fürchten Sie nichts, Mrs. Hetson«, sagte aber der alte Mann freundlich, »sein Puls gefällt mir allerdings nicht recht, aber er liegt gerade in stärkster Fieberhitze, und ich hoffe ziemlich fest, dass aus der ganzen Sache weiter nichts wird, als eben ein Fieber, das wir schon wieder heben können. Freilich wäre es wünschenswert, dass sich dazu, besonders für Sie, eine freundlichere Umgebung schaffen ließ, als eben diese Kattunbude, die der erste starke Regen zu-



sammenwaschen müsse.«

»Oh denken Sie nicht an mich, Doktor«, bat die Frau. »Schaffen Sie mir nur die Beruhigung, dass mein armer Frank wieder hergestellt wird, und ich will Ihre Kunst segnen.«

»Ja, beste Mrs. Hetson«, sagte achselzuckend der Arzt, »ich fürchte fast, dass das eigentliche Übel Ihres Gatten außer dem Bereich meiner Kunst und mehr in seinem Geist - vielleicht seiner Einbildung beruht. Sie wissen, was ihm diesen Zustand zugezogen?«

»Nein, nicht das Geringste.«

»Und wo fanden Sie ihn?«

»Der Arzt fand ihn, ein Gentleman aus England, in dessen Haus wir geflüchtet waren, ehe die Flamme auch dort hinüberschlug, und uns zwang zu flüchten. Hetson war indessen zu dem Parkerhaus zurückgeeilt, wenn möglich noch Einiges von unseren Sachen zu retten. Jener Arzt fand ihn bewusstlos auf der Straße liegen, mit einer Anzahl Neugieriger um ihn her, erkannte ihn glücklicherweise, ließ ihn in dies kleine Haus schaffen, das ebenfalls ihm gehört, und brachte mich, die er indes in die Wohnung seines Bruders geführt hatte, zu ihm. Er ist jetzt fortgegangen, Medizin zu holen, und ich danke nur Gott, dass er Ihre Schritte hierher gelenkt hat. Aber wie erfuhren Sie, dass wir uns hier befanden?«

»Nur durch einen anscheinenden Zufall«, sagte der alte Mann, »der hier das kalifornische Schicksal zu vertreten scheint - wenn wir überhaupt in unserem wunderbaren Leben einen Zufall wollen gelten lassen. Von Mitpassagieren hörte ich, dass Mr. Hetson, der einigen auf der Straße begegnet war, seine Frau verloren habe und außer sich darü-

ber geraten sei. Einer der Leute hatte ihn aber glücklicherweise mit in diese Wohnung tragen helfen und war so freundlich, mich selber hierher zu führen.«

»Aber wie kann um Gotteswillen diese Krankheit nur in seiner Einbildungskraft beruhen?«, fragte die Frau.

»Vielleicht bin ich selber daran schuld«, sagte Doktor Rascher. »Ich sah Sie während des Feuers in der Begleitung des englischen Arztes, den ich natürlich nicht kannte, glaubte aber Ihren Mann bei Ihnen, und als ich ihn nachher, Sie suchend, fand und ihm sagte, dass ich Sie unter dem Schutz eines fremden Mannes angetroffen habe, fürchte ich beinahe, dass er diesen für seinen Nebenbuhler hielt. Das allein, wenigstens nach dem, was Sie mir selbst darüber mitgeteilt haben, erklärt seinen Zustand.«

Jenny schwieg, aber sie war fast noch blasser als vorher geworden und sah ernst und sinnend vor sich nieder.

»Armer, armer Frank«, flüsterte sie dann leise. »Und was glauben Sie, bester Doktor, das ihn von diesem unglückseligen Wahn befreien, ihn gründlich heilen könne?«

»Gründliche Heilung«, sagte da der alte Mann, »ist nur - aber immer als ein sehr gewagtes Mittel - durch ein persönliches Begegnen und Verständigen der beiden Männer möglich. Jetzt quält er sich mehr in der Angst um ein Schattenbild, um ein bloßes Phantom, das ihm überall droht und doch nicht erreichbar ist. Wenn er aber erst einmal Auge um Auge ihm gegenüber gestanden hätte ...«

»Und fürchten Sie nicht, Doktor, dass das seinen Zustand noch verschlimmern könne?«

»Aufrichtig gesagt, nein, wenn sich auch die Entwicklung solcher Seelenzustände unmöglich vorausbestimmen lässt. Wissen Sie, wo sich jener Herr aufhält?«

»Ich habe keine Ahnung davon. Erst durch Frank selber erfuhr ich gestern, dass er in Kalifornien sei, und selbst das kann noch eine Namenstäuschung sein. Überdies fürchtete ich das Schlimmste für seine Gesundheit - vielleicht für sein Leben, wenn er ihm jetzt, erregt und krankhaft wie er ist, begegnete.

»Dann bleibt Ihnen nichts weiter übrig«, sagte der Arzt, »als entweder Kalifornien mit dem ersten besten Schiff wieder zu verlassen, und das wäre für Sie beide, besonders für Sie, Mrs. Hetson, das Allerbeste, oder, wenn Ihr Gemahl sich dazu nicht verstehen sollte, eine Reise in die Gebirge zu machen, sobald Mr. Hetson nur so weit wiederhergestellt ist, das ohne Gefahr für sich unternehmen zu können. Die frische Bergluft, und mehr als das, ein Gefühl der Sicherheit dort oben in jenen Wildnissen, wird alles dazu beitragen, ihm seine alte Kraft und Gesundheit wiederzugeben. Die erst einmal gewonnen, hält er sich auch wohl von selber die früheren hässlichen Träume fern.«

»Doktor!«, flüsterte in dem Augenblick der Kranke, indem er sich mühsam vom Lager erhob. »Doktor, dort die Straße hinauf sind sie eben geflohen, wenn Sie ... wenn Sie ein Pferd nehmen, können Sie ihn noch einholen ... Jenny! Oh Jenny!«

»Frank .... mein Frank!«, rief die Frau an sein Lager eilend und ihre Arme um ihn schlingend. »Ich bin ja hier ... bin bei dir, dich nie ... nie zu verlassen. Kennst du deine Jenny nicht mehr?«

»Dort die Straße hinauf, Doktor!« rief aber der Unglückliche, den die sonst so teure Stimme nicht Bewusstsein zurückrufen konnte. »Dort drüben ... um Gott! Jetzt sind sie um die Ecke. In dem Gewirr von Menschen werden Sie ihre

Spur verlieren!«

»Frank ... mein teurer Frank, besinne dich doch. Ich bin ja hier, bin bei dir, oh sieh mich doch nur an!«

»Siftly!«, stöhnte da der Kranke, der dem Laut einen Augenblick gehorcht hatte, dann aber schon wieder unstet mit seinen Gedanken umherirrte. »Siftly! Wo ist Siftly? Rufen Sie ihn mir, Doktor. Ich muss ihn sprechen ... aber schnell. Er kennt alle Winkel und Wege dieser tollen Stadt ...er ... hat mir auch ein Mittel angegeben, mir Ruhe und Frieden wiederzubringen. Siftly ... Siftly ... kann ... mir ... helfen!« Erschöpft, mit geschlossenen Augen sank der Unglückliche in die Arme seiner Gattin, die ihn sanft auf sein Lager zurücklegte, wo er regungslos und ruhig liegen blieb.

»Wer ist das, nach dem er da verlangt?«, fragte der Arzt mit unterdrückter Stimme, der wieder den Puls gefasst hatte und hielt.

»Ein Jugendfreund meines Mannes, den er zufällig in Kalifornien gefunden hat«, erwiderte Mrs. Hetson.

»Hm - da er nach ihm verlangt, wäre es am Ende das Beste, ihn herzubringen. Vielleicht dass dessen Nähe jene wirren Träume zerstreute. Wissen Sie, wo er zu finden ist?«

»Er wohnte, soviel ich weiß, mit uns im Parkerhaus, schien wenigstens dort sehr bekannt zu sein, denn trotz der Überfüllung des Hauses verschaffte er uns ein Quartier in demselben, aber - sein Aussehen hatte gerade nicht viel Empfehlendes. Ich ... ich kann mich irren, aber ich glaube kaum, dass ich mich in seiner Nähe wohlfühlen könnte.«

»Beste Mrs. Hetson«, sagte achselzuckend der Arzt, indem er den Arm des Kranken wieder auf die Decke zurücklegte. »Nachdem, was ich bis jetzt hier von dem Land und seinen Bewohnern und Einwanderern gesehen habe,

scheint es mir beinahe, als ob wir nicht immer nach dem äußeren Auftreten der Leute urteilen dürften. Oft steckt hier in der allersonderbarsten unscheinbarsten Hülle ein ganz vortreffliches und tüchtiges Exemplar von einem Menschen. Ich habe davon selber ein ganz merkwürdiges Beispiel entdeckt, das ich Ihnen später vielleicht einmal mitteile. Von dem ersten Eindruck müssen wir also hier einstweilen absehen. Jedenfalls will ich dem Mann im Park-erhaus, das diese tollköpfigen Amerikaner schon wieder aus Leinwand aufgestellt haben, nachforschen, und wenn wir von seiner Anwesenheit Linderung für unseren armen Kranken hoffen dürfen, bringe ich ihn hierher. Sind Sie damit einverstanden?«

»Mit allem, was Sie beschließen, bester Herr«, sagte, seine Hand ergreifend, die Frau. »Sie haben sich mir sowohl an Bord als auch hier als so treuer, redlicher Freund gezeigt, dass ich ...«

»Liebe, beste Frau«, sprach abwehrend der alte Mann. »Ich wollte nur, dass ich wirklich etwas Wesentliches für Sie tun könnte. Bis das aber nicht geschehen ist, sparen Sie ja Ihren Dank.«

»Und was soll ich jetzt mit dem Kranken tun?«, fragte die Frau. »Die lange Nacht allein, ohne Hilfe, ohne Beistand, werde ich hier vergehen.«

»Allein dürfen Sie auch nicht bleiben«, sagte der Doktor, »denn man kann nie wissen, was vorfällt. Ich habe deshalb schon daran gedacht, Ihnen eine Frau herüberzuschicken, dieselbe, die auf dem Schiff mit uns die Reise gemacht hat. Allerdings ist es eine Deutsche, aber ich weiß, dass Sie selber meiner Muttersprache nicht ganz fremd sind, sich wenigsten darin verständlich machen können. Und da die

Frau Siebert nur ein paar Häuser von hier wohnt und ihre Kinder mit unter der Aufsicht eines Reisegefährten hat, auch immer dann und wann einmal hinübersehen kann, wird sie mir meine Bitte nicht abschlagen. Ich bin ihr ja auch unterwegs oft gefällig gewesen, und habe besonders das jüngste Kind von einer nicht unbedeutenden Krankheit geheilt. Der englische Arzt wird Ihnen indessen wahrscheinlich etwas Beruhigendes für Ihren Gatten bringen, denn irgendein entschiedenes Mittel können wir noch nicht anwenden, ehe wir nicht die Art der Krankheit genau erfahren haben. Jedenfalls sehe ich selber wieder in etwa einer Stunde nach und bringe dann hoffentlich gleich die versprochene Frau und auch einige Medikamente mit.«

Die arme Frau wollte ihm danken, er entzog ihr aber, freundlich mit dem Kopf schüttelnd, seine Hand, griff seinen Hut auf und verließ rasch das Haus, zuerst mit der Frau Siebert zu sprechen und dann seinen Weg zu dem Parkerzelt zu nehmen.

Der Abend brach an, und das Parkerzelt, in dem ein geschäftiges, wildes Leben herrschte, war hell erleuchtet. Allerdings prangten an den einfachen Leinwandwänden nicht mehr jene frivolen Bilder, die bis jetzt dazu gedient hatten, die lüsternen Abenteurer heranzulocken. Die rauen, eingeramnten Pfosten, an denen die Lampen aufgehangen waren, dienten ebenfalls nicht dazu, dem Platz die frühere Eleganz zu geben. Aber hell erleuchtet wie je war der innere Raum. Von dem aus rohen Brettern aufgeschlagenen Orchester wirbelte wieder die rauschende Musik. Um die mit grünen Tüchern bedeckten Tische scharten sich die Spieler, so viel deren nur Platz fanden. Hatte doch schon die Neugierde eine große Zahl von Fremden hereingeführt, den

Platz wieder eingerichtet und in Tätigkeit zu sehen, über dem noch vor wenigen Stunden die Flammen zum Himmel geschlagen. Waren ja auch außerdem eine Menge Spielhäuser, für den Augenblick wenigstens, außer Tätigkeit gesetzt, die nicht die Mittel besaßen, mit Gold den raschen Wiederaufbau ihrer Behausungen so plötzlich zu erzwingen. Spielen mussten aber die Leute, womit sollten sie sonst den langen Abend hinbringen, und was nur Platz gewinnen konnte, drängte hinzu.

Nur der hintere Raum des Zelttes war, wie schon vorhin erwähnt, für die Speisetafel freigehalten und durch eine hölzerne Barriere, und gegen Abend auch noch durch einen Vorhang von Zelttuch von dem Spielerplatz getrennt und abgeschieden worden. Der Ertrag hiervon deckte allerdings kaum die Kosten der Herrichtung. Aber hier galt es besonders die Leute, die ihr Geld verspielen wollten, festzuhalten, dass sie nicht außer dem Haus ihr Abendessen aufzusuchen brauchten, und dann vielleicht, von anderen Spielzelten angelockt, nicht mehr zurückkehrten.

Auch der Champagner floss dort reichlich. Da sich der Wirt die Flasche mit 5 Dollar bezahlen ließ, ersetzte das in etwas den geringen Verdienst, den die Speisen brachten.

Die fertig gedeckten Couverte waren auch fast sämtlich besetzt, und so wie hier und da Einzelne aufstanden, nahmen andere wieder ihre Sitze ein, sodass die Kellner fortwährend in Atem gehalten wurden. Erst mit einbrechender Dunkelheit verloren sich die Gäste mehr und mehr, in der benachbarten ^ Abteilung jetzt ihr Glück zu versuchen, und die Zeit zwischen Mittagessen und Abendbrot trat ein, in der nur Einzelne hereinkamen und rasch abgefertigt wurden. Unser alter Bekannter, der Kellner Emil, war eben-

falls den ganzen Tag außerordentlich beschäftigt gewesen, und erst jetzt, als sich die Zahl der Esslustigen vermindert hatte, fand er Zeit und Gelegenheit, auch an sein eigenes Mittagsmahl zu denken.

Das holte er sich denn selber aus der Küche, an einen gerade unbesetzten Teil des Tisches, schenkte sich ein Glas Wein dazu ein, und aß in voller Ruhe, aber doch mit einem dann und wann flüchtig zum Eingang geworfenen Blick, ob nicht eine größere Anzahl von Gästen gerade jetzt wieder eintreten würde, denen er dann natürlich Raum geben musste.

Da hob ein bekanntes Gesicht - Doktor Rascher - die Leinwand auf, und Emil sprang mit einem Satz von seinem Stuhl empor.

»Hallo, Doktor, wie geht es Ihnen? Haben Sie bei dem Brand viel von Ihren Sachen verloren?«

»Vor allen Dingen bleiben Sie sitzen und verzehren Sie Ihr Abendbrot, bester Baron«, sagte der alte Arzt, indem er die dargebotene Hand nahm und schüttelte, und den jungen Mann zu seinem Sitz zurückschob.

»Wenn Sie mich nicht mehr *Baron* nennen wollen«, lächelte dieser, seinen Platz wieder einnehmend und Messer und Gabel aufgreifend. »Sie werden mir zugeben, dass der Titel und meine Beschäftigung nicht zusammenpassen - wenigstens nicht nach unseren alteuropäischen Ansichten. Nennen Sie mich Emil, und wäre es nur der anderen Leute wegen, und treffen wir uns später einmal wieder zu Hause, was hoffentlich der Fall sein wird. Dann mögen Sie mich wieder nennen, wie Sie wollen.«

»Wenn Sie es denn nicht anders haben wollen, meinetswegen.«



»Und ist Ihnen in der vorigen Nacht viel verbrannt?«

»Gott sei Dank, nein. Die Apparate zu meinen Sammlungen waren glücklicherweise noch an Bord. Nur meine kleine Medizinkiste und einige Wäsche hatte ich an Land, und bin glücklich genug gewesen, das zu retten.«

»Das freut mich herzlich zu hören«, sagte Emil. »Jetzt aber«, setzte er hinzu, indem er aufstand, »bin ich fertig, und nun werden Sie mir erlauben, Sie zu bedienen. Sie wollen doch essen? Nur keine Umstände, wenn ich bitten darf. Ich hoffe doch, dass wir uns verstehen.«

Der alte Mann lächelte. »Sie müssen es dem eingefleischten Deutschen schon zu Gute halten«, sagte er dabei, dass er sich von seinen alten Vorurteilen noch nicht so rasch losreißen kann. Da Sie es aber wünschen, lieber Emil, so will ich mich dem gern fügen, Sie auch nachher um etwas zu essen bitten, denn ich bin allerdings fast noch nüchtern. Zuerst aber wollte ich Sie ersuchen, mir Auskunft über einen Mann - einen Amerikaner, glaube ich - zu geben, der im Parkerhaus gewohnt oder sich hier doch ziemlich häufig vor dem Brand aufgehalten haben soll.«

»Mit dem größten Vergnügen, wenn ich ihn kenne. Wissen Sie vielleicht seinen Namen oder können Sie ihn mir sonst irgend beschreiben?«

»Ich weiß nur seinen Namen, Siftly!«

»Siftly?«, sagte der Kellner erstaunt, »und was haben Sie mit dem zu schaffen?«

»Sie kennen ihn?«

»Allerdings. Er gehört zu jener nichtsnutzigen Sorte von amerikanischen Spielern, die schon jetzt der Fluch des Landes geworden sind. Im Ganzen mit einem gewissen Grad von Bildung und gebildeten Wissen, mit einem Gesicht

aber, in dem alle Laster der Erde mit deutlichen Zügen eingeschrieben stehen, und rücksichtslos in allem, was ihn seinem Ziel Gold entgegenführt, ist er an diese Küste gestiegen, die er auch jedenfalls nur wieder als reicher Mann verlässt - und wenn er dazu morden und rauben sollte.«

»Sie schildern mit zu schwarzen Farben.«

»Ich schildere Ihnen nicht allein den einen«, sagte der junge Mann. »Ich schildere Ihnen leider Gottes eine ganze Klasse von solchen Menschen, als deren Repräsentant dieser Siftly vortrefflich dienen kann. Wenn Sie deshalb meinen Rat und meiner kalifornischen Erfahrung nur ein klein wenig glauben wollen, so lassen Sie sich mit jenem Menschen in Nichts ein, wozu Sie einen ehrlichen Mann brauchen.«

»Kalifornische Erfahrung«, wiederholte der alte Arzt gutmütig lächelnd. »Wie lange sind Sie denn schon eigentlich im Land?«

»Drei Monate«, lautete die Antwort. »Sie müssen aber wissen, dass unser Jahr hier nur einen Monat hat, oder dass sich vielmehr in Kalifornien die Erlebnisse eines Jahres in diese Zeit zusammendrängen. Wir leben hier entsetzlich schnell, und selbst die Zinsen für Kapital werden nicht wie in anderen Ländern hier nach Jahren, sondern stets nach Monaten gerechnet. Kaufleute zahlen jetzt nicht selten 10 und 12 Prozent monatliche Zinsen für Kapitalien, und 6 Prozent per Monat ist der niedrigste Zinsstand. Vermögen werden dafür aber auch in Monaten, ja Wochen gewonnen, und oft in Tagen oder Stunden verloren. Wer einmal später fünf Jahre in diesem Land zugebracht haben wird, kann sich getrost einen Greis an Erfahrung nennen.«

»Sie mögen vielleicht recht haben«, warf ihm der alte Arzt

zu, »das wenigstens, was ich schon in den vierundzwanzig Stunden meines hiesigen Aufenthalts erlebt und gesehen, bestätigt vollkommen, was Sie sagen. Ich selber habe übrigens, um Sie zu beruhigen, mit jenem Herrn Siftly nichts weiter zu schaffen, als dass einer meiner Reisegefährten, der sich sehr leidend befindet, nach ihm verlangt hat. Ist es übrigens wirklich eine solche Persönlichkeit, wie Sie mir eben beschrieben haben, so werde ich mich wahrscheinlich nicht veranlasst finden, ihn zu inkommodieren. Sehen möchte ich ihn aber doch. Ist er hier im Zelt?«

»Gewiss, denn die Spieltische sind das Element, in dem er lebt. Er könnte so wenig ohne das grüne Tuch und die Karten wie ein Fisch ohne Wasser existieren. Jedenfalls kommt er aber auch hier zum Essen herein, da er bei uns abonniert ist und im Voraus bezahlt hat. Wenn Sie also noch ein wenig warten wollen, können Sie ihn sich nachher nach Gefallen betrachten. Sonst gehe ich aber auch einmal mit Ihnen in das Spielzelt und suche ihn dort. Das Gedränge ist nur ein wenig arg.«

»Noch habe ich Zeit«, sagte der Arzt, »und da ich doch etwas genießen muss, kann ich beides gleich vereinigen. Bitte, lieber - Emil, bestellen Sie mir etwas zu essen.«

Der junge Mann verbeugte sich lächelnd, rückte dem Gast Teller, Messer, Gabel und Glas zurecht und verließ dann das Zelt, ihm sein Abendbrot zu besorgen.

Das Orchester, das von der Tafel nur eben durch die dünne Leinwand getrennt war, hatte indessen einen, durch keine Pause unterbrochenem wüsten und sogenannten musikalischen Lärm gemacht, den man aber doch, ihm erst einige Zeit ausgesetzt, gar nicht mehr hörte. Trat man erst hinein, so war es wie das schwere Klappern und Rauschen ei-

ner Mühle, das uns anfangs betäubt, gegen das sich das Gehör aber doch zuletzt soweit abhärtet, keinen bestimmten Eindruck mehr davon zu empfinden. Ja, man gewöhnt sich zuletzt so daran, dass man nur, um eben von einem anderen gehört zu werden, lauter spricht, und den Lärm selber, der uns dazu veranlasst, ganz vergisst, bis er plötzlich schweigt.

So ging es dem Doktor Rascher. Er saß an dem Tisch, sein Essen erwartend, und dachte an seinen Patienten Hetson, während dieses Chaos von wilden schwirrenden und schmetternden Tönen sein Ohr erfüllte und betäubte, als die »Musik« ganz plötzlich und scharf abgeschnitten schwieg. Ordentlich erschreckt zuckte er da in seinem Stuhl empor und fühlte jetzt erst das Unangenehme des früheren Tobens.

»Gott sei Dank, daß es vorüber ist«, murmelte er leise vor sich hin. »Jetzt werden sie mich doch am Ende die paar Bissen wenigstens ruhig verzehren lassen.«

Der leise zitternde Ton einer Violine antwortete ihm darauf, der fast unmittelbar einsetzte, wie die übrigen Instrumente schwiegen, und der Doktor rückte sich unwillig auf seinem Stuhl zurecht. Dieser Unwille in seinen Zügen wich aber bald einem angenehmen Erstaunen, mit dem er dem Fortgang der Töne lauschte, und als diese immer seelenvoller und mächtiger anschwellen, hörte und sah er nichts weiter um sich her und beachtete sogar nicht einmal, dass Emil das Essen vor ihn hingestellt hatte und hinter seinem Stuhl stehen blieb.

Das war aber auch ohne das leiseste Geräusch geschehen, und der Kellner schien selber in den schwermütigen Klängen des wunderbaren Instruments so ganz verloren, dass er

sich dem Genuss, ihnen zu lauschen, ganz und mit voller Seele hingab.

Andere Gäste hatten indes das Zelt betreten und Platz an dem Tisch genommen. Er bemerkte sie gar nicht, und laut- und regungslos horchten die beiden der süßen Melodie.

»Emil! Zum Henker auch, Emil!«, weckte ihn da eine raue Stimme aus seinen wachen Träumen. »Heda! Hat Euch das Gefiedel da draußen so müde gemacht, dass Ihr im Stehen Euren Mittagsschlaf haltet? Was gibt es zu essen heute? Ich habe Hunger wie ein Wolf und den langen Tag noch keinen ordentlichen Bissen über die Lippen gebracht.«

Emil schrak empor, als ob ihn eine Natter gestochen hätte, und schleuderte einen zornfunkelnden Blick auf den Störer. Dieser aber bemerkte ihn nicht, sondern war ganz in den vor ihm liegenden Speisezettel vertieft, bis er diesen, zu einem Resultat gekommen, beiseite schob und ausrief: »Bringt mir eine Portion Roastbeef und Kartoffeln, und nachher will ich einmal einen Schnitt von dem Grizzlybär versuchen - aber ein Bischen rasch, wenn es gefällig ist, denn ich habe nicht übermäßig Zeit.«

Auch der Doktor war durch die raue Störung wieder zn sich selber gekommen und betrachtete sich den eben gekommenen Mann, der seine Serape über die Stuhllehne geworfen hatte, den Hut, ohne ihn abzunehmen, weiter nach hinten schob, und dann beide Hände, in Erwartung der bestellten Speisen, gegen die Tafel stemmte.

»Das ist jener Siftly«, flüsterte ihm da der noch hinter ihm stehende Emil zu, indem er sich zu ihm niederbeugte. Dann aber wandte er sich ab, seine einmal übernommene Pflicht als Kellner zu erfüllen.

»Der also?«, murmelte Rascher leise vor sich hin und ver-

gaß darüber selbst die weiche, noch forttönende Melodie. »Ja, da hat der Baron und Mrs. Hetson allerdings recht. Das Gesicht gefällt mir auch nicht, und so gut ihm der große Bart steht, so tückisch blitzen die kleinen schwarzen Augen unter den dunklen Brauen hervor. Entschlossen genug sieht er übrigens aus, sich seinen Weg hier in dem tollen Land zu bahnen. Ob der aber der rechte Arzt für meinen Kranken wäre, möchte ich bezweifeln.«

Siftly übrigens, der den unter einer der Lampen sitzenden Fremden gar nicht einmal bemerkte, oder wenn so, nicht beachtete, nickte dem eben mit den bestellten Speisen eintretenden Emil zu, griff dann Messer und Gabel auf und schien von nun an für weiter nichts Sinn zu haben, als eben seine Mahlzeit.

Die Violine war indessen draußen verstummt und Emil wieder zu des Doktors Stuhl getreten.

Er fragte leise: »Nun, wie gefällt er Ihnen?«

»Gar nicht«, erwiderte dieser rasch. »Sie haben vollkommen recht. Der Mensch hat ein gefährliches Gesicht und scheint eben nicht gewohnt, einem anderen frei ins Auge zu sehen. Aber sagen Sie mir vor allen Dingen, wer ist jener wunderbare Violinspieler, der sein Instrument auf so meisterhafte Weise behandelt, und welcher unselige Stern hat den in eine dieser verruchten Spielhöhlen von San Francisco geführt?«

»Jawohl, ein unseliger Stern«, seufzte da Emil, und zwar viel ernster, als er sich bisher gezeigt hatte. »Und mehr noch würden Sie das sagen, wenn Sie erst erfahren, dass jene Violine ein Mädchen spielt.«

»Ein Mädchen?«, rief der Doktor, sich rasch und erstaunt nach ihm umdrehend.

»Eine Spanierin«, bestätigte Emil, »deren Vater der besten Klasse seines Landes anzugehören scheint, so edel ist sein Äußeres, wie sein ganzes Benehmen, wenn ihn das unselige Spiel nicht zu dem gemacht hätte, was er jetzt ist - ein unglücklicher verlorener Spieler, der sich und sein Kind rettungslos dem nahen Abgrund des Verderbens entgegenzieht.«

»Sie machen mich neugierig, sie zu sehen«, sagte der Doktor.

»Da kommen Sie«, flüsterte Emil.

Wäre Doktor Rascher für den Augenblick nicht so sehr mit dieser neuen Erscheinung beschäftigt gewesen, so hätte ihm die Veränderung, die in seines jungen Freundes Zügen vorging, gar nicht entgehen können. So aber schaute er nur rasch nach dem Einschnitt des Segeltuchs hin, der als Tür diente, und sah hier Manuela, in Schwarz gekleidet wie immer, das bleiche, wunderholde Antlitz halb verhüllt, schüchtern an ihren Vater gelehnt, den Raum betreten.

»Hallo, Don Ronez!«, rief ihm da Siftly, als er nur den inneren Raum betrat, ziemlich ungeniert mit den wenigen spanischen Worten entgegen, die er sich gemerkt und doch noch meistens falsch gebrauchte.

»... 'sta bueno ... aqui ... aqui esta ... damn it, wie heißt das nun gleich auf Spanisch ... Heh! Hier ist der Platz, setzt Euch hierher mit der Señorita.«

Don Ronez schien aber die Einladung überhört zu haben oder nicht zu beachten, denn er neigte sich nur leicht gegen den Amerikaner, zu dem Manuela nicht einmal aufschaute, und ließ sich dann mit der Tochter an der anderen Seite des Tisches nieder.

Siftly schien indes die Unterhaltung nicht so bald aufge-

ben zu wollen. Mit dem wenigen Spanisch, das er radebrechte, suchte er ein Gespräch mit dem jungen Mädchen anzuknüpfen, deren Spiel er sich zu preisenbemühte.

Manuela gab ihm aber keine einzige Antwort, sah nicht einmal von ihrem Teller auf und wies so hartnäckig jede Annäherung zurück, dass der Amerikaner endlich, einen eben nicht freundlichen Blick auf die Spanierin werfend, seine Unterlippe zwischen die Zähne kniff und mit dem vor ihm liegenden Messer sein Brot zerstiess.

Emil war nun zu ihnen getreten. Ein leichtes Rot färbte die bleichen Wangen der Jungfrau, als sie seine Nähe mehr fühlte als sah. Aber gewaltsam bezwang sie jede, etwa in ihr ansteigende Bewegung.

Sich zu dem jungen Mann wendend, sagte sie mit leiser, aber gar so weich und herzlich klingender Stimme in ihrer Muttersprache: »Señor, Sie haben uns in den letzten Tagen einige Male verpflichtet, indem Sie meinem Vater die Speisen ohne bare Bezahlung abließen.«

»Señorita«, erwiderte der Kellner, dem das Blut in Strömen in das Gesicht schoss, »das ist ... das ist eine Sache, die allein meinen Prinzipal betrifft.«

Die Jungfrau sah ihn groß und forschend an. Es war das erste Mal, dass sie die langen dunklen Wimpern hob, seit sie den Raum betreten hatte.

Dann aber sagte sie, leise mit dem Kopf schüttelnd, aber nicht unfreundlich: »Ich weiß, dass Monsieur Rigault keinem Menschen borgt, und wenn deshalb einer seiner Leute Speisen ohne Bezahlung ablässt, tut er es nur auf seine eigene Gefahr. Wir haben Ihnen deshalb dankbar zu sein. Diese kleine Summe wird das gerade decken. Bitte, nehmen Sie.«



»Señorita«, bat Emil wieder in aller Verwirrung, ohne die Hand nach dem dargebotenen Geld auszustrecken.

Das junge Mädchen sah aber so ernst, ja staunend zu ihm auf, dass er sich nicht länger weigern konnte.

Er nahm das Geld und sagte zögernd: »Ich hoffe nicht, dass die Schuld dieser wenigen Dollar Ihnen drückend gewesen ist, Señorita. Dass es mir selber Freude gemacht hat, Ihnen für kurze Zeit gefällig zu sein, mögen Sie mir wohl glauben.«

Das Mädchen erwiderte nichts hierauf, verneigte sich nur leicht gegen ihn und nahm ihren Platz wieder ein.

Indessen hatte ein anderer Kellner die von Emil bestellten Speisen für Señor Ronez und seine Tochter gebracht, und schweigend verzehrten beide das ihnen vorgesetzte Mahl.

Doktor Nascher aber behielt dabei Zeit, die Züge des jungen Mädchens zu beobachten und musste sich eingestehen, in seinem ganzen Leben noch kein edleres, schöneres Antlitz gesehen zu haben. Dabei konnte die Jungfrau nur höchstens siebzehn Jahre zählen, und wie furchtbar musste ihr da, wenn sie sich nur im Geringsten ihrer Stellung bewusst war, die Lage sein, in der sie sich hier unter dem Auswurf der Menschheit - unter den Spielern - befand, als Lockvogel ihnen Opfer für ihre Tische herbeizurufen. Aber vielleicht fühlte sie das nicht in seiner ganzen Schärfe - der gute alte Mann überredete sich wenigstens dazu - und dann ertrug sie auch ihr Los mit viel leichterem Herzen. Konnte er doch nichts von den heißen Tränen wissen, mit denen die Unglückliche jede Nacht ihr hartes Kissen benetzte.

Fast unwillkürlich schweifte dabei sein Blick nach dem ihr gegenüberstehenden Amerikaner hin, und nicht möglich

war es, größere Verschiedenheit des Ausdrucks in zwei menschliche Gesichter zu legen, als diese beiden trugen.

Margareth und Mephisto - der Gedanke drängte sich ihm, ohne dass er ihn suchte, auf: die verkörperte Unschuld auf der einen, Laster und wilde ungezähmte Leidenschaft auf der anderen Seite.

Und fühlte jener etwas Ähnliches, dass sein Blick so stier und finster auf der Jungfrau haftete? Nein, in den Zügen lag keine Reue über begangene Missetat, über ein verworfenes Leben. Und wenn der Ausdruck irgendetwas verriet, so war es wilde Lust und sträfliches Verlangen nach dem engelreinen Kind.

Das Anstarren des schönen kalten Frauenbildes schien ihn aber selber zuletzt zu langweilen, denn er bog sich plötzlich noch einmal über den Tisch hinüber und sagte: »Manuelita!«

Trotzdem erwiderte das Mädchen keine Silbe, verzehrte schweigend ihr Abendbrot und sah still vor sich nieder.

Don Alonso, wie ihr Vater gewöhnlich genannt wurde, war indessen aufgestanden und hinten an die Kasse gegangen, das Geld, das er kurz vorher von der Tochter empfangen hatte, für ihre Abendmahlzeit zu zahlen.

Mit einem leise gemurmelten Fluch stand da der Yankee auf, und Doktor Rascher folgte ihm ängstlich mit den Augen, denn er ging um den Tisch herum, gerade auf die dort jetzt allein sitzende Jungfrau zu.

Dieser war die Bewegung ebenfalls nicht entgangen, denn scheu blinzelte sie unter den langen Augenwimpern zu der sich nähernden Gestalt hinüber, ohne sich jedoch auf ihrem Stuhl zu regen.

Jetzt war der Amerikaner dicht hinter ihr, beugte sich zu

ihr nieder, und seine Hand um ihre Taille legend, sprach er in englischer Sprache, von der er wusste, dass sie wenigstens etwas verstand: »Komm mein sprödes Täubchen, das hilft dir alles nichts. Wir gehören einmal zusammen zum Handwerk. Du spielst oben und ich unten und ...«

»Señor«, rief die Jungfrau, sich rasch in ihrem Platz emporrichtend, und die Hand des Frechen mit einem Blick tödlichen Hasses von sich stoßend.

Der zudringliche Bursche war aber nicht so leicht abgeschreckt, schämte er sich doch auch vielleicht vor einzelnen, gerade anwesenden Kameraden, so heimgeschickt zu sein. So also das Mädchen rasch wieder mit seiner eisernen Hand fassend und sie trotz allem Sträuben an sich ziehend, rief er lachend aus: »Ei so will ich doch sehen, ob ich von dieser kalten schwarzen Nachtigall nicht wenigstens einen Kuss ...«

Er kam nicht weiter, und zwar infolge einer so eigentümlichen wie gewaltsamen Unterbrechung. Der Kellner Emil nämlich hatte - ob zufällig oder nicht - gerade in diesem Augenblick dort in der Nähe einige leere Teller vom Tische genommen, als der freche Bube das Mädchen umschlang. Blitzschnell aber drehte sich jener gegen ihn und schlug ihn mit aller Kraft den eben nicht ganz leichten Teller dermaßen auf den Kopf, dass er in tausend Stücke sprang, der Getroffene seine Beute losließ und zurücktaumelte. Hätte der Filzhut den Schlag nicht in etwas gemildert, wer weiß, ob er ihm nicht gefährlich geworden wäre.

»Bestie!«, zischte der Getroffene zwischen den zusammengebissenen Zähnen durch und riß den unter dem Rock verborgen gehaltenen Revolver vor. Zugleich floh alles, was hinter oder dicht neben dem jungen Deutschen stand,

zur Seite, denn rücksichtslos abgefeuerte Schüsse aus eben solcher Waffe hatten in den letzten Wochen schon mehrere Unschuldige getroffen. Niemand wollte sich deshalb dem aussetzen, eben nur aus Versehen eine Schusswunde zu bekommen.

Nur Emil, eine gleiche Waffe unter seiner Weste vorreitend, behauptete seinen Platz und trat allein etwa einen Schritt zur Seite und von Manuela fort, um diese aus der möglichen Richtung der Kugel zu bringen. Er würde auch unter anderen Umständen schwerlich lange auf den Schuss seines Gegners gewartet haben, denn Siftly war nicht der Mann, eine Beleidigung ohne tödliche Antwort hinzunehmen. Im Nu aber zuckte dem Spieler der Gedanke an den Kameraden durchs Hirn, denn wurde er nach seinem Schuss nur einen Tag hier festgehalten, so wusste er recht gut, dass jener die Zeit rasch benutzt hätte, mit dem Geld durchzugehen. Hatte er ihn doch schon in diesem Augenblick im Verdacht, dass er etwas Ähnliches beabsichtige. Seine Rache musste er deshalb auf eine andere, günstigere Zeit verschieben. Der Bursche lief ihm überdies nicht fort. Den Revolver zurückstoßend, trat er zu Emil heran und sagte drohend: »Sir, Ihr habt die Frechheit gehabt, nach mir zu schlagen, als ich Euch den Rücken drehte. Das tut nur ein Feigling. Ich hoffe, Ihr werdet mir dafür Rechenschaft geben, sobald ich sie verlange.«

»Mit Vergnügen«, sprach trotzig der junge Mann, der nicht einen Zoll von seiner Stelle wich und dabei lachte. »Den Schlag mit dem Teller würde ich allerdings nur als Strafe für Euer nichtswürdiges Überfallen der jungen Dame betrachtet haben, aber das Wort *Feigling* verdient noch eine besondere Züchtigung, und ich ersuche Euch deshalb, mir

auf morgen früh eine Zeit zu bestimmen, in der ich Euch die erteilen kann.«

Siftly knirschte seine Zähne zusammen und griff wieder wie unwillkürlich nach der Waffe. Aber er fühlte auch seine Hände gebunden, denn das Gold, um dessentwillen er alles gewagt hatte, durfte er nicht aufs Spiel setzen.

»Habt keine Angst«, flüsterte er deshalb seinem Gegner zu, »ich werde Euch eine Zeit bestimmen. Darauf könnt Ihr Euch verlassen; vielleicht früher als Euch lieb ist. Und Ihr, Señorita«, wandte er sich dann barsch und rau an das junge Mädchen, das zitternd Zeuge dieses fatalen Auftritts gewesen war, »wenn Ihr denn so entsetzlich kalt und vornehm seid und dabei unter so hohem Schutz steht, wie der Kellner eines Restaurateurs ist, bitte, so veranlasst doch Euren Vater, dass er mir auf der Stelle die sechs Unzen zahlt, die er mir seit heute Morgen schuldet.«

»Was sagt er?«, fragte Don Alonso, der gleich nach dem Angriff zu seiner Tochter getreten war und seinen linken Arm um sie geschlungen hatte.

Manuela aber war totenbleich geworden. Sich an ihn schmiegend, fragte sie mit zitternder, angsterfüllter Stimme: »Vater, um Gotteswillen, spricht der Unglückselige wahr? Bist du ihm Geld, bist du ihm solche Summe schuldig?«

Der Spanier antwortete ihr nicht. Während aber ein tiefes Rot seine Stirn färbte, trat er gegen den Amerikaner vor und sagte: »Ihr sollt bezahlt werden, Señor - ich gebe Euch mein Wort - nur bis morgen Abend werdet Ihr Euch gedulden.«

»Tut mir leid, Señor«, brummte aber Siftly, der von der ganzen Rede nur das Wort mañana - morgen - verstanden hatte.

»Spielschulden sollten nie über Nacht stehen bleiben. Und da ich jetzt finde, dass meine Gefälligkeit doch nicht anerkannt wird, so sehe ich auch nicht ein, weshalb ich hier eine Ausnahme zu machen brauche.«

»Bitte, Sir, wollen Sie dort hinten an den Zahltisch treten?«, unterbrach Emil aufs Neue den Spieler. »Dort werden Sie Ihr Geld erhalten. Ich schulde Don Alonso etwa dieselbe Summe und glaube, dass es ihm angenehm sein wird, durch diese von Ihnen loszukommen!«

Siftly warf ihm einen tückischen Blick zu, erwiderte aber gleich darauf lachend: »Wenn ich nur das Geld bekomme - mir gleich von wem, und aus wessen Tasche.«

»Vater - dulde es nicht«, flüsterte da Manuela, ihn leise bittend. »Der Fremde zahlt für dich das Geld. Er sprach nicht die Wahrheit, als er sagte, dass er es dir schulde.«

Der alte Spanier blieb wie an seine Stelle gebannt. So stolz und edel er sich sonst gefühlt haben mochte, das Spiel und mit ihm die Gier nach Gold hatte all das in ihm getötet oder doch betäubt. Leise nur tröstete er die Tochter.

»Fürchte nichts, mein süßes Herz - ich zahle dem Mann morgen diese Schuld, und viel lieber ihm, als jenem Schuft von Amerikaner, den Gottes Zorn treffen möge.«

Emil war indessen mit dem Mann, in dem er jetzt seinen Todfeind kannte, an den Zahltisch des Wirtes getreten, der sich nicht weigerte, dem Fremden die Summe augenblicklich auszuzahlen. Hatte sein Kellner doch noch viel mehr bei ihm zu gut. Siftly nahm das Gold, besah es flüchtig, schob es in seine Tasche, trat dann wieder zu seinem Stuhl, von dem er die Serape nahm, und verließ, ohne sich auch nur mit einem Blick noch umzusehen, das Speiszelt.

»Monsieur Emil«, sagte indessen der Restaurateur zu

dem jungen Mann, mit dem er stets französisch sprach. »Sie fangen an, dumme Streiche zu machen. Anstatt meine Teller und Gäste zu schonen, schlagen sie die einen mit den anderen auf den Kopf und werfen dann auch noch, wie ich fast befürchte, Ihr Geld sehr nutzlos und töricht auf die Straße.«

»Mon capitaine«, sprach aber der junge Mann leichtherzig lachend.

»Sowohl an Gast als auch an Teller war nicht viel verloren, denn beiden fehlte die Glasur. Und was mein Geld betrifft, so glaube ich fast, dass ich noch nie hundert Dollar besser angelegt habe.«

»Sehr schön, das ist Ihre Sache,« sagte der kleine Franzose, die Summe dabei auf Emils Konto abschreibend. »Wenn Sie übrigens - was ich jedoch kaum glaube - einem guten Rat folgen wollen, so nehmen Sie sich vor diesem Spieler in acht. Von Vergessen oder Vergeben ist bei der Art Leuten nie die Rede, und anstatt Ihnen dankbar für das Geld zu sein, das er sonst im Leben nicht bekommen hätte, fürchte ich fast, dass er Ihnen noch einmal einen bösen Streich spielt - was mir leidtun sollte.«

»Ich fürchte ihn nicht,« sprach Emil lachend.

»Desto schlimmer für Sie,« sagte der Franzose. »Derartiges Gesindel ist stets gefährlich, noch dazu, da die Amerikaner hier die Herren sind und uns Fremde sämtlich nur als Eindringlinge betrachten. Aber ich habe Sie gewarnt, und Sie mögen tun, was Sie nicht lassen können.«

Emil verneigte sich lächelnd gegen ihn und schritt zu dem Doktor zurück, der ein stummer aber lebhaft interessierter Zuschauer der ganzen Szene gewesen war. Ehe er ihn erreichte, trat ihm jedoch der Spanier entgegen, ergriff

seine Hand und sagte:

»Señor, ich danke Ihnen für Ihre Gefälligkeit. Ich werde Ihnen diesen Dienst nie vergessen, und seien Sie versichert, dass Ihr Geld nicht verloren ist. Ich wollte nur, ich könnte Ihnen auf irgendeine Art beweisen, wie sehr ich fühle, was ich Ihnen schulde.«

»Das können Sie, werter Herr,« sagte da Emil mit weit mehr Herzlichkeit, als er bisher gezeigt hatte, »und noch dazu ohne große Mühe.«

»Aber wie?«, fragte Don Alonso erstaunt.

»Wenn Sie nicht mehr spielen«, sagte der junge Deutsche.

»Mein Herr, Sie wissen nicht ...«

»Ich weiß, dass Sie mit jenen Schuften nicht mit gleichen Waffen kämpfen«, unterbrach ihn aber der junge Mann. »Gegen falsche Karten und falsches Spiel, gegen ihre abgefeimten Kunstgriffe können Sie nichts ausrichten, und das Geld, das Sie auf ihren Tisch legen, ist rettungslos verloren.«

»Ich danke Ihnen,« entgegnete der Spanier lächelnd, »ich werde Ihrem Rat insofern folgen, dass ich von jetzt an aufmerksamer spiele.«

»Aber doch spiele.«

Don Alonso erwiderte nichts hierauf, nickte ihm aber grüßend zu und verließ dann, von seiner Tochter begleitet, das Zelt, sie auf das Orchester zurückzubringen.

»Sagen Sie einmal, lieber Baron,« rief dem jungen Mann der Arzt entgegen, »denn Sie erlauben mir wohl heute, Sie wieder so zu nennen, indem Sie als Kellner viel zu sehr aus der Rolle gefallen sind. Pflegen Sie gewöhnlich Ihre Gäste auf diese Art zu bedienen? Dann werde ich mich doch wohl nach einem anderen Kosthaus umsehen.«



Emil errötete und sagte dann: »Sie haben recht. Ich hätte mich nicht an dem gemeinen Burschen vergreifen sollen, denn so etwas kann einem nicht zur Ehre gereichen. Die Galle lief mir aber über, und - ich vergaß mich in dem Augenblick. Die Lektion kann ihm übrigens nichts schaden, und er hatte sie tausendfach verdient.«

»Schön, sehr schön,« erwiderte, mit dem Kopf nickend, der Arzt. »Das also sind die Früchte Ihrer dreimonatlichen - oder, nach Ihrer Zeitrechnung, dreijährigen Erfahrungen in Kalifornien? Ihr Leben geben Sie in die Hände eines Raufbolds und Ihr Geld in die eines Spielers. Da bleibt Ihnen dann nichts übrig, als Ihr Herz, und darf man fragen, wo Sie das indessen deponiert haben? Doch jedenfalls auch an einem ganz zweckentsprechenden Platz, nicht wahr?«

Emil wurde feuerrot und wollte dem Doktor eben etwas erwidern, als Monsieur Rigault seinen Namen rief.

Dem Ruf musste der Kellner Folge leisten, und hatte das vielleicht nie williger getan. Der Doktor aber stand auf, bezahlte einem anderen Kellner seine Zeche und verließ gleich darauf kopfschüttelnd das Zelt, zu seinem Kranken zurückzukehren.

\*\*\*

## Kapitel 8

### *Eine Vogelperspektive*

Am anderen Morgen mit Tagesanbruch stieß ein kleiner Dampfer, der Goldfisch, mit einer Anzahl von Passagieren vom sogenannten langen Werst von San Francisco ab.

Es war ein etwas langsames Boot, und man hatte deshalb die frühe Abfahrtsstunde gewählt, den anderen Fahrzeugen die eiligsten Passagiere vornweg zu nehmen. Dass sie angeführt waren, merkten diese dann erst gewöhnlich, wenn sie von dem Nächstfolgenden unterwegs überholt wurden.

Kaum räumte es den Platz, als der nach Stockton am San Joaquin bestimmte Dampfer The golden Gate dort anlangte und mit rauchenden Schornsteinen seine Glocke läutete.

Ein hagerer langer Mann, der ein ziemlich schweres Gewicht unter seinem fadenscheinigen Mantel zu tragen schien, kam mit raschen Schritten das Werft entlang, blieb an der Planke des für den San Joaquin bestimmten Dampfers eine kleine Weile stehen, forschend das lange schmale Werft zurückzuschauen, und ging dann eilig an Bord. Wenige Minuten später läutete die letzte Glocke, und das Boot wollte eben abstoßen, als ein kleiner Trupp Deutscher nach der Werft heruntergerannt kam, und schon von Weitem mit den Tüchern winkte und schrie und Zeichen gab, noch an Bord genommen zu werden. Es waren Leute verschiedenen Alters, alle aber in außerordentlicher Eile, und nur ein Einziger schien diese nicht zu teilen. Mit weit langsameren Schritten, eine lange Pfeife im Mund, folgte er den Übrigen und schaute sich dabei sehr sicher und selbstgefällig um,

als ob er fest überzeugt gewesen wäre, dass das Boot hätte auf ihn warten müssen.

Der Kapitän des Dampfers hielt natürlich, um sich den Verdienst nicht entgehen zu lassen. Die in Stunden bewerkstelligte Überfahrt nach Stockton - ohne Provisionen unterwegs - kostete damals nämlich noch 30 Dollar pro Kopf, und diese sechs Passagiere zahlten demnach die Kosten der ganzen Reise.

Die Ersten waren auch schon lange an Bord gesprungen, und selbst der Schwarze, den sie sich mitgenommen und der ihr sämtliches Gepäck auf einem Handkarren führte, war in einem scharfen Trab mit seinem leichten Fuhrwerk über die Planken hingerollt. Nur der letzte Passagier übereilte sich nicht, und wenn er seinen Schritt auch in etwas beschleunigte, geschah das doch sichtbar mit einer gewissen Angst, sich ja Nichts zu vergeben.

»Justizrat, Sie werden wahrhaftig zurückgelassen!«, schrie ihm der eine der Vorangeeilten - Herr Hufner - ängstlich zu.

Der Justizrat antwortete gar nicht darauf und sah nach rechts und links hinüber, und blies die blauen Dampfwolken seines deutschen Knasters wohlgefällig in die klare reine Morgenluft hinaus.

»Stoßt ab!«, rief da der Kapitän seinen Leuten zu. »Wenn der Bursche so viel Zeit hat, wollen wir ihm den Spaß nicht verderben. Aber halt«, -unterbrach er sich da plötzlich. »Da hinten kommt noch jemand, der in größerer Eile ist. Schade, ich hätte den mit der langen Pfeife gern sitzen lassen.«

Hinter dem Justizrat her kam ein Mann in einer kalifornischen Serape, der schon von Weitem mit der Hand winkte. Nur erst als er nahe genug gekommen war, um das vorn

aushängende Schild »Nach Stockton« zu lesen, mäßigte er seinen Schritt.

»Nun Sir? Mit in die Minen?«, rief ihm der Kapitän zu.

»Legt Ihr in Sausalita an?«

Der Amerikaner schüttelte mit dem Kopf und winkte seinen Leuten das Boot freizumachen. Der Justizrat war eben an Bord getreten.

»Dort drüben geht das Sausalita-Boot«, rief er von seinem Deck zurück.

»Teufel!«, schrie der in der Serape, »ich dachte, um sechs Uhr ginge das erste Boot.«

»Um halb sechs das Erste nach Sacramento. Stoßt ab«, rief der Kapitän.

Der in der Serape stand wie unschlüssig und stampfte nur ingrimmig seinen Fuß auf den Boden.

»Wollt Ihr nach Sausalita, Herr?«, rief ihn da ein kleiner Junge zu. »Dort, die »Jenny Lind« fährt in zehn Minuten ab, und holt den »Goldfisch« noch ein, ehe er seine Flossen am Land reibt.«

»Dank dir, mein Bursche!«, rief der Fremde und warf ihm einen Dollar zu, den der Junge mit einem Schlenker des rechten Beines, das wahrscheinlich seinen Dank ausdrücken sollte, in die Tasche steckte. In demselben Augenblick schob das The golden Gate vom Ufer ab, und aus einem der kleinen Kajütfenster, sein Gesicht durch den vorgehaltenen Arm so weit gedeckt, dass nur eben die kleinen zusammengekniffenen Augen Raum behielten, blickte Mr. Smith mit boshafem Lächeln nach seinem auf dem Werft zurückbleibenden Kameraden und Helfershelfer Siftly hinüber.

Sowie der Platz an der Landung frei wurde, dampfte denn auch das kleine Boot, die »Jenny Lind« heran, und als

sie zum dritten Mal geläutet hatte, folgte sie dem vorangegangenen »Goldfisch« nach Sausalita.

Drüben über den östlichen Bergen - dem Sehnsuchtsziel von all den Tausenden, die hier gelandet waren, war die Sonne aufgegangen und goss ihr volles Licht auf, durchkreuzte Bay nieder.

Und welch ein Unterschied lag zwischen jetzt und einem einzigen Jahr - welch riesenhaften Fortschritt sollten diesem Ort die nächsten zwölf Monate bringen! Vor einem Jahr noch stand hier ein kleines dürftig belebtes Städtchen aus ungebranntem Lehm gebaut. Kaum mehr als ein großes Dorf, mit keinem Handel weiter als etwas Talg und Häute auszuführen und etwa anlaufende Walfischfänger mit frischem Wasser und Fleisch zu versorgen. Und jetzt?

Dicht gedrängt, einem großen Jahrmarkt nicht unähnlich, mit Zelt an Zelt, mit Bude an Bude, nur hier und da von einzelnen Holzhäusern überragt, lag die aus dem Boden gewachsene Stadt der Einwanderer San Francisco. Über das ganze, die Bay sichelförmig umschließende Ufer, von kahlen Küstenhügeln eingeschlossen, dehnte sie sich aus, und rings um ihren Rand, wohin das Auge auch sah, flatterte Leinwand zu neuen Zelten gespannt, hämmerten Leute und ramnten Pfosten ein, und setzten Zelle an Zelle zu dem wunderlichen Bau.

Und schon jetzt genügte ihnen der gegebene Raum nicht mehr. An den steilen Hängen kletterte es hinauf, das unruhige rastlose Menschengeschlecht, und riss mit Spitzhacke und Brechstange Stück um Stück los vom alten Berg, nur ebenen Boden für ein Zelt mehr zu bekommen, und in die Bay baute es sich auf der anderen Seite hinein, mit langen werftähnlichen Brücken, ja auf fest geankerten Schiffen, die zu

Magazinen und Wohnhäusern umgewandelt wurden, und die plötzlich - nur ein einziges Jahr später - mitten in den Straßen der zu ihnen hinaus gebauten Stadt lagen.

Wie das schaffte und arbeitete überall - auf dem Wasser, auf dem Land, mit Handwerkszeug und Rudern ringsumher. Wie die kleinen winzigen Gestalten da drüben am Ufer so geschäftig hin und her liefen und mit schwer geladenen Karren Güter auf Güter - Futter für das nächste Feuer - in ihr Zeltneest schleppten.

Und wo ist denn die Brandstelle von dem Feuer, das vor kaum vierundzwanzig Stunden erst einen Teil der Stadt in Asche gelegt hatte? Du kannst sie deutlich noch erkennen, Freund - es ist der ganze weite Raum, auf dem die weißeren Zelte und helleren Häuser stehen. Die Leute hatten ja volle vierundzwanzig Stunden Zeit, und alles ist schon fast wieder aufgebaut.

Und Mast an Mast bedeckt die ganze Reede unserer neuen Stadt. Mast an Mast, so dicht die Schiffe sich nur legen durften, durch das Herumschwenken bei Ebbe und Flut vor ihren Ankern nicht gefährdet zu werden. Hier ein Dreimaster, der mit vollgedrängtem Deck und flatternden, eben losgeworfenen Segeln um Clarks Point herumschießt und, fast erschreckt über die zahlreiche Gesellschaft, rasselnd seine Anker fallen lässt und dann mit der eindringenden Flut vor seiner Kette herumschwingt, als ob er den Platz so rasch als möglich nur wieder verlassen wollte. Dort eine Brigg, die ihre Ladung mit schwer gemieteten Leuten löscht, denn die Matrosen sind ihr schon lange davongelaufen. Da drüben ein Schoner, der eben mit frischem Gemüse und einer ganzen Ladung goldlustiger Insulaner von den Sandwichinseln herüberkommt.

Auf allen diesen Fahrzeugen ist aber doch noch Leben und Bewegung. Sie passen zu dem Bild um sie her. Der ganze Kern dieses fest vor seinen Ankern liegenden Mastenwaldes dagegen sieht aus, als ob die Pest darübergestrichen wäre und die Besatzung hinübergeweht hätte in ihr nasses Grab.

Kein Segel mehr an den Rahen, keine Wache an Deck, kein niet- und nagellooses Stück selbst zwischen den Bulwarks. Leer und öde liegen die Schiffe dort auf dem stillen, unbewegten Wasser der Bay, und ihre kahlen Masten schauen sich vergebens nach der Mannschaft um, die lange schon, mit Spitzhacke und Schaufel in die Berge gezogen ist.

Matrosen sind überhaupt ein leichtes und luftiges Volk, das nur dem Augenblick lebt - birgt doch die nächste Reise schon für sie vielleicht den Tod. Dass die nicht auf ihren Schiffen, mit einem mageren Lohn aushalten würden, wo sie eine rasche Flucht und ein kurzer Marsch in den Bereich von fabelhaft geglaubten Schätzen setzen konnte, ließ sich denken. Sie alle desertierten, wie sich nur nach dem ersten Fallenlassen des Ankers die erste Gelegenheit für sie bot. Was half es den Kapitänen, dass sie ihnen das bisher verdiente Geld, und wären es fünfzig oder hundert Dollar gewesen, zurückbehielten? Dort drüben fanden sie vielleicht in einer Schaufel voll so viel, und von manchen Fahrzeugen waren sogar Kapitän und Steuerleute ihrem Beispiel gefolgt, das arme Schiff sich selber überlassend.

Was sollten sie auch jetzt mit diesen großen Seeschiffen machen? Wo hätten sie in diesem Taumel, der alles erfasst hatte, Leute finden wollen, sie wieder fort von hier zu führen? Wer hätte jetzt Kalifornien verlassen mögen?

Nur die kleinen, nicht tief gehenden Schoner, die es gewagt hatten, Kap Horn zu umschiffen, fanden sich hier belohnt, denn ihrer bedurfte man, Provisionen, Bauholz, Werkzeuge und überhaupt alle die Minenbedürfnisse den Sacramento und San Joaquin hinauf in die dort rasch aufblühenden Städte Sacramento und Stockton zu schaffen. Diese konnten auch ihren Leuten acht Dollar Lohn pro Tag zahlen. Fracht und Passage standen damit im Verhältnis und die Eigentümer wurden reich dabei.

Überall an der Bay baute man zugleich kleine Dampfer, dem dringenden Bedürfnis solcher Fahrzeuge abzuhelfen. Dampfmaschinen waren an Bord größerer Schiffe von den spekulierenden Yankees schon mehrfach eingeführt und kleine Kutter, ja selbst Walfischboote wurden dazu eingerichtet - die Letzteren voneinander gesägt und verlängert, und mit einem breiten Deck überbaut, die leichte Maschine zu tragen. Es kam ja nicht darauf an, wie lange sie hielten. Zu drei oder vier Fahrten waren sie ja doch wohl tauglich, und wenn sie dann zusammenbrachen - was tat's - sie hatten ihren Zweck erreicht, und sich doppelt und dreifach bezahlt gemacht. Dass Menschenleben dabei in Gefahr kamen, konnte kein Gegenstand sein. Menschenleben waren das Billigste in ganz Kalifornien.

Und wie das Menschenleben dort wogt und schafft.

Auf der Halbbay, die durch den sichelförmigen Uferboden San Franciscos gebildet wird, der sie mit den beiden Armen Clarks und Rincons Point umfasst, liegen Massen dieser kleinen Fahrzeuge, teils längsseits der dort ankern den Schiffe selber, von diesen ihre Ladung zu bekommen, teils durch Boote und Lichterkähne mit dem Land in Verbindung gesetzt, ihre Fracht für die Minen so schnell wie



möglich einzunehmen. Und schnell geht es in der Tat, denn die Arbeiter bekommen ihr Tagewerk allerdings enorm bezahlt, aber sie leisten auch etwas dafür. Nicht der festländische Schlendrian, der dem lieben Gott die Tage stiehlt und mit schlechtem Feuerschwamm und schwer schließenden Schnupftabaksdosen die Stunden hinzubringen sucht, findet sich hier. Einer greift dem anderen rasch in die Hand, und die tief geladenen Boote zischen mit schäumenden Bugen, von zum Zerspringen gebogenen Rudern getrieben, durch die Flut.

Das lebt und atmet ordentlich von weiß gespannten Segeln, die sich dem nördlichen Arm der Bay entgegenblähen. Schoner und kleine Briggs, die flach genug im Wasser gehen, die Sacramento Barre passieren zu können, und zahllose offene, flache und Kielboote, mit einem Schwarm von Minenlustigen besetzt. Links hinein liegt der Arm, der sich dem »goldenen Tor« der See entgegenstreckt, und dort, wo sie hereingekommen, sehen sie wieder fünf, sechs verschiedene Schiffe im Ansegeln begriffen - alle mit Goldwäschern, alle mit Konkurrenten beladen. Aber die wollen ebenfalls in den Minen graben, und um so mehr müssen sie eilen, die paar Tage Vorsprung, die ihnen geworden sind, zu benutzen. Gingen ihnen doch schon so viele Tausende voran, dass sie nicht einmal wissen, ob sie noch Platz dort oben finden.

Jetzt sind sie an jenem Arm, vom Wind und von hartem Rudern unterstützt, vorbeigekommen, und haben nun den Vorteil der Flut, die südlich zu dem Arm, an dem San Francisco und weiter unten San José liegt, und östlich in die Carquinez Bay, in welche der Sacramento und San Joaquin mündet, ihre Wasser wälzt.

Wie wunderbar die neue Welt hier rings um sie ausgebreitet liegt: rechts die kahlen, nur mit dürftigem Gras bewachsenen Berge, an denen zahlreiche Herden weiden, und links mehr baumbesetzte Ufer mit einzelnen gar so freundlichen und bewaldeten Buchten und Einschnitten, die dem Verkehr noch nicht geöffnet, noch nicht von der einströmenden Bevölkerung überflutet sind. Was sollen die Leute auch dort? Dort liegt kein Gold. Und doch wendet sich der Blick auch gern wieder einmal zu den grünen Waldesschatten da drüben, denn sie geben gewissermaßen die Versicherung, dass nicht ganz Kalifornien eine so öde, trostlose Wüste ist, wie eben nur die Küstenberge.

Aber Naturschönheiten sind hier nicht lange imstande, den Schauenden zu fesseln. Was ist das da oben rechts, auf der hohen bergartigen Uferkuppe, die den Horizont bis dort hinauf geschoben hat? Dort wird plötzlich eine Gestalt sichtbar, die wie eine Erscheinung in den Lüften hängt: ein einzelner Reiter, klein und zierlich in der Entfernung, wie aus Elfenbein geschnitten, und die Konturen, die zarten Beine des Pferdes, der schöne, emporgeworfene Kopf, der wallende Poncho um des Mannes Schultern, doch haarscharf gegen den dahinter liegenden blauen Himmel abgeprägt.

Es ist ein Kalifornier, vielleicht seit Monden zum ersten Mal wieder aus dem Landesinneren an die Küste gekommen, nach seinem hier wild weidenden Vieh zu sehen, der, als er das letzte Mal hier war, eine öde Wildnis verließ, und dafür nun das neu entdeckte Kalifornien wiederfindet. Erschreckt auch ist er seinem schnaubenden und stampfenden Pferde in die Zügel gefallen, und während dieses unmutig in sein Gebiss schäumt und mit den Vorderfüßen

den Rasen wund kratzt, starrt sein Herr, kaum seinen Sinnen trauend, auf das neue, nie geahnte Leben nieder, das sich zu seinen Füßen dehnt und entwickelt.

Aber nicht lange mag der wilde Sohn der Berge solchem Treiben aus weiter Ferne zuzuschauen. Das muss er in der Nähe fassen und begreifen lernen, und sein Pferd herumwerfend, das denen, die von unten zu ihm hinaufschauen, wie in den Boden hinein verschwindet, lässt er dem fröhlich wiehernden Tier die Zügel und schießt mit ihm in halsbrechendem Ritt die weite Bay entlang.

Drüben am linken Ufer, das unter dem grünen Baumwuchs bei der anschwellenden Flut nur noch einen schmalen Streifen durchwaschener Felsen zeigt, spielt eine Schar munterer Seehunde, wälzt sich im warmen Sonnenschein und springt dann plätschernd in die klare, salzige Woge.

Hier und da versucht ein Boot ihnen nahe zu kommen, und die stets bereitgehaltenen Gewehre senden dann und wann den heißen Bleigruß hinüber - aber die Entfernung ist zu groß. Die munteren Tiere sehen neugierig die Kugeln auf das Wasser schlagen und versinken und spielen ruhig weiter, bis etwa ein keckerer Feind ihnen näher rückt. Blitzschnell sind sie dann im Wasser, schauen mit den bärtigen Gesichtern noch einmal wie neckend heraus und tauchen tief aus jeder Gefahr Bereich.

Jetzt verengt sich die Bay und zieht sich zur Straße von Carquinez zusammen, aber es ist gut für die Fahrzeuge, die sie erreicht haben. Die Flut hat ihren höchsten Stand, und während sich das Wasser staut, können sie den Wind noch benutzen, der sie in die dort wieder weiter werdende Bay hineinträgt. Mit der bald rückkehrenden Ebbe wälzt hier eine solche Strömung durch, dass sie die Segelschiffe nicht

mehr stemmen können.

Drei Schoner segeln hier nebeneinander durch die Straße, das freiere Wasser wieder zu gewinnen, und siehe, wie ihre Decks vollgehäuft mit Waren sind: mit Mehlsäcken und Pöckelfässern, mit Brettern und Planken, bis über die Bulwarks hinaus - und darauf wie hingestreut kauern die Passagiere.

Alle möglichen Bequemlichkeiten wurden ihnen im Haus des Agenten versprochen, als sie ihre Passage teuer genug bezahlten, und nicht einmal ein glatter Platz zum Liegen wird ihnen nun geboten. Kein Schutz gegen den Nachttau, keine Ecke, an der sie ihr kaltes Mahl verzehren könnten.

Aber was tut's.

»Das ist Kalifornien! Morgen oder übermorgen Sand wir in den Bergen, und dort liegt das Gold!«

Dicht am Ufer hin rudert ein kleines Boot mit vier Rie-  
men, und eine riesige Gestalt, einen Pallasch zwischen den  
Knien, eine Doppelflinte neben sich, sitzt am Steuer. Auch  
vorn im Bug des Bootes liegen vier geladene Flinten, und  
an den Seiten des inneren Bootes sind Ledergriffe ange-  
bracht, in denen

Messer und Pistolen zum augenblicklichen Gebrauch ste-  
cken.

Die Leute auf dem ihm nächsten Schoner sehen neugierig  
in das schwerbewaffnete kleine Fahrzeug hinab. Haben ke-  
cke Seeräuber das offene Meer verlassen, hier glücklichen,  
aus den Minen zurückkehrenden Goldsuchern aufzulau-  
ern? Es sind unsere biedereren Landsleute, die Brandenbur-  
ger, die, harmlos wie die Kinder, mit einem Zeughaus in  
die Minen steuern.

Hier erweitert sich die Bay wieder, aber dadurch verliert  
die breitere Oberfläche derselben keineswegs an Leben.

Zwei kleine Städte liegen sich hier einander gegenüber, und der Atlantische Ozean als auch die Adria mussten die Namen dazu geben. New York und Venedig, und ein Spott auf beide. Dort zur Linken Venice - eine Karikatur der alten Dogenstadt, auf kahlem, nacktem gelbem Sand mit hellgrünen Grasflächen dazwischen, im Hintergrund ein kleines Weidendickicht, und bunt zerstreut ein lächerliches Gemisch kleiner viereckiger, weiß zusammengezimmerter Häuser - wahrhaftig eine Schachtel Nürnberger Tand, dort ausgeschüttet und unordentlich wie auf den gelben und grünen Feldern einer Anzahl Lottokarten aufgestellt. Nicht einmal die Kirche mit dem abgebrochenen Kirchturm fehlt dem Ort.

Dort zur Rechten New York - als ob Venice sich abgespiegelt hätte.

Aber das ist alles nur der Beginn. Wie Samenkörner wurden die Häuser hier über den sandigen Boden ausgestreut, und da sie Wurzel gefasst haben, wächst übers Jahr die wirkliche Stadt auch rasch und sicher genug empor.

Ernst und schweigend, mit ihren vierkant gebrannten Rahen, ankern aber dort drei amerikanische Kriegsschiffe. Der scharfe, kecke Bau, die Akkuratesse in jedem Tau, in jeder Spiere, macht sie auf den ersten Blick kenntlich, und die Mannschaft auf diesen wird gut genug bewacht, ein Desertieren unmöglich zu machen.

Fest und eisern liegen sie da, die Zähne weisend, und über die Hängematten hinaus werfen die Matrosen manch sehnsüchtig verlangenden Blick nach jenen, dem Gold entgegen, und an ihnen vorbeischießenden Booten.

Niedere, flache Ufer hier überall, und nur im Hintergrund die grünen Berge. Dort nähern wir uns auch den gar nicht

so weit voneinander entfernt liegenden Mündungen der beiden Hauptströme Kaliforniens, von denen der Sacramento vom Norden durch waldiges Taland, der San Joaquin vom Süden durch dichten Binsensumpf die Bay erreicht.

Den Sacramento schließen weiter oben Kiefer- und Gedern-, hier unten Eichenwälder ein, der San Joaquin aber, wie er die Berge verlässt, treibt sich im Zickzack, in unzähligen Krümmungen durch den weiten Sumpf. Schon in großer Ferne sieht man die kleine Zeltstadt Stockton vor sich liegen, aber wie eine Schlange windet sich der schmale Fluss mal rechts, mal links ab, mal einmal gerade darauf zu, und dann ist's plötzlich, als ob er sich eines Besseren besonnen hätte und lieber wieder in die Berge zurückkehren wolle. Aus diesen scheint er hier in die Binsen gesprungen zu sein, und sich total verlaufen zu haben.

Und wie belebt der Strom ist! Dampfboote begegnen sich oft an Stellen, wo sie in dem schmalen Fahrwasser einander kaum ausweichen können, und Schoner und Kutter versuchen dazwischen hin, mal mit geblähten Segeln, wo ihnen die Biegung günstig ist, mal mit Stangen und Tauen, stromauf zu drängen, oder haben auch gar geankert, die wiederkehrende Flut abzuwarten. Nur die Boote rudern rüstig weiter, und die Leute legen sich schärfer in die Ruder, je mehr Fahrzeuge sie damit überholen können.

Und nun das neu gebaute Stockton erst - aber die Familienähnlichkeit mit San Francisco lässt sich nicht verkennen, wenn es auch nur eine jüngere Schwester - eigentlich eine Tochter - ist. Zelte und Bretterbuden, wenn irgend möglich noch leichter aufgebaut als dort, bis unter das leinene Dach hinauf, aber mit Gütern für die Minen vollgestaut.

Und wie das hetzt und tagt und weiter drängt ... ja, wer hat Zeit hier, wo er die Berge in einem Tagesmarsch erreichen kann.

Hier aber sehen wir schon die Landpassage beginnen, denn während San Francisco fast allein auf seine Wasserwege angewiesen ist, und ein schwerer Wagen dort zu den Seltenheiten gehört, scheint hier alles darauf berechnet, das, was die Boote bis hierher geführt haben, auf Achse oder Packsattel weiter zu befördern.

Die schweren Überlandwagen der westlichen Farmer, die ihren Weg über die Felsengebirge gesucht haben, sind bis hierher gedrungen, und hoch beladen, mit vier oder auch sechs Ochsen bespannt, kehren sie wieder in die Minen zurück. Zahlreiche Trupps von Maultieren lagern überall, und Mexikaner sprengen durch die Straßen oder arbeiten im Schweiß ihres Angesichts mit Fässern und Säcken, die Lasten ihren Packtieren aufzubürden.

Zug um Zug verlässt so die Stadt - hier eine Karawane von Goldwäschern, die sich gemeinschaftlich einen Wagen für ihr Gepäck und Handwerkszeug genommen haben und nun in Hemdsärmeln singend und lachend nebenher schlendern; dort ein Trupp Maultiertreiber, die bunten Serapen über den Schultern, die Madrina mit der klingenden Glocke um den Hals voran.

Hier keucht ein einzelner Goldwäscher, der nicht Geld genug hatte, selbst für seine wenigen Sachen die Fracht zu zahlen, unter seinem Packen, überdies noch mit Schaufel, Hacke und Gewehr beladen, einsam und allein seine Bahn. Dort sprengen ein paar Reiter, Handelsleute oder Spieler auf schäumenden Ponys die staubige Straße entlang.

Aber nur Männer sieht man, wohin der Blick auch

schweift - nur wilde bärtige Männer, raue, in Wald und Wildnis zugehauene Burschen, kein Kind, kein weiblich Wesen, und wo sich ja - gewiss ein seltener Fall - ein buntes langes Kleid zeigt, da kann man sicher darauf rechnen, dass die Trägerin den Verworfensten ihres Geschlechts daheim entlaufen ist.

Das war auch damals noch kein Land für Frauen und Kinder, für die erst eine Heimat gegründet werden musste. Hier galt es nicht allein dem Boden eine Existenz abzurufen, nein auch das eigene Leben zugleich zu schützen und zu wahren, und in die Berge passte keine Frau.

Und in die Berge drängte, trieb das Volk. Wagen reiht sich an Wagen, Trupp schließt an Trupp, und fast erstaunt schauen die eiligen Wanderer hier und da am Weg, wie sich ein Mann die Mühe nimmt, Bäume zu fällen und Bretter anzufahren, aber der Mann hat seinen guten Grund.

Die Amerikaner sind ein praktisches Volk, und wo sie spekulieren, geschieht das ohne alle Fantasie. Ein Amerikaner wird sich nie eine reizende Gegend als Wohnort aussuchen, wenn er nicht seinen ganz besonderen Zweck dazu hat. Er liebt den rauschenden Wald, wenn er seine Stämme zu Brettern und Pfosten benutzen kann. Er freut sich der murmelnden Quelle, wenn sie stark genug läuft, eine Mühle zu treiben - sonst nicht.

Möglich auch wohl, dass die Einzelnen, die hier am Weg sich niederlassen wollten, ihr Glück schon oben in den Minen versucht, aber nicht gefunden hatten. Es ging damals das echte amerikanische Sprichwort dort um, dass jeder erst »den Elefanten sehen musste«. Jedenfalls erkannten diese Leute, welchen Wert für spätere Zeiten frühe Besitznahme passender Stellen ihnen gewähren musste, und das



benutzten sie und beuteten es aus.

Es war nicht gesagt, dass der, der sich hier ein Haus baute, irgend gesonnen sei, auch darin zu wohnen. Bewahre! Sobald ihm ein annehmbarer Preis geboten wurde, verließ er es mit dem größten Vergnügen, woanders anzufangen, denn Kalifornien war groß. Aber das *Squatter* oder *pre empti-on right* wollten sie sich sichern, und wie vortrefflich sie dabei spekulierten, bewies die Zukunft.

Nun dunkelte es. Hinter den Küstenbergen sank die Sonne ins Meer, und fast unmittelbar folgte die Nacht der Scheidenden. Wie still und leer die Straße plötzlich wurde.

Die Wagen waren seitab gefahren, etwa noch vorbei Passierenden nicht im Wege zu sein. Das Vieh wurde gespannt, mit Glocken versehen, auch wohl gehobbelt<sup>2</sup> und in das Gras zum nächsten Bach getrieben, an dem die Leute schon ein Feuer angezündet und Holz zum Nachtgebrauch herbeigeschleppt hatten. Die amerikanischen Maultiertreiber hatten ihre Tiere abgeladen, die Waren in der Mitte aufgetürmt, von den dicken hohen Packsätteln eine Barrikade im Kreis darum gebaut, und backten auf dünner Blechplatte ihr matzenartiges Weizenbrot. Hier und dort funkelte ein rotes, züngelndes Feuer durch die Büsche. Dunkle Schatten bewegten sich darum her und streckten sich endlich neben den glühenden Kohlen auf den Boden nieder.

Die Leute brauchten kein Wirtshaus, weil sie vorher wussten, dass sie unterwegs keines finden würden. Jeder

---

<sup>2</sup> Die Pferde hobbeln heißt nach einem deutsch-amerikanischen Ausdruck, ihnen die beiden Vorderbeine so zusammenzubinden, dass sie nur kurze Schritte damit machen und ihren Weideplatz also in der Nacht nicht weit verlassen können.

hatte sich mitgebracht, was er auf dem Weg bedurfte: zu essen und eine Decke, hier und da wohl auch ein Zelt. In den Minen wird es ihnen ja doch auch nicht besser geboten.

Die Feuer waren niedergebrannt, und vom Himmel herab funkelten die Sterne auf das schlummernde Land mit all seinen Hoffnungen und Träumen.

\*\*\*

## Kapitel 9

### *Das Paradies*

Wie schon vorher erwähnt, sind die beiden Hauptströme Kaliforniens, an deren Tributarien das Gold entdeckt war, der Sacramento und San Joaquin.

Der Erstere kommt vom Norden herunter, der Letztere vom Süden herauf, beide an dem Fuß des Gebirgrückens hinlaufend, der im Westen die dritte

und niedrigste Bergschichtung des Rückgrats von ganz Amerika bildet, das im Norden die Felsengebirge, in Mittelamerika die Anden, und in Südamerika die Kordilleren genannt wird.

Von diesem Bergrücken nun laufen eine große Anzahl kleiner Bäche und Bergströme von Ost nach West in dieses Tal und in die Hauptströme hinab, mit denen sie sich vereinigen. Gerade an jenen kleinen Wassern hatten sich die Uferbänke und Betten so goldhaltig erwiesen, dass schon Tausende von geschäftigen Händen daran arbeiteten, sie umzuwühlen und ihnen die lang bewahrten Schätze zu entreißen.

Oben im Norden waren die Hauptsächlichsten dieser Ströme der Feather River, Yuba und Bearcreek mit der American Fork und manchen anderen kleineren Wassern. Im Süden dagegen hatten der Calaveres, Macalome und Stanislaus mit den ihnen wieder tributpflichtigen Bächen den besten Namen. Zwischen dem Stanislaus und Calaveres, sein Wasser jedoch dem ersteren Strom bringend, floss ein kleiner klarer Bergbach, dem die Indianer in ihrer bilderreichen Sprache den Namen *Himmelsauge* gegeben ha-

ben. Später dort eintreffende Amerikaner aber, ob sie nicht gleich dort gefunden hatten, was sie suchten, oder aus irgendeiner anderen wilden Laune, und sich verwünscht wenig an den alten Namen kehrend, nannten den kleinen freundlichen Bach das *Teufelswasser*.

Sie hatten beide recht. War der Bergquell mit seiner klaren, unter Blumen hinspielenden Flut früher ein Himmelsauge gewesen - nun mit seinem durchwühlten Bett, mit der getrübten, durch Maschinen gerüttelten Flut, mit seinen umgegrabenen und durcheinander gestürzten und zerhauenen Uferbäumen, mit Gier und Neid und allen bösen Leidenschaften durch seine reich befundenen Betten geweckt, war es in der Tat zu einem Teufelswasser geworden, und die vertriebenen Nymphen des gestörten misshandelten Stromes hätten sich nicht besser rächen können, als eben durch das Gold.

Ziemlich weit oben, aus einer prachtvollen, von steilen Wänden eingedämmten Kluft niederspringend, bildete das Teufelswasser, welchen Namen es allgemein erhalten hatte, ein breites, kesselartiges Tal mit vollkommen flachem Boden, um weiter unten eben wieder durch eine solche steile, in die Felsen gerissene Kluft abzufließen.

Es war augenscheinlich, dass sich die Wasser des herabkommenden Baches in früheren Jahrhunderten hier zu einem See gesammelt hatten, denn in gewisser Tiefe zeigte der Boden überall klaren Kies und kleine Muscheln, bis sich die angeschwellten Wasser selber eine Bahn ins Freie erzwanen und dadurch den selbst geschaffenen See plötzlich vollkommen trocken legten. Das Tal selber aber wurde dadurch zu einer sogenannten *Flat*, wie sie in diesen Bergen sehr häufig vorkommen. Diese Flat gerade erwies sich

nach einigen missglückten Versuchen plötzlich so reichhaltig an dem edlen Metall, dass sie den Namen der reichen *diggings* erhielt, und aus den Städten nicht allein, nein auch aus den benachbarten Minen eine Masse Goldwäscher herübergeströmt kamen, hier ihr oft versuchtes Glück aufs Neue zu erproben.

Handelsleute schafften zu gleicher Zeit ihre Waren herauf, den Minen die zum Leben nötigen und unnötigen Bedürfnisse: Provisionen, Kleider, Handwerkzeug und Branntwein zu bringen. Wenige Wochen später stand in der Flat, in deren weichem Boden die Spuren des grauen Bären noch nicht einmal wieder durch neue Regen verwischt waren, eine kleine Zeltstadt - einer abgerissenen Ecke San Franciscos nicht unähnlich - recht mitten in die Berge eingebaut.

Allerdings hatte der Ort, da er von Tag zu Tag größer wurde, und in Form von Laubhütten, Schindeldächern und blau und weißen Zelten immer neue

Auswüchse ansetzte, auch einen Namen bekommen müssen. Eine Menge waren dazu in Vorschlag gewesen. Zuletzt entschied ein Zufall den Streit.

Ziemlich inmitten der Flat stand ein einzelner knorriger Eichbaum, der mit dem darum liegenden Terrain für die reichste Stelle gehalten wurde, aber schon von einer amerikanischen Gesellschaft in Beschlag genommen war, ehe sich die Miner hierher zogen. Diese, ohne den Platz selber für jetzt umzugraben, da sie noch an einer anderen Stelle arbeiteten, verweigerten allen Übrigen die Erlaubnis, in der Nähe desselben nach Gold zu suchen. Da sie zahlreich genug waren, ihr - wirkliches oder geglaubtes - Recht auch im schlimmsten Fall mit Gewalt behaupten zu können, wagte

niemand ihnen Trotz zu bieten. Außerdem lag genug anderes Terrain in der Nachbarschaft, das sich am Ende gerade so reich erwies, als eben der Baumplatz, der von nun an der verbotene hieß. Danach nannte man die Stadt selber auch bald im Scherz das Paradies, und so viel Mühe sich ein gewisser Mr. Brown gab, der hier das erste Zelt gebaut hatte, den Ort nach ihm selber *Browntown* genannt zu bekommen, scheiterten alle seine Versuche mit Worten und Flaschen Brandy, und das Paradies mit seinem *verbotenen Baum* stand für ewige Zeiten - solange wenigstens, wie dieses Tal Gold hatte, - am Teufelsbach.

Den Namen ausgenommen, trat das *Paradies* aber mit außerordentlich geringen Ansprüchen auf. Die ganze kleine Stadt bestand aus einer einzigen, etwa 400 Schritt langen Straße, in der sich alle Kaufzelte gesammelt hatten, während die „Vorstädte durch einzelne und unordentlich in der Nachbarschaft derselben umhergestreute Zelte und Buschhütten bildet wurden.

Nichtsdestoweniger war der kleine Staat hier in der Bergwildnis schon organisiert und ein Friedensrichter und Sheriff erwählt worden, während vor dem Zelt des Ersteren, als Zeichen seiner Würde, das Stern- und Streifenbanner der Vereinigten Staaten lustig im Winde flatterte. Sonst trieb aber natürlich jeder, was ihn freute. Steuern und Abgaben existierten nicht, und der Friedensrichter oder *alcalde*, wie man ihn auf Kalifornisch nannte, musste sehen, wie er sein mutmaßliches Gehalt durch allerlei Sporteln und andere zufällige Einkünfte herauschlug.

Das *Paradies* bildete solcher Art nur den Mittelpunkt der hier plötzlich und von allen Seiten in Angriff genommenen Minen - den Ort, in dem sich nur ein Teil der wirklichen

Goldwäscher für den Augenblick niedergelassen hatte, und von wo die benachbarten Miner ihre Lebensmittel beziehen konnten - solange sie es eben für gut fanden, in der Nachbarschaft zu bleiben. Weiter war überhaupt niemand an den Boden in einer solchen »Stadt« gefesselt, und selbst die wenigen Händler, die sich hier Bretterbuben zu ihrem Warenlager aufgeschlagen hatten, konnten durch die Gewissheit eines reicheren Platzes in der Nachbarschaft augenblicklich bewogen werden, zusammenzupacken und dort hin aufzubrechen - ein Fall, der fast jede Woche in den verschiedenen Minen vorkam.

Die Gegend, trotz des weiten ebenen Tals, war außerordentlich pittoresk, denn eingeschlossen von vortrefflich bewaldeten, mit Kiefern, Zedern und Eichen besetzten Bergen, bot diese grüne Flat einen reizenden Ruhepunkt für das Auge, ja die bunten, unter die einzelnen Baumgruppen umhergestreuten Zelte dienten nur dazu, das Bild lebendiger zu machen.

Wohin dabei der Blick fiel, traf er an den ringsum niederstürzenden Hängen diese lichten Leinwandhäuser, vor denen abends und nachts die Lager- und

Kochfeuer flammten, und gar abenteuerlich und wild gegen die düsteren Schatten der Wände abstachen. War es doch auch ein abenteuerliches und wildes Leben, das die Bewohner derselben führten.

Jetzt aber schien die Sonne hell und klar auf die grüne wundervolle Waldung, auf das freundliche, menschenbelebte Tal nieder, und wer plötzlich von den umliegenden Bergen daher eingestiegen wäre, ohne zu wissen, was sie da unten trieben; wer nur das trauliche, von den grünen Hängen geschlossene, von der Welt scheinbar abgeschiede-

ne Fleckchen Welt so vor sich gesehen hätte, von selber würde er ausgerufen haben: ein Paradies!

Ja, Gottes Welt ist schön, und die Natur ein Tempel überall, wenn ihn die Leidenschaft der Menschen nur nicht so oft entweihte. Und nur ein entweihetes Heiligtum war denn auch dieses Tal, dem die Natur nichts versagt hatte, ein wirkliches Paradies zu werden. Aber die Menschen darin gruben nach Gold!

Das war ein Leben und Treiben überall! Aus all den Tälern und Bachbetten heraus tönte das wunderbar klappernde, rasselnde Geräusch der sogenannten Wiegen oder Waschmaschinen, und wo man hinuntersah, standen Gruppen von Männern, die schweren Spitzhacken in den nervigen Fäusten, den harten Boden damit aufzureißen.

Und hin und wieder zogen Scharen von Kommenden und Gehenden! So viele durch das Gerücht der reichen Minen auch hergelockt sein mochten, so viele fanden sich auch wieder enttäuscht, fanden wenigstens nicht das, was sie gehofft hatten, und andere Märchen, von Nachbarminen in Umlauf gesetzt, machten die leicht Beweglichen bald wieder ihr Bündel schnüren, diesen zuzuwandern. Gingen doch damals gerade, und noch bis auf den heutigen Tag sogar dumpfe unbestimmte Sagen von einem Goldsee oben in den Bergen, den wenig Glückliche zufällig aufgefunden hatten und der unermessliche Schätze bergen sollte.

Den Weg, der sich an ziemlich rauen Felsen hin, das Tal heraufwand, aber doch von den derben und schweren Auswandererwagen der Amerikaner befahren wurde, kam eine neue Karawane anmarschiert, und zwar neben dem, ihr Gepäck tragenden Wagen, in aller Bequemlichkeit der eben nicht beschwerlichen Straße folgend.



Die Gesellschaft schien bunt genug zusammengewürfelt und verdankte auch ihre Vereinigung keineswegs freiwilliger Wahl, denn allein das Gewicht ihres Gepäcks hatte sie eben für die kurze Zeit der Reise aneinandergebunden.

In Stockton nämlich fanden eine Menge dieser Fuhrwerke dadurch außerordentlich einträgliche Beschäftigung, dass sie das Gepäck der in die Minen Aufbrechenden, die es natürlich nicht selber den langen Weg tragen konnten, transportierten. War die Gesellschaft nun groß genug, einen besonderen Wagen zu füllen, so hatte die Sache weiter keine Schwierigkeit, und sie konnten ungesäumt aufbrechen. Bestand sie aber nur aus wenigen Mitgliedern, so mussten diese so lange warten, bis sich noch andere dazu fanden, die in dieselben oder doch wenigstens benachbarten Minen wollten. Da übrigens die zukünftigen Goldwäscher selten ein fest bestimmtes Ziel hatten, dem sie zustrebten, und an einem Platz ihr Glück so gut versuchen konnten, wie an dem anderen, so ließen sie sich auch gar nicht selten durch gerade solche, nach irgendeinem Punkt reisefertige Packfuhrwerke bewegen, ihre Richtung dort ebenfalls hinzunehmen. Sobald der Fuhrmann seine Ladung voll hatte, brach er auf.

In solcher Weise hatte sich denn auch hier, einzig und allein im Interesse ihres Gepäcks, eine sehr gemischte Gesellschaft aller möglichen Nationen zusammengefunden, die, meist alle in Hemdsärmeln, ihre Jacken oder Röcke auf den Wagen geworfen, neben diesem plaudernd und lachend herwanderten und nur dann und wann stehen blieben, die schon in der Nähe des Weges arbeiteten Gruppen zu beobachten. War es doch ein Bild ihres eigenen künftigen Lebens.

Und wunderbarlich genug sahen diese Gruppen aus. Hier, gleich unter dem Weg, der um einen Felsenvorsprung herumzog, während der Bergstrom etwa zwanzig Fuß tiefer darunter hinschoss, arbeiteten drei Schwarze und ein Mulatte zusammen und hatten sich ein tiefes Loch in die Bank hineingehackt, aus dem sie die goldhaltige Erde zum Wasser schleppten. Etwa hundert Schritte weiter oben wühlten sich drei Weiße, augenscheinlich Iren, in den harten Boden hinein. Über diesen arbeiteten Afrikaner mit ihren flachen Holzschüsseln und kurzen Brechstangen, und noch weiter oben dämmte eine größere Gesellschaft von Amerikanern den ganzen Bergstrom zur Seite und gaben ihm auf kurze Strecke ein anderes Bett, um in dem alten nach seinen Schätzen zu suchen.

Aber auch das »Himmlische Reich« hatte seine Söhne herüber gesandt, die kalifornische Erde aufzuwühlen. Noch etwas weiter oben, wo sich das Tal verengte und der Bergstrom so nach seinem rechten Ufer hinüber drängte, dass ihn der Weg hier kreuzen musste, arbeitete ein kleiner Trupp von Chinesen in ihren blaubaumwollenen geräumigen Jacken und kurzen weißen Hosen.

Einer zeichnete sich besonders von den Übrigen, nicht etwa in der Kleidung, aber doch in seinem ganzen Wesen aus, und schien der Anführer der Schar zu sein. Ungewöhnlich groß und stark für diesen, sonst eher kleinen und schwächtigen Menschenschlag, hatte er vorzüglich einen wunderschönen, schwarzen langen Zopf, der ihn aber bei der Arbeit hinderte, und den er deshalb, das untere Ende zusammengewickelt, in der linken Jackentasche trug.

Gerade als der Wagen vorbeifuhr, war er ihm einmal herausgerutscht, und er legte seine Spitzhacke nieder, wusch

sich erst die Hände und brachte dann dieses Heiligtum des Chinesen wieder sorgfältig an seinen früheren Platz zurück.

»Donnerwetter, Justizrat«, sagte da der eine der Wanderer, der sich die Chinesen schon mit großer Neugierde eine Weile betrachtet hatte.

Der Wagen war indessen vorausgefahren.

»Was der Bursche für einen Zopf hat!«

»Hm, ja«, stieß der Justizrat heraus, der mit der ewigen langen Pfeife ebenfalls am Rand des Weges stand und fest entschlossen schien, sich über nichts in Kalifornien mehr zu wundern, so außerordentlich und neu es ihm auch sonst wohl erscheinen mochte.

»Aber nichts Besonderes ... wir Haare wachsen lassen ... eben so lang!«

»Na, das nehmen Sie mir aber nicht übel«, rief der andere erstaunt.

»Nein, nehmen Sie es ihm lieber nicht übel, Herr Hufner«, nälelte da der Dritte, der eben herankam und bei seinen Reisegefährten stehen geblieben war. »Dass dem Herrn Justizrat die Zöpfe hier nicht so groß vorkommen, ist wohl sehr erklärlich, denn zu Hause in seinem Büro hat er sie gewiss viel stattlicher gesehen, und für sich selber ein Prachtexemplar mitgebracht.«

»Unausstehlicher Mensch, dieser Binderhof ...«, brummte der Justizrat vor sich hin, zog an seiner Pfeife und drehte sich, ohne ein Wort auf die boshafte Bemerkung zu erwidern, rasch ab, den Wagen wieder einzuholen.

»Aber mein guter Herr Binderhof, was haben Sie nur immer mit dem armen Justizrat?«, sagte Herr Hufner freundlich vorwurfsvoll.

»Gar nichts«, entgegnete der Lange lachend, »nur meinen Spaß.«

»Sie werden ihn noch ernstlich böse machen.«

»Das sollte mir sehr leidtun, denn er ganz allein bestreitet meine Unterhaltung hier in dem langweiligen Land«, sagte der Lange. »Hören Sie mal, Hufner, die Geschichte scheint mir hier faul zu sein, denn wenn ich solche Löcher in die Erde hineinkratzen soll, wie die Leute hier machen, dann werde ich wohl verwünscht wenig Gold finden.«

»Hm - ja«, meinte Herr Hufner etwas kleinlaut. »Sie haben da nicht so unrecht, mein guter Herr Binderhof. Den Beschreibungen nach, die ich von den Minen erhalten, sollten die Arbeiten ganz anders betrieben werden. Man kratzte da bloß das Gold mit dem Messer aus den Felsspalten heraus.«

»Nicht wahr? Na ja, ich auch - aber was tut es. Wir wollen schon unser Gold finden, und wenn wir andere sollten für uns graben lassen.«

»Hallo, was ist da vorn los? Sehen Sie einmal, das muss ein Deutscher sein.«

Vor dem Wagen, wie es schien ebenfalls in der Absicht, den nächsten Minen zuzuwandern, hielt ein Mann mit einer schwer beladenen Eselin, an die sich ein junges, kaum einige Wochen altes Eselchen fortwährend so anschniegte, dass sie gerade nicht sehr rasch von der Stelle kam. Die alte Eselin mochte auch überdies ein wenig viel aufgepackt haben, dass ihr das Gehen sauer wurde, während ihr Herr tüchtig mit einem derben Stecken auf sie einschlug.

Der Wagen konnte jetzt eben vorüberfahren, und die Eselin tat ein paar Schritte nach vorn, aber das Junge drängte sich aufs Neue vor sie und sie blieb wieder stehen.

Der Mann war jedenfalls ein Deutscher. Er trug lange Wasserstiefel, eine Mütze, und über der Schulter eine einläufige Pürschbüchse an einem Riemen. Er stieß aber die gotteslästerlichsten Flüche aus, dass er die Eselin nicht von der Stelle brachte, und trat das arme kleine Füllen dermaßen mit seinen schweren Stiefeln in die Seite, dass es zu Boden stürzte.

»Na, das ist grausam«, brummte der Justizrat, der jetzt gerade neben dem fremden Landsmann war. »Donnerwetter ... Tierquälerei.«

»Donnerwetter!«, fluchte aber, durch den Einspruch nur noch mehr gereizt, der Eseltreiber. »Das ist mein Vieh, und mit meinem Vieh kann ich machen, was ich will. Das Biest hat mich so lange genug aufgehalten, und ich habe es satt.«

Mit den Worten warf er seinen Rock hin und riss die Büchse von der Schulter, und ehe nur einer der Leute ahnte, was er vorhatte, schoss er das arme kleine Eselfüllen, das sich eben wieder aufgerichtet und neben die Mutter gedrängt hatte, bei ihr Schutz zu suchen, vor der Mutter tot. Dann griff er seinen Stock wieder auf und hieb unbarmherzig auf die Eselin ein, sie von dem toten Jungen, das sie leckte und mit der Schnauze stieß, fortzutreiben.

Die Tat war zu roh, um nicht die gerechte Entrüstung aller derer hervorzurufen, die Zeuge derselben gewesen waren. Der Wagen hielt, und der Justizrat besonders war so außer sich, dass er selbst die Pfeife ausgehen ließ.

»Kümmert Euch um Euch selber!«, schrie aber der Deutsche dagegen, dessen Name Albert war. »Das Tier ist mein, mit meinem Eigentum kann ich machen, was ich will. Und wenn ich zu spät in die Minen komme, gibt mir keiner von euch was dazu.«

»Was sagt er?«, fragte der Wagenführer, ein baumlanger Tenesseer, der den Burschen dabei von oben bis unten mit eben nicht freundlichen Blicken maß.

Herr Hufner, der etwas Englisch, wenn auch mit sehr gezwungenem Akzent sprach, übersetzte dem Langen die Worte. Kaum war er aber damit fertig, als dieser seine Peitsche fasste und ausrief: »So, mein Herz? Das Eselfüllen ist dein, und du kannst damit machen, was du willst? Sieh einmal hier die Peitsche an, die ist mein, und ich habe dieselben Grundsätze!« Dabei hieb er dem frechen Burschen aus Leibeskräften eine Anzahl Streiche über Kopf und Schultern hinüber.

Der Deutsche fasste in blinder Wut nach seiner abgeschossenen Büchse und riss endlich ein Messer aus seiner Tasche.

»Bravo! Bravo!«, schrien aber sowohl die Amerikaner als auch seine eigenen Landsleute, die sich ihm alle drohend entgegenstellten. Gegen die Übermacht konnte er nichts ausrichten, und der Justizrat zählte indessen mit großer Genugtuung sowohl die verabreichten als auch die verdienten Hiebe.

»Hm«, sagte er dann, als der Amerikaner einhielt und ruhig wieder nach vorn zu seinem Wagen ging. »Neun! Hätten ihm 25 gehört! Lumpenkerl!«

Der Deutsche fluchte und schimpfte und schwor, er wolle den Fuhrmann wie einen tollen Hund über den Haufen schießen, sobald er nur wieder geladen hätte. Aber es kümmerte sie niemand um ihn. Als er allein war, durfte er ungestraft seine Wut an der armen Eselin auslassen. Dieses kleine Intermezzo lenkte die Aufmerksamkeit der Reisenden für eine Zeit lang von den Goldwäschern ab. Mit Ent-

rüstung sprachen sie sich untereinander über die Brutalität des rohen Menschen aus. Die »Passagiere« holten dabei ihre verschiedenen Flaschen heraus und tranken dem Fuhrmann zu, der dem Buben doch wenigstens mit den Peitschenhieben gezeigt hatte, was sie über sein Betragen dachten.

Der Weg selber nahm aber bald ihre Aufmerksamkeit in Anspruch, denn er führte ein paar Mal herüber und hinüber durch den überall von Löchern durchwühlten Bergbach, während er an einigen Stellen so schmal wurde, dass die Räder nur eben ihr Gleis hielten.

Sie befanden sich nun auch an der Stelle, wo sich die Wasser des früheren Bergsees ihre Bahn ins Freie hinaus und in das enge Tal hinab gewaschen hatten. Hier erst einmal vorüber, und alle Schwierigkeiten waren beseitigt.

Der Fuhrmann wusste übrigens vortrefflich mit seinen vier Ochsen umzugehen. Mit Wort und Peitsche regierte er sie auf das Genaueste in dem Gleis hin, in dem er sie halten wollte, und wenn die Eigentümer der auf den Wagen gepackten Güter auch wohl manchmal mit stiller Angst die hässlichen Stellen betrachteten, in die hinein das leiseste Ausweichen der Räder die ganze Fracht schleudern konnten, rollten diese doch immer sicher selbst am äußersten Rand der darunter wegbröckelnden Wände hin. Der Mann war aber auch mit demselben Wagen, wenn auch nicht mit denselben Stieren, über die Felsengebirge gekommen, und an schlimmere Wege dort gewöhnt worden. Hier sah er weiter keine Gefahr als das mögliche Umwerfen seines Geschirres und das Ausschütten der Fracht, an der er weiter kein Interesse hatte. Oben in den Bergen hing dagegen ebenso oft sowohl sein Leben als auch das seiner Tiere an

einem falschen Tritt, an dem Rollen eines Steines.

Jetzt erreichten sie den oberen Pass, und dicht vor ihnen ausgebreitet lag auf kaum hundert Schritt Entfernung das ganze wunderliche Leben dieser Welt,

das sich besonders der Justizrat kopfschüttelnd betrachtete. Und allerdings hatte er vielleicht in diesem Augenblick gerade vollkommen Ursache dazu, da

selbst die, an solches wilde Treiben weit eher gewöhnten Amerikaner überrascht hinabschauten, und sich nicht erklären konnten, was der ihnen entgegertönende tolle Lärm bedeute.

Die ganze Flat schien nämlich nicht allein in Revolution, denn von allen Seiten sprangen die Miner kreischend, jauchzend, hupend und lachend herbei, sondern auch über das Städtchen selber musste ein ganz wunderlicher Geist gekommen sein, denn wie bei einem Mummenschanz betrogen sich die Leute. Hier stand einer, der auf einem chinesischen Tamtam oder Gong herumhämmerte, dass die scharfen, ohrzerreißenden Töne weit über die Berge hinaus schmetterten und da ihr Echo suchten. Dort stand ein anderer mit einer kleinen Kindertrompete, der er mit zum Zerspringen angefüllten Backen und einem zinnoberroten Gesicht die schrillsten Töne entlockte. Da wirbelte einer auf einer Trommel, hier schlug ein Vierter ein paar Becken zusammen, während ein Fünfter aus Leibeskräften eine alte gesprungene Glocke läutete.

Den Leuten schien es überhaupt nur darauf anzukommen, so viel Lärm wie möglich zu machen. Während die Goldwäscher von allen Seiten herbeiströmten, sah es fast aus, als ob hier zu irgendeinem Zweck Sturm geläutet würde.



»Was um des Himmels willen ist hier los?«, fragte da der eine der Amerikaner einen eben in voller Flucht vorbeispringenden Landsmann. »Brennt es irgendwo?«

»Brennt?«, gab dieser lachend zurück. »Nein, nur in den Küchen. Aber Hunger haben wir, und das sind die verschiedenen Signale, sodass jeder von uns weiß, wohin er gehört. Ihr kommt gerade zur rechten Zeit!« Damit sprang er vorüber.

Der Mann hatte vollkommen richtige Auskunft gegeben, denn die verschiedenen Kaufzelte hielten es hier und da auch für vorteilhaft, ihren Kunden für 2 Dollar per Couvert ein Diner zu geben. Die verschiedenen Alarmzeichen dienten also dazu, den Tischgästen anzuzeigen, dass das Essen fertig wäre, und da nicht Glocken genug vorhanden waren, jedenfalls auch mit ihren gleichen Lauten Verwirrung angerichtet hätten, so bediente sich jedes solches Esszelt eines anderen Instrumentes, das ihm von da an eigentümlich blieb.

Die eben Angekommenen konnten freilich noch nicht von diesem gastlichen Willkommen Gebrauch machen, denn ihr Gepäck musste erst abgeladen und dann auch im Auge behalten werden, bis es an irgendeiner sicheren Stelle, in Zelt oder Bretterverschlag untergebracht werden konnte.

Nur der Justizrat nahm keine solche Rücksichten, indem er von der Überzeugung ausging, dass seine Reisegefährten, die auf ihr eigenes Gepäck aufpassen mussten, dabei stillschweigend die moralische Verpflichtung übernommen hätten, auch auf das seine Acht zu geben. Ohne sich deshalb weiter darum zu kümmern, hörte er kaum, dass diese Signale »fertiges Essen!« bedeuteten, als er auch ohne Weiteres auf das nächste Zelt zuwanderte, dort eintrat, seine

lange Pfeife mit dem Hut darüber in die Ecke stellte, und vor dem nächsten Couvert Platz nahm.

Das Innere des Zeltens versprach allerdings nicht viel, denn eine ungehobelte lange Tafel von kiefernen Brettern mit eben solchen Bänken an der Seite stand

in der Mitte und war nur stellenweise mit ein paar kurzen und schon einige Mal gebrauchten Tischtüchern bedeckt.

Messer, Gabeln und Teller fanden sich allerdings vor, auch ein großes Salzfaß - vielleicht von Zinn, der darauf haftende Staub ließ es nicht recht erkennen - zwei riesige Flaschen mit sogenannten »Pickles« (Pfeffergurken und spanischem Pfeffer) bildeten aber den eigentlichen Anlockungspunkt für diese Mahlzeiten.

Es war einmal etwas Pikantes für die Jungen, die sich das ewige frische Fleisch und Weizenbrot schon zuwider gegessen hatten, und die Leute bezahlten gern einen ziemlich hohen Preis für dasselbe, was sie sich zu Hause, d. h. in ihrem Zelt auch hätten kochen können, nur dabei dieser saueren und gepfefferten Pickles habhaft zu werden.

Eine Masse Gäste strömten jetzt herzu oder hatten schon teilweise Platz genommen. Der Justizrat erwartete nach allen diesen Vorbereitungen kaum etwas anderes als ein ordentliches und regelrechtes table d'hôte - er hatte sich darin aber geirrt.

Das ganze Mahl bestand in einem Stück etwas zähem Rindfleisch, Kartoffeln in der Schale und Weizenbrot. Die Pickles versuchte er ebenfalls, musste aber schon nach dem ersten Bissen so furchtbar husten, dass er kaum wieder zu sich kommen konnte. Dafür durfte er nachher zwei Dollar bezahlen und fand, als er voller Entrüstung über solche »Prellerei« das Zelt wieder verlassen wollte, dass ihm je-

mand seinen guten breitrandigen Filzhut unterdessen von der Pfeife weggenommen und statt dessen einen nichtswürdigen alten Stroheckel darüber gestülpt hatte. Vergebens waren dabei alle Nachforschungen. Mit dem Englischen konnte er sich ebenfalls nur höchst mittelmäßig verständlich machen, und die Leute, denen er seinen Verlust klagen wollte, lachten ihn noch obendrein aus. Es blieb ihm zuletzt nichts anderes übrig, als zu seinen Leuten zurückzukehren und seinen Hut im Stich zu lassen.

»Sieh mal an«, empfing ihn dort aber der ihm verhasste Binderhof mit vergnügtem Lächeln. »Solche Eitelkeit hätte ich dem Justizrat gar nicht zugetraut - ist er gleich in die Stadt gegangen und hat sich einen neuen Hut gekauft.«

»Verdammte Deckel!«, fluchte aber der ärgerliche Mann, indem er den alten Strohhut, den er ganz in Gedanken aufbehalten hatte, vom Kopf riss, zusammenknüllte und auf den Boden warf. »Nichtswürdige Bande hier - wo ist meine Mütze?«

Lamberg war der einzige praktische Mensch in der ganzen kleinen Gesellschaft, hatte vor dem Arbeiten aber einen ebenso großen Widerwillen, wie ihn nur der Justizrat selber haben konnte, und vor diesem nur den Vorzug, dass er doch wenigstens angeben konnte, wie eine Sache gemacht werden sollte. Zur Ausführung benutzte er dann Herrn Hufner, der bei großer Gutmütigkeit und Gefälligkeit niemandem gern eine Bitte abschlug. Außerdem achtete Herr Hufner aber auch noch den Justizrat außerordentlich hoch - jedenfalls seines Titels wegen.

Vor allen Dingen war es jetzt nötig, dass sie ihr mitgebrachtes Zelt an irgendeinem passenden Ort aufschlugen. Diesen suchte Lamberg aus, bezeichnete die Stellen, wo die

Löcher für die Zeltstangen gegraben werden mussten, und ließ dann Herrn Binderhof die Stangen halten, während Herr Hufner im Schweiß seines Angesichts die ersten Spitzhackenschläge in kalifornischem Boden tat.

Das Zelt stand endlich. Die mitgebrachten Gegenstände wurden - diesmal von allen gemeinschaftlich - hineingetragen, und Herr Hufner dann, da sich die Übrigen erst einmal in dem kleinen Ort umsehen wollten, als Wache zurückgelassen. Herr Hufner hätte allerdings gern selber einen ähnlichen Spaziergang gemacht. Der Justizrat war aber gleich nach der ersten oberflächlichen Einrichtung mit seiner wieder gestopften Pfeife fortgegangen, Binderhof steckte ebenfalls die Hände in die Taschen und schlenderte ihm nach, und Herr Lamberg hielt es für nötig, Gegend und Gelegenheit für ihre nächsten Arbeiten erst einmal in Augenschein zu nehmen. So blieb denn natürlich niemand weiter als Herr Hufner übrig, die Sachen im Auge zu behalten.

\*\*\*

## Kapitel 10

### *Der indianische Häuptling*

Es mochte etwa fünf Uhr nachmittags gewesen sein, als die neu eingetroffenen Deutschen ihre ersten und nötigsten Vorbereitungen beendet hatten. Die Goldwäscher waren indessen schon lange wieder zu ihren Beschäftigungen, teils in der Flat selber, teils an die einzelnen kleinen Bäche zurückgekehrt. Das Paradies lag ziemlich still und öde mit seinen weißen Leinwandwänden im heißen Sonnenschein.

Die Hauptstraße der Stadt war vollständig leer von Menschen, einen mit einem zerlumpten Hemd bekleideten Indianer ausgenommen, der, eine Ladung Holz auf dem Rücken, gerade aus dem Wald kam, um es in eines der Kauf- oder Speisezelte hineinzubringen. Die Weißen gaben ihm dann ein Stück Brot und - die Hauptsache - einen Schluck Branntwein dafür. Um seinen Geist zu zerrütten, strengte der rote Sohn der Berge zum ersten Mal in seinem Leben vielleicht den eigenen Körper an.

Da klapperten rasche Hufe die harte, aus den Höhen niederführende Straße herab. Der ungewohnte Laut veranlassete selbst einige der faulen Händler, die Köpfe aus ihren Zelten herauszustrecken, nur um zu sehen, welcher Art der Besuch wohl wäre. Dieses Mal bereuten sie auch ihre Neugierde nicht, denn der Anblick, der sich ihnen bot, war wohl der kleinen Mühe wert gewesen.

Fünf nicht sehr starke, aber doch kräftige braune Ponys kamen in voller Flucht den Weg entlang. Indianer hingen auf den sattellosen Rücken der Tiere.

Der Führer des Trupps war ein junger Mann von viel-

leicht sechsundzwanzig Jahren, aber - ein seltener Fall - ganz europäisch gekleidet, mit lichten Hosen, kurzer, reich mit Knöpfen besetzter Jacke und einem Strohhut auf dem lustig darunter hinausflatternden langen, rabenschwarzen Haar. Die Füße trug er freilich nackt, aber auf der linken Schulter eine lange einläufige Schrotflinte, während in einem rotseidenen chinesischen Gürtel, der seine Hüften umschloss, ein langes spanisches Messer steckte.

Die kalifornischen Bergindianer reiten eigentlich nie und haben auch gar keine Pferde. Der Bursche aber saß wie aufgegossen auf seinem Tier, das er mehr mit dem Druck seiner Schenkel als dem leichten Zaum zu regieren schien. Auch hatte er nichts von dem scheuen verschlossenen Wesen, das sonst dieser Rasse, den Übergriffen der mächtigen Weißen gegenüber, eigen ist. Wie er da so leicht und trotzig auf seinem weit ausgreifenden Renner saß, nickte er sogar hier und da in eines der Zelte nach einem bekannten Gesicht hinüber, aber kein freundliches Lächeln milderte den Ernst der strengen und doch edlen und selbst schönen Züge.

Der junge und mächtige Indianerhäuptling Kesos, der große Gewalt über all die benachbarten Stämme der Berge hatte, war den Händlern hier auch schon bekannt, denn wo irgendein Unfrieden zu schlichten oder gestohlenen Gut wiederzubekommen war, wandten sie sich nur an ihn und konnten sicher sein, dass er ihnen zu ihrem Recht verhalf. Größeres Interesse hatten aber doch für sie in diesem Augenblick die beiden Reiterinnen, die ihm folgten. Es konnte auch kaum ein wilderes reizenderes Bild geben, als diese beiden, auf schnaubenden Rossen vorbeifliegenden Mädchen des Urwalds boten.

Auch sie hatten die Tracht der Wildnis abgelegt, den Schurz aus gegerbter Hirschhaut mit Stroh umflochten und Fruchtschalen verziert, dafür aber die buntfarbigen Stoffe der Weißen angenommen, von denen sie jetzt lange, bis auf die Knöchel niederreichende Kleider trugen.

Es waren ein paar junge schöne Mädchen. Die großen dunklen Augen in dem wilden Ritt blitzend und funkelnd, die vollen schwarzen, nur von einem rohen Perlmutschmuck zusammengehaltenen Locken luftig im Wind, mit dem Tempo der Tiere auswehend. Die vollen üppigen Glieder der einen umschloss dabei ein weites, brennend rotes Kleid, das dicht um den Hals anlag und in der Taille durch eine gleichfarbige chinesische Schärpe zusammengehalten wurde. Ein schwefelgelbes Kleid, ebenfalls mit einer roten Schärpe, trug die andere, und beider Hals, Arme und Füße waren nackt, wie ihr Kopf auch unbedeckt. Nach Männerart übrigens auf den sattellosen Pferden sitzend, flatterten bei dem scharfen Ritt die leichten Kleider weit aus und verhüllten mehr als sie verhüllten den unteren Teil der tadellos schön geformten Beine.

Hinter ihnen, auf ziemlich mittelmäßigen Ponys, und dabei auch deutlich genug den niederen Rang zeigend, in dem sie selber standen, galoppierten zwei Indianerjungen von vielleicht vierzehn bis sechzehn Jahren.

Auch diese hatten einen Versuch in europäischen Kleidern gemacht. Ihr Anzug bestand in Jacke und Hose - aber freilich nur zwischen beide gleich verteilt. Der, dem die Hose zuteilgeworden war, ging mit dem braunen Oberkörper nackt, der mit der Jacke hatte einen ledernen Schurz um die Hüften geschlagen. Jedenfalls folgten sie ihrem Herrn nur als Diener - Reitknechte, wenn man will - die

Pferde ihres Häuptlings und seiner beiden Gefährtinnen zu halten, wenn es denen gefiel, abzusteigen.

In gestrecktem Galopp die Straße niedersprengend, überholte der junge Häuptling den, das Holz tragenden Indianer, dessen schwankender Gang unter der leichten Last nur zu deutlich verriet, welchen Lohn er für frühere Arbeit erhalten haben mochte. Im Nu riss er sein Pferd zur Seite, das sich, Zaum und Schenkeldruck gehorchend, auf den Hinterbeinen herumwarf. Während ihm die beiden Mädchen links und rechts auswichen, zügelte der junge Häuptling sein schnaubendes, dampfendes Tier und sah finster auf den erschreckt zu ihm aufschauenden Stammesangehörigen nieder.

»Kesos! Capitano!«, stammelte der Holzträger erschreckt und warf scheu den Blick zur Seite, als ob er nicht übel Lust habe, nach rechts oder links auszubrechen, dem gefürchteten Mann Raum zu geben.

»Schämst du dich nicht?«, sagte aber dieser mit leiser, unwillig gedämpfter Stimme. »Schämst du dich nicht, Tibuka? Deine Lippen hast du dem Gift der Bleichgesichter geöffnet, und als ein Krieger vom Stamm der Kayota trägst du den Fremden Holz zu ihren Feuern. Soll ich dir einen Weiberrock schicken?«

Der Indianer stammelte ein paar entschuldigende Worte vor sich hin, aber der junge Häuptling, keine Silbe darauf erwidern, hielt seinen Blick nur fest und verächtlich auf ihn geheftet. Der Wilde sah nicht auf zu ihm, aber trotzdem fühlte er den Blick und senkte den Kopf tiefer und tiefer.

»Soll ich dir einen Weiberrock schicken?«, flüsterte da der Häuptling noch einmal, und der Indianer, nicht mehr imstande, den Hohn, der in den Worten lag, zu ertragen,



warf die Holzlast, die er trug, von seiner Schulter mitten auf die Straße und floh, so rasch ihn seine Füße trugen, die Straße wieder hinauf und den Bergen zu.

Ein leichtes verächtliches und doch bitteres Lächeln zuckte für einen Augenblick um die Lippen des jungen Reiters, aber er drehte den Kopf nicht nach dem Flüchtenden. Nur sein Pferd wieder herumwerfend, während die Reiterinnen zur Seite lenkten und ihre munteren Tiere über das auf die Straße geworfene Holz hinüberflogen, setzte er den kaum unterbrochenen Weg so rasch wie vorher fort.

Hier stieß die kleine Kavalkade aber auf noch ein Hindernis, und zwar in der Person des deutschen, hier plötzlich nach Kalifornien versetzten Justizrats, der eben mit der langen Pfeife und einer kleinen grauen Mütze auf seinen Spaziergang angetreten hatte, die »Stadt« etwas in Augenschein zu nehmen.

Der Justizrat hörte allerdings die galoppierenden Pferde, hatte aber so viel damit zu tun, in die rechts und links liegenden Zelte hineinzuschauen, dass er gar nicht weiter darauf achtete, bis Kesos selber so dicht an ihm vorüberflog, dass er ihm sogar mit der Spitze des rechten Fußes den Ärmel streifte. Im Nu prallte er jetzt allerdings zur Seite, aber nur um dem Mädchen mit dem feuerfarbenen Kleid gerade in den Weg zu springen. Hätte diese ihr Tier nicht so rasch herübergerissen, so wäre der arme Mann jedenfalls, gleich zum ersten Entrée in den Minen, überritten worden. So kam er mit dem Schreck davon. Die beiden kleinen, nachfolgenden Burschen hatten Zeit genug gehabt, ihm Raum zu geben, und in der nächsten Sekunde waren sie schon vorbeigebraust.

»Donnerwetter!«, sagte der Justizrat und hob die herun-

tergefallene Mütze wieder auf. »Auch eine Manier? - schwarze Heiden - Lumpenpack!« Und damit, ohne sich weiter um die Indianer zu kümmern, setzte er seinen vorher eingeschlagenen Weg fort.

Der Häuptling zügelte indessen vor dem Zelt des Alkalden unter der sich kaum in der matten Brise regenden amerikanischen Flagge sein Pferd, sprang zur Erde, warf den Zügel einem der ebenfalls rasch heruntergleitenden Jungen zu und rief den Mädchen ein paar Worte zu. Diese nickten langsam mit dem Kopf und setzten dann ihren Weg, aber nun zu Fuß, fort, bis sie die Stadt hinter sich und eine kleine Anhöhe zwischen noch einzeln zerstreuten Zelten erreicht hatten. Dort hielten sie, die weiteren Befehle ihres Herrn zu erwarten.

»Buenas dias!«, grüßte indessen der junge Häuptling, der ohne Weiteres die Leinwand zurückgeworfen hatte, die den Eingang verhing, während er zu dem Alkalden eintrat.

Dieser lag gerade in einer etwas verlängerten Siesta auf seinem Bett in der Ecke des Zeltes ausgestreckt und fuhr überrascht von seinem Lager auf. Als er aber den Häuptling erkannte, blieb er auf dem Rand seines Lagers sitzen, streckte sich ein wenig und erwiderte dann freundlich nickend: »Buenas dias, Kesos!« Damit hatte er aber auch so ziemlich seinen ganzen Vorrat an spanischen Wörtern erschöpft, und setzte dann, ohne viele Umstände, auf Englisch hinzu: »Was willst du?«

»Mit dir sprechen, Richter«, erwiderte da der Indianer in ziemlich gebrochenem, wenn auch verständlichem Englisch. »Doch nicht in deiner Sprache, die mir schwer und ängstlich auf der Zunge liegt. Schicke nach deinem Dolmetscher, denn ich habe dir viel zu sagen.«

»Hm«, brummte der sogenannte »Alkalde«, ein kleiner, ziemlich fatter Amerikaner, der von seinen Landsleuten, Gott weiß, aus welchem Grund, »Major« genannt wurde. »Viel zu sagen? Wäre mir gerade nicht lieb, denn ich habe mehr zu tun, als deine indianischen Scherereien anzuhören. Was hast du wieder?«

»Wo ist Sheriff?«, fragte der junge Häuptling indessen, ohne die Frage zu beantworten.

»Wo ist Sheriff?«, wiederholte aber der Alkalde ärgerlich. »Ja, wo ist Sheriff - was geht mich Sheriff an. Sheriff wird schlafen oder Gold waschen oder spazieren gehen, oder sonst tun, was ihm gerade gefällt. Habe ich mich um den Sheriff zu kümmern oder er sich um mich?«

»Hol ihn«, sagte lakonisch der Indianer.

»Hol ihn?«, rief aber, erstaunt über solche Keckheit, der Friedensrichter. »Das ist nicht übel: Hol ihn! Als ob ich sein Stiefelputzer wäre. Hol ihn selber, wenn du was von ihm willst. Ich brauche ihn nicht.«

»Gut!« sagte Kesos, drehte sich ohne Weiteres, wo er stand, herum und verließ ohne Gruß das Zelt, den Sheriff, den er kannte, selber aufzusuchen.

Major Ryoth blieb in einer höchst unbehaglichen Stimmung zurück, denn wenn er irgendetwas auf der Welt hasste, so waren es Geschäfte, mit denen ihn sein Sheriff schon überdies genug plagte. Außerdem kannte er den Einfluss, den der indianische Oberhäuptling auf die verschiedenen Stämme ausübte, und wusste, dass irgendetwas Außergewöhnliches vorgefallen sein musste, sonst hätte er keinen Dolmetscher verlangt, seine Verhandlung zu führen. Und war von den Indianern je Gold für ihre Klagen zu bekommen, nicht eines Bits wert. Ja, wenn es einer seiner

Landsleute oder gar ein Fremder gewesen wäre, der den Schutz der amerikanischen Gesetze verlangt hätte, so konnte er seine zwei bis drei Unzen, ja noch mehr fordern, und tunkte keine Feder ein, bis er das Gold nicht sicher in seinem Verwahrsam hatte. Aber mit den Indianern war das eine andere, höchst unerquickliche und unergiebigige Sache, die selten oder nie etwas eintrug. Und doch musste sie erledigt werden, wenn er nicht fürchten sollte, von dem Alkaliden des Distrikt Court darüber zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Von den Bewohnern des Städtchens hatten sich indessen auch einige aus ihren Zelten eingefunden, den seltenen Besuch anzustauen. Der Häuptling war nämlich überall als ein weit über seine Verhältnisse gebildet, ja eigentlich schon halb zivilisierter Indianer bekannt, während alle die benachbarten Stämme mit wahrhaft abgöttischer Verehrung zu ihm aufschauten und seine Befehle ohne Widerrede erfüllten. So zog er, während er eigentlich bei den Calaveres sein Hauptquartier hatte, von Stamm zu Stamm, ihre Streitigkeiten zu schlichten, ihre Beschwerden anzuhören - und leider gab es deren gerade in dieser Zeit genug.

Waren die Bleichgesichter nicht wie ein seine Dämme brechender Strom plötzlich von allen Seiten in ihr Land gefallen, nach dem gelben Metall gierig zu suchen? Hatten sie nicht ihre Eichenhaine gefällt, ihre Fischereien zerstört, ihr Wild getötet oder vertrieben, und waren sie selber nicht aus ihren Jagdrevieren wie die Tiere des Waldes verjagt worden? Wo sie dabei mit ihnen zusammentrafen, erlaubten sich diese weißen Eindringlinge Übergriffe in ihre Rechte, und die geringste Vergeltung, die sie verübten, zog die Rache von Tausenden über diese sonst so harmlosen

Söhne der Wildnis herauf. Und weiter und weiter wurden sie zurückgedrängt, höher und höher hinauf, nicht allein in den tiefen Schnee der Gebirge, sondern auch in die Reviere ihnen feindlicher Stämme. Und immer noch steckten die Bleichgesichter ihren Verfolgungen keine Grenzen, immer noch mehr Land beanspruchten sie als ihr Recht und Eigentum - wie sollte das enden? Wo sollte endlich die Grenze zwischen dem weißen und roten Mann gezogen werden?

Die Mehrzahl der Indianer kannte allerdings nicht die Tragweite dieses, wie sie glaubten, vorübergehenden Überfalles. Sie wussten, die Weißen waren herübergekommen, um nach dem gelben Metall zu suchen, und dachten, sie würden wieder gehen, wenn sie alles ausgegraben hätten. Kesos sah weiter. Er war schon selber in San Francisco gewesen, hatte die Schiffe gesehen, die dort mit Häusern und Werkzeugen einliefen, und erkannte bald zu seinem Schrecken, dass dieser Einbruch der verhassten Fremden mehr als ein vorübergehender Besuch sei. Überall umzäunten sie schon große Stücke Land und ackerten es um. Auf den Missionen hatte er gelernt, was das bedeute: Saat hatten sie dort in die Erde getan, von der sie in späterer Zeit ernten wollten, und die Häuser, die sie schon anfangen zu bauen, sahen dem Wilden nicht so aus, als ob sie nur für den milden Winter einer einzigen Jahreszeit errichtet wären. Als die Missionare herüberkamen und ihre Missionsgebäude aufgestellt hatten, gedachten sie nicht, das Land wieder zu verlassen, sondern nur immer mehr und mehr Boden zu gewinnen. Die jetzigen Ankömmlinge würden es nicht anders machen.

Er hatte auch die furchtbare Zahl der Fremden gesehen. Er kannte die Gewalt ihrer Feuerwaffen und wusste, wel-

ches Übergewicht ihnen diese über seine armen nackten, nur mit schwachen Bogen und Pfeilen bewehrten Landsleute geben musste. Er fühlte das Verzweifelte ihres Kampfes, ihres Widerstandes gegen diesen Koloss, und sein Herz blutete. Aber er war auch entschlossen, ihnen Schritt für Schritt streitig zu machen. Er war entschlossen, sich nicht einschüchtern zu lassen. Nur die eine Hoffnung blieb ihm noch dabei, dass die Weißen untereinander nicht einig schienen.

Er hatte genug von fremden Sprachen und seinem häufigen Verkehr mit den katholischen Missionaren gelernt, einen Unterschied zwischen Americanos, Mexikanern und Franzosen zu machen, und es kannte ihm dabei nicht entgehen, dass die in Masse einströmenden Abkömmlinge der spanischen Rasse eher mit den Franzosen und anderen Fremden zusammenhielten, den Amerikanern aber bitter feind waren. Hatten ihnen diese ja doch auch den ihnen sonst gehörenden Küstenstrich mit der Gewalt der Waffen beraubt. Nur also mit der Hilfe der einen durfte er hoffen, die anderen zu besiegen.

Armer Indianer, du hattest deine Hoffnung auf einen schwachen und morschen Anker, auf eine feige, entnervte Nation gestützt und kanntest die allmächtige Gewalt des Goldes nicht. Und was half es dir, wenn selbst die Mexikaner sich ermannen und den übermütigen Amerikanern die Spitze geboten hätten -etwas, wozu sie nicht einmal den Mut und die Kraft besaßen, als es galt, ihren eigenen Herd gegen den einbrechenden Feind zu verteidigen.

Jene Berge, in denen deine Heimat lag, bargen Gold, und wer auch immer Sieger geblieben wäre, für dich und die deinen waren und blieben sie auf ewige Zeiten verloren.

Aber Kesos, selbst in so jugendlichem Alter zu dem höchsten Rang emporgehoben, den ein Kind seines Stammes bekleiden konnte, sah die Zukunft noch nicht so schwarz und düster vor sich liegen. Er wollte nicht glauben, was ihn selbst manchmal in trüben Stunden wie eine Ahnung künftigen Leids beschlich, und die Hoffnung, dies Kind des Himmels, uns armen Sterblichen zum Trost, zur letzten Stütze gegeben, hielt ihn aufrecht.

Solange der Mensch noch hofft, lebt er auch - nehmt ihm die letzte Hoffnung, und er wird, er muss zum Selbstmörder werden.

Die Hände in den Taschen schlenderte indessen einige der Yankee-»Storekeepers« oder Händler die Straße hinab und dorthin zu, wo die beiden wilden Mädchen mit den Pferden hielten. Von der Sprache der Indianer hatten sie auch bis jetzt, dank ihrer Auffassungsgabe, so viel gelernt, dass »Walle Walle« (Freund - Freund) den Gruß der Eingeborenen bedeute. Dieses Walle Walle blieb in ihren Händen freilich nur wenig mehr als der abgebrochene Henkel irgendeines Geschirrs, denn mit ihm war auch jede zu beginnende Konversation schon wieder abgeschnitten. Nichtsdestoweniger und sich ihres Wertes als Weiße, ja als Amerikaner und Herren des Landes bewusst, gingen die langen ungeschlachten Burschen ziemlich zuversichtlich auf die beiden Schönen zu, brachten ihren Gruß an und blieben dann, vollkommen festgefahren, vor ihnen stehen.

Die beiden Mädchen hatten sie schon von Weitem kommen sehen und beobachtet, ohne ihre Stellung dort auch nur im Geringsten zu verändern. Sie waren abgestiegen und standen, während die beiden Indianerknaben die fünf Pferde hielten, dicht nebeneinander auf einer kleinen

schwellenden Anhöhe, von der sie das ganze Zeltstädtchen bis zu seinen entferntesten Grenzen übersehen konnten.

Es war derselbe Hügel, auf dem die Deutschen ihr Zelt errichtet hatten.

»Walle Walle!«, sagten die Yankees und sahen freundlich lächelnd die beiden Mädchen an.

Walle Walle!«, erwiderten diese, aber nur mit dem Mund, denn beider Blicke schweiften an den Fremden hin, der Stelle zu, wo der Häuptling gerade wieder aus dem Zelt des Alkalden trat, den Sheriff aufzusuchen und zu diesem zu rufen.

»Hm, verdammt nette Mädchen«, meinte einer der Amerikaner zum anderen. »Besonders die Rote und die braune Haut steht ihnen gar nicht so übel. Was der Lump von einem Indianer für einen guten Geschmack hat!«

»Und gleich zwei«, sagte der andere.

Die Mädchen wechselten, ohne einander dabei anzusehen, ein paar flüchtige Worte miteinander, und um die Lippen der Größeren von ihnen, die im roten Kleid, spielte ein leichtes spöttisches Lächeln.

»Wenn man nur ihr verwünschtes Kauderwelsch verstehen könnte«, sagte der Erste wieder. »Die Worte klingen aber alle, als ob sie kurz abgehackt und in einem eisernen Mörser gestoßen wären. Ich glaube, ich könnte nicht lernen, und wenn ich zehn Jahre in Kalifornien wäre.«

»Walle Walle!«, versuchte der Zweite das Gespräch noch einmal anzuknüpfen, und wieder verzog das vorige Lächeln die etwas aufgeworfenen Lippen der Schönen, aber keine von ihnen erwiderte den erneuten Gruß. Sie hatten der Höflichkeit Genüge geleistet, und wollten mit den Fremden weiter nichts zu tun haben.



»Oh, zum Henker, vielleicht verstehen sie Amerikanisch«, rief da der Erste wieder. »Deutlicher klingt es doch auf jeden Fall, und ich sollte denken, man müsste es den Worten gleich anhören, was sie meinten.

Na, Mädels, wie geht's? Immer munter? Hübschen Spazierritt gemacht, he?« Dabei streckte er die Hand aus, dem Mädchen in dem roten Kleid unter das Kinn zu greifen - aber es blieb bei dem Versuch.

Ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen, stieß die Indianerin den langsam ausgestreckten Arm mit ihrer rasch emporgehobenen Hand beiseite, und die Züge des wirklich schönen Gesichts drückten dabei mehr Verachtung und Ekel als bloßen Unwillen aus.

»Nu, nu!«, sagte der Yankee etwas bestürzt und wie beschwichtigend, »ich beiße nicht etwa.« Er wandte sich damit halb zu der Gelben hin, als ob er dort den hier verunglückten Versuch erneuern wollte. Der Blick aber, der ihn hier traf, mochte ihn nicht besonders ermutigen. Die Hand wieder in die Tasche zurückschiebend, wobei er sich auf dem Absatz herumdrehte, sagte er zu seinem Gefährten: »Komm Bill, hol der Teufel die verwünschten Dirnen. Sie sind gerade wie die wilden Katzen und so beißend wie roter Pfeffer. Gegen unsere grünen Bergmädchen können sie doch nicht ankommen.« Damit schlenderte er langsam wieder, von dem anderen gefolgt, in die Stadt zurück.

Herr Hufner hatte vom Zelt aus, in dem er als Posten zurückgelassen worden war, das rege Leben in dem vor ihm liegenden Städtchen nicht unbeachtet gelassen. Ebenso wenig konnten ihm die Indianerinnen entgehen, die hier, fast dicht vor feiner Behausung, jemanden zu erwarten schienen. Einesteils wurde ihm nun die Zeit schon entsetzlich

lang, und dann auch wieder hielt er es für nicht mehr als passend, den braunen Damen wenigstens einen guten Tag zu bieten. Als die Amerikaner fort waren, kam er langsam aus seinem Zelt heraus, ging aber aus angeborener Schüchternheit nicht gerade auf die Mädchen zu, sondern tat, als ob er an ihnen vorüber wollte. Sie konnten ja doch nicht wissen, dass er von seinem Zelt gar nicht fortdurfte. Erst als er dicht vor ihnen war, zog er höflich den Hut herunter und sagte auf Englisch, denn den indianischen Gruß kannte er noch gar nicht: »Good evening, Ladies.«

Die beiden Mädchen hatten einen flüchtigen Blick auf ihn geworfen und betrachteten ihn dabei mit nicht günstigeren Augen, als die eben abgewiesenen zudringlichen Amerikaner. Bei dem ihnen wahrscheinlich sonderbaren Gruß erhellte aber ein leichtes Lächeln ihre Züge, und sie drehten einander den Kopf zu, öffneten jedoch die Lippen nicht, und wandten sich im nächsten Moment wieder ruhig ab. *Hm*, dachte Herr Hufner, *sie haben dich nicht verstanden*. Er wurde dabei bis hinter die Ohren rot. Eine weitere Annäherung wagte er aber nicht, nahm jedoch sein Taschentuch heraus und wischte sich die Stirn ab, als ob er nur zu dem Zweck den Hut gezogen habe, setzte ihn wieder auf und ging in einem weiten Bogen zu seinem Zelt zurück, in dem er gleich darauf verschwand.

Unten vor dem Zelt des Alkalden versammelte sich indes eine größere Anzahl besonders von Amerikanern. Der Sheriff, von Kesos herbeigerufen, hatte einigen mitgeteilt, dass ihnen der junge Häuptling etwas anzuzeigen habe. Manche der Händler traten näher, das mit anzuhören, während auch schon hier und da Goldwäscher aus der Flat oder Nachbarschaft zurückkehrten und jetzt sehen wollten, was

da vorgehe. Ein Dolmetscher war ebenfalls bald gefunden, und zwar in der Person eines Deutschen, der lange in Chile gelebt hatte, und das Spanische fertig, wie fast ebenso gut das Englische sprach. Dieser kannte außerdem den jungen Häuptling.

Kesos, als er ihn kaum erblickte, bot ihm freundlich die Hand, schüttelte sie derb, und sagte: »Das ist gut, dass ich dich finde, *compañero*. Komm mit hinein, du sollst mir Recht bei den Amerikanern verschaffen.«

»Hast du Gold?«, fragte der Deutsche lächelnd.

»Gold?«, rief der junge Häuptling entrüstet. »Brauche ich Gold, wenn ich Gerechtigkeit verlange? Nimmt Kesos Gold von denen, denen er sie gibt?«

Der Deutsche zuckte mit den Achseln und schob die Spitzen seiner beiden Hände in den Gürtel. »Der alte Major da drinnen«, sagte er dabei, »will aber gewöhnlich erst den blanken Stoff sehen, ehe er den Mund auftut, und nachher möchte man ihn lieber gleich noch einmal bezahlen, dass er nur wieder ruhig wäre.«

»Aber der Sheriff ...«

»Ist ein Ehrenmann, das muss man ihm lassen«, sagte der Dolmetscher. »Vor dem fürchtet sich auch unser Alter da drinnen, und wenn der ihm nicht manchmal den Daumen aufs Auge hielte, wäre der Teufel gar los. Na, komm nur, wir wollen einmal sehen, was zu machen ist. Hat unser tätiger Alcalde heute Nachmittag ordentlich ausgeschlafen, so ist er auch vielleicht guter Laune und tut einmal ein Übriges.«

Der Sheriff, ein Amerikaner natürlich, und zugleich der Metzger oder Fleischer des Ortes, Hale mit Namen, war indessen in das Zelt des Alkalden getreten, fand hier aber un-

seren Major in keineswegs so guter Laune, wie der Deutsche vermutet hatte.

»Da ist das landstreicherische Rotfell wieder, und so geschäftig wie eine Biene«, rief er dem Sheriff entgegen. »Wahrscheinlich wieder mit einer Klage gegen einen Weißen, als ob sich die Lumpen überhaupt zu beklagen hätten. Gottes Erbarmen ist es allein, dass wir sie noch am Leben lassen, die roten diebischen Schufte, die eines Menschen Maultier nicht sehen können, ohne es zu stehlen.«

»Bah«, sagte der Sheriff verächtlich, »so viel Gewalt haben wir auch noch, dass wir das übermütige Gesindel im Zaum halten können. Hören müsst Ihr aber den Burschen jedenfalls. Wer weiß denn, was er hat, und was vorgefallen ist.«

»Meinetwegen«, brummte der Richter verdrießlich. »Anhören kann man es, aber einlassen werde ich mich weiter nicht mit dem braunen Lump. Er ist so mit allem unzufrieden und hetzt sein Gesindel mit jedem Tag mehr gegen uns auf. Wie lange wird es dauern, dass uns die Kerle sogar hier in die Zelte fallen und zu plündern anfangen. Unverschämt sind sie jedenfalls genug dazu. Ruft ihn herein - aber da ist er schon von selber. Derlei Volk lässt sich nicht lange nötigen.«

Noch während der Richter sprach, betrat der junge Häuptling, von dem Deutschen gefolgt, das Zelt, und ihm nach folgten ziemlich ungeniert vielleicht sechs oder acht der Nachbarn, die wissen wollten, um was es sich hier handele.

Der Richter nahm dabei verdrießlich an seinem Tisch Platz. Der Sheriff stellte sich neben ihn. Der Dolmetscher wurde, wie es üblich ist, vereidigt.

Der Major rief dann: »Na so fangt an, in des Bösen Namen. Was ist wieder vorgefallen und wo brennt es? Wieder einmal eine Dummheit wahrscheinlich, die einer den euch gemacht hat, und die jetzt ein Weißer ausbaden soll. Was habt Ihr überhaupt hier in der Nachbarschaft zu tun? Macht, dass ihr weiter hinauf in die Berge kommt. Dort stört euch niemand. Dort kommt auch keiner von uns hin, und Wild ist da ebenfalls genug. Hier seid Ihr überall doch nur im Wege.«

Der Indianer hatte die englische Anrede jedenfalls verstanden, denn sein Auge blitzte. Als Fischer, der Dolmetscher, sie ihm lachend übersetzen wollte, winkte er ihm mit der Hand zu schweigen.

»Ich könnte dir darauf antworten, Richter«, sagte er dabei in seinem gebrochenen Englisch, »aber wenn du noch Scham in deinem Herzen hättest, würdest du mich, den Häuptling der eigentlichen Herren dieses Landes, nicht fragen, was wir hier zu tun haben. Wer hat Euch gerufen? Aber genug«, setzte er, die Hand wie zur Abwehr vorstreckend, hinzu, als der Richter einen ganz roten Kopf bekam und darauf erwidern wollte. »Nicht darüber zu sprechen bin ich hierher gekommen. So höre denn, was ich dir zu sagen habe.«

»Hol's der Teufel, Sheriff«, rief aber der Major, »wenn mir der Kerl noch einmal solche Sachen ins Gesicht sagt, lass ich ihn aus der Court werfen.«

Der Sheriff schüttelte, statt aller Antwort, nur ungeduldig mit dem Kopf und nickte dann dem Häuptling zu, einen Anfang zu machen.

»Gestern«, begann jetzt dieser, aber in der ihm vollkommen geläufigen spanischen Sprache, um sich deutlicher

und verständlicher ausdrücken zu können, »gestern Abend ist ein Weißer in unser Lager gekommen, während die jungen Leute auf der Jagd waren, und hat, gegen die Weisung eines alten Mannes, der ihn von dort fortschickte, wo er nicht bleiben durfte, die Frauen im Lager geärgert und beleidigt. Sogar an meine Hütte wagte er sich, deren innerer Raum geheiligt ist, überfiel meine Frauen, und musste von ihnen mit Gewalt vertrieben werden.«

»Was sagte er?«, fragte der Richter, der anfang, neugierig zu werden.

Wie ihm aber Fischer die Worte übersetzte, schüttelte er ärgerlich mit dem Kopf und rief: »Unsinn! Das fehlte auch noch, dass wir uns mit solchen Lappalien befassen sollten. Was geht das mich an? Ich soll jetzt wohl auch noch gar die indianischen Weiber hüten?«

»Halt!«, rief aber der Häuptling, stolz die Hand gegen ihn ausstreckend. »Die hüten sich selber, und sind wir in der Nähe, so tun es unsere Arme. Leider«, setzte er dann wieder in spanischer Sprache hinzu, »kam ich zu spät zurück. Der weiße Bube aber, als er sah, dass die Frauen ihn mit Verachtung zurückwiesen, schlug einen alten Mann, der zu ihrem Schutze hinzusprang, zu Boden, verwundete einen anderen mit seinem Messer und floh erst, als er fürchten musste, dass der gellende Schrei der Frauen einen der jungen Leute herbeirufen würde. Sein Pferd hatte er angebunden in der Nähe stehen, und ein ihm nachgeschossener Pfeil erreichte ihn nicht mehr.«

»So?«, sagte der Richter, als ihm die Anklage übersetzt war, »das ist nicht übel. Ihr schießt mit Pfeilen nach einem Weißen und verlangt dann am Ende gar auch noch, dass wir ihn dafür bestrafen sollen?«

»Lieber Freund«, nahm hier der Sheriff das Wort, ohne sich weiter viel an seinen Vorgesetzten zu kehren, »das ist alles recht schön und gut. Ich denke mir auch, Ihr habt ein Recht, die zu vertreiben, die euch überfallen wollen.«

»Aber nicht mit Pfeilen nach ihnen zu schießen«, unterbrach ihn heftig der Major.

»Und warum nicht?«, sagte der Sheriff ruhig, »wenn der Bursche sein Messer gezogen und einen der Leute verwundet hat, so muss er sich auch darauf gefasst halten, eine andere Waffe gegen sich gekehrt zu sehen, und weiter keine Wehr als ihre schwachen Bogen und Pfeile führen diese Stämme. Das aber ganz beiseite. Wisst Ihr den Namen des Schuldigen?«

»Was geht uns der Name an?«, unterbrach ihn aufs Neue der Richter, der sich jetzt über den Sheriff ärgerte. »Ich will seinen Namen gar nicht wissen, denn hat er Narrensposen gemacht - Holzkopf überhaupt, sich mit den Braunfellen einzulassen - so haben die dafür auf ihn geschossen, und die Sache ist abgemacht.«

»Die Sache ist nicht abgemacht!«, rief aber, sich trotzig emporrichtend, der Wilde. »Er hat das Blut eines von unserem Stamm vergossen, das Blut eines Greises, der jetzt an schwerer Wunde daniederliegt, und ich bin zu dir, dem Alkalden dieses Reviers, gekommen, die Bestrafung des Weißen zu verlangen - ebenso wie du sicher bist, dass die von meinen Leuten bestraft werden, die sich gegen einen der Fremden vergangen haben.«

»So?«, rief der Richter mit einem boshafte[n] Blick auf den Wilden, »hast du auch etwa die spitzbübischen Kanailen bestraft, die mir vor vierzehn Tagen mein Maultier gestohlen haben, he? Habe ich mein Tier selbst etwa wiederbe-

kommen?«

»Es ist von keinem meiner Leute gestohlen worden«, sagte der Indianer ruhig. »Wer weiß, wohin es gelaufen ist oder wer von deinen eigenen Freunden es mitgenommen hat. Ich bin nicht da, dir deine Maultiere zu hüten.«

»Und ich nicht dir deine Frauen«, rief der Major ärgerlich, und doch dabei ordentlich froh, eine Art Grund für seinen Zorn zu haben.

Der Sheriff übrigens schien nicht gesonnen, die Sache so oberflächlich abgemacht zu sehen, denn wenn er sich auch wohl denken konnte, dass vonseiten des Majors schwerlich ein Gerichtsverfahren gegen einen Weißen eingeleitet würde, der noch dazu nur Indianer als Zeugen gegen sich hatte, wollte er doch für seine Person mehr von der Sache wissen.

»Aber Ihr seid selber gar nicht dabei gewesen, als der Weiße in euer Lager brach«, redete er jetzt den jungen Häuptling wieder an. »Ihr wisst nicht einmal, ob es ein Amerikaner, Franzose oder Mexikaner oder Deutscher gewesen ist, und was nützt Euch da eine Klage?«

»Es war ein Amerikaner«, sagte der Wilde bestimmt.

»Ein Amerikaner?«, brummte der Sheriff noch immer ungläubig.

»Wir kennen euch Amerikaner vor allen anderen heraus«, rief da Kesos finster. »Auch sprach er Englisch und war ein langer hagerer Mann. Das Gesicht eingefallen, die Augen klein und grau, den Rock trug er fest zugeknöpft bis unter den Hals, und eine blaue Serape, aber anders gemacht, als sie die Mexikaner und Kalifornier gewöhnlich haben.«

»Und wohin ist er geflüchtet?«

»Hier in diesen Ort - bis hierher, bis in den glatt getrete-



nen Pfad eurer Straße bin ich seinen Spuren Schritt für Schritt gefolgt. Sein Pferd, ein starkes schweres Tier, hat aus dem Hufeisen des linken Hinterbeines zwei Nägel verloren und scheint das Bein auch, vermutlich des lockeren Eisens wegen, zu schonen.«

»Das geht uns alles nichts an«, rief da der Richter ärgerlich dazwischen, »der Mann hat kein Verbrechen begangen, und da ...«

»Allerdings, Major«, sagte aber der Sheriff ernst - »wenn er in die Zelte der Eingeborenen brach, und die Frauen überfiel, einen Mann sogar mit seinem Messer verwundete, so ist das allerdings ein Verbrechen, und Ihr als Friedensrichter seid wenigstens verbunden, auf solche Klage hin eine Jury zusammenzurufen.«

»Ich will verdammt sein, wenn ich es tue«, sagte der Richter.

»Dann kann der Indianer an die County Court gehen, und Ihr werdet gezwungen, ihn wenigstens anzuhören.«

»Aber zum Teufel auch«, rief da der Richter, solcher Art in die Enge getrieben, »so soll er nur den Burschen schaffen, der den Alten verwundet hat, dass man auch einmal hört, was der dagegen zu sagen weiß. Wenn diese Rothäute einem Weißen mit ihren verwünschten Glasspitzen an den Pfeilen zu Leibe rücken, soll er sich auch wohl noch nicht einmal mit seinem Messer verteidigen dürfen?«

»Ja, Sheriff, da hat der Major recht«, riefen jetzt auch ein paar der hereingeschlenderten Händler. »Den Friedensrichter oder Sheriff wollte ich sehen, der mir verwehren könnte, mich meiner eigenen Haut zu wehren, wenn ich angegriffen werde.«

»Bah, schwatzt nicht solchen Unsinn«, rief Hale ärgerlich.

»Niemand spricht davon. So viel aber ist sicher, wenn uns Kesos, der sich stets als ein ordentlicher und rechtlicher Indianer betragen hat, die Person zeigen und angeben kann, die den Frieden seines Lagers gebrochen hat, so haben wir allerdings Gesetze, die ihm darin sein Recht verschaffen. Das Blut eines der Eingeborenen darf nicht ohne wichtigen Grund vergossen werden.«

»Ordentlicher und rechtlicher Indianer - ja«, brummte da einer der Händler. »Anstatt seine Indianer zum Arbeiten anzuhalten, dass sie sich ihr Brot auf nützliche Weise verdienen, und nicht hier bettelnd und vagabundierend herumlaufen, jagt er sie fort davon und schickt sie wieder in die Berge, wie er es noch vor kaum einer halben Stunde mir selber gemacht hat. Einer der Rothäute, den ich in den Wald geschickt hatte, Holz für mich zu holen, kam mit einer Ladung zurück, und musste sie mitten auf der Straße abwerfen, als er dem Mosje da begegnete.«

»Allerdings!«, rief der Häuptling trotzig, und in seinem gebrochenen Englisch direkt auf den Vorwurf antwortend. »Aber weshalb? Weil ihr ihnen anstatt Gold oder Brot das giftige Feuerwasser in die Adern gießt. Eure Gesetze verbieten euch, einem Indianer Branntwein zu geben, und stellen harte Strafen darauf, aber haltet ihr die Gesetze? Fürchtet ihr je, für die Übertretung derselben bestraft zu werden? Nein, wahrlich nicht. Fragt da Euren Alkalden, ob er das Zeugnis eines Indianers, und wäre ich es selber, annehmen würde. Und von euch Bleichgesichtern verrät keiner den anderen. Habt ihr doch alle euren Nutzen dabei.«

»Der Kerl hat ein wahres Schandmaul«, sagte der Major. »werft ihn hinaus, Sheriff, wir sind fertig mit ihm und wollen sein Raisonieren hier nicht mehr länger mit anhören.«

Der Sheriff antwortete nicht auf den Befehl, sondern zündete sich langsam eine Zigarre mit dem auf dem Tisch stehenden Feuerzeug an, als plötzlich draußen ein wilder jubelnder Schrei gehört wurde.

»Hallo, was ist das?«, sagte der Richter erstaunt.

»Das kann ich euch sagen«, rief Kesos, mit leuchtendem Blick dem Eingang des Zelttes zuspringend. »Melangaju hat den Weißen, der uns überfallen hat, unter den euren entdeckt. Den Namen mögt Ihr ihm jetzt selber geben.« Mit diesen Worten riss er die Zeltleinwand beiseite und sprang hinaus ins Freie.

»Der Kerl hat den Teufel im Leib«, sagte der Major, ohne sich jedoch von der Stelle zu rühren, während der Sheriff dagegen mit den übrigen rasch dem Indianer folgte.

Draußen auf dem Hügel hatten indessen die beiden jungen Mädchen regungslos neben den Pferden ihren Platz behauptet, nur mit den Blicken die verschiedenen Gestalten der Fremden scharf fixierend, die in ihren Bereich kamen. Die beiden Indianerjungen plauderten dabei zusammen und zeigten sich hier und da eine, für sie mehr oder weniger auffallende Persönlichkeit, über die sie dann lachten. Kam der aber, über den sie noch eben ihren Spaß gehabt hatten, in ihre Nähe oder gar an ihnen vorbei, so waren sie beide plötzlich ganz still und ernst, und schauten schweigend vor sich nieder, bis er vorüber war. Dann ließen sie ihrer tollen Laune wieder freien Lauf.

Das verhinderte sie jedoch nicht, mit ihren Adleraugen scharf umherzuspähen. Nichts entging ihnen, das sich in ihrem Gesichtskreis bewegte. Besonders scharf beobachteten sie die aus der Flat heimkehrenden Arbeiter, bis ein einzelner, unten auf der Straße vorübergehender Mann ihre

Aufmerksamkeit vorzüglich weckte. Sein Gesicht konnten sie freilich nicht erkennen, denn er hielt es von ihnen abgewandt. Nach ein paar rasch miteinander geflüsterten Worten nahm aber der eine von ihnen die Zügel sämtlicher Tiere in die Hand, während der andere wie eine Schlange den Hügel hinunterglitt und dem Fremden folgte. Doch noch ehe er ihn überholte, hatte er sich schon Gewissheit verschafft. Der lange Bursche nämlich hörte die leichten Schritte dicht hinter sich und drehte danach oder vielleicht auch nur zufällig den Kopf. Kaum aber hatte die junge Rothaut nur einen flüchtigen Blick auf sein Gesicht geworfen, als er, wie von einem Schläge getroffen, in die Knie knickte.

Der Lange zog die Brauen finster zusammen und verfolgte, ohne weiter auf den Burschen zu achten, seinen Weg. Des Knaben ausgestreckter Arm deutete aber hinter ihm her. Wunderbar war die Wirkung, die dieses Zeichen auf die, oben am Hügel haltenden Mädchen ausübte.

Melangaju, »die Wespe«, wie sie der junge Häuptling genannt hatte, zuckte empor. Ihr langes rotes Kleid zusammenraffend, war sie mit einem Sprung bei ihrem Pferd. Kaum hatte der kleine Bursche Zeit, den Zügel loszulassen, so riss sie denselben schon über den Nacken des Tieres, griff ihm mit der linken Hand in die zottige Mähne, schwang sich auf seinen Rücken und flog im nächsten Augenblick schon in toller Hast den Hügel abwärts.

Kaum zwei Minuten später hatte sie den breiten Weg, wo ihr die Weißen kaum rasch genug lachend und fluchend Raum geben konnten, mit den nächsten Sprüngen auch schon den Fremden erreicht, den sie nicht für einen Moment aus den Augen verloren hatte.

Dieser drehte sich, als er die den harten Boden schlag-

den Hufe so dicht hinter sich hörte, rasch danach um, um aus dem Weg zu springen. In dem Augenblick hatte Melan-gaju aber auch schon ihr Pony herumgeworfen. Ihm die Hacken in die Flanken pressend, hob sie es zum Sprung, flog über den Weg hinüber, dicht vor den darüber doch Erschreckten, und stieß dabei jenen triumphierenden Schrei aus, der, wie sie recht gut wusste, den Häuptling in wenigen Sekunden an ihre Seite bringen würde.

»Hast du ihn, Mädchen?«, rief dieser ihr auch schon von Weitem zu, wie er nur, aus dem Zelte springend, die Szene überschaute.

»Das ist er!«, jauchzte aber das Mädchen dem Indianer entgegen. »Sieh nur, wie bleich er geworden ist. Das sind die Zeichen meiner Nägel, die ich ihm in Stirn und Wange gegraben habe.«

»So nahe ist er dir gewesen?«, zischte der Indianer zwischen den Zähnen durch, während er einen Blick tödlichen Hasses auf den Amerikaner warf. »Seht da, Sheriff«, wandte er sich sodann an diesen, der sich dicht an seiner Seite gehalten hatte. »Ist das einer Eurer Landsleute oder nicht? Ich dünkte, sein Vaterland stände ihm deutlich genug auf der Stirn geschrieben.«

»Wäre eine verdammt schlechte Empfehlung für das Vaterland«, brummte der Sheriff leise in den Bart. Es blieb ihm übrigens keine Zeit zu langen Verachtungen, denn der so Gestellte hatte sich von seiner ersten Überraschung erholt und rief jetzt ziemlich barsch, was das zu bedeuten habe. Zugleich zog er einen Revolver aus der Tasche und sah sowohl den Sheriff als auch den Indianer trotzig an.

Der Sheriff war übrigens nicht der Mann, sich von einer gezogenen Waffe einschüchtern zu lassen. Im Gegenteil

stimmte das noch eher seine Meinung zugunsten des Indianers, dessen gerechte Klage er wenigstens keinen Augenblick bezweifelte.

»Bitte, steckt Eure Pistole wieder ein«, sagte er deshalb ruhig. »Ihr habt keinen Anfall zu befürchten, denn ich bin der Sheriff dieses Townships.«

»Und was habe ich mit dem Sheriff zu tun?«, sagte der Lange, indem er jedoch der Aufforderung Folge leistete und den Revolver in eine außen angebrachte Seitentasche seines Rockes zurückschob.

»Das werdet Ihr gleich hören. Wie ist Euer Name?«

»Smith.«

»Sehr wohl, Mr. Smith. Haltet Ihr Euch hier im Paradise auf?«

»Wie Ihr seht, ja.«

»Wo schlaft Ihr?«

»In Dolkins Zelt.«

»Gut. Der Indianer hier hat eine Klage gegen Euch eingebracht, in sein Lager eingefallen zu sein und einen alten Mann seines Stammes mit dem Messer verwundet zu haben.«

»Der Bursche träumt«, sagte der Lange finster. »Seit ich in Kalifornien bin, habe ich kein Lager dieser braunen Schufte betreten.«

»Das lügst du, Weißer!«, rief ihm da trotzig der Häuptling entgegen.

Und wieder zuckte die Hand des Amerikaners nach der Waffe.

Rasch aber trat der Sheriff zwischen die beiden und sagte ernst: »Auf offener Straße kann die Sache nicht geklärt werden. Ihr werdet Euch morgen im Zelt des Major Ryoth ein-

finden.«

»Auf das Zeugnis eines Indianers?«, gab Mr. Smith höhnisch lachend von sich. »Seit wann gelten in den Vereinigten Staaten diese Gesetze?«

»Ihr werdet Euch nicht weigern, Euch einer Jury zu stellen«, sagte der Sheriff finster.

»Gewiss nicht«, konterte der Amerikaner lachend, »aber natürlich nur einer Jury von weißen Männern, falls Ihr etwa eine andere Absicht hättet.«

»Es ist gut«, erwiderte der Sheriff, ohne auf die höhnische Bemerkung weiter ein Wort zu entgegnen. »Es wird meine Sorge sein, dass Ihr morgen um die bestimmte Zeit noch hier an Ort und Stelle seid.«

»Ich werde mich Eurer edlen Gerichtsbarkeit nicht entziehen«, bemerkte Smith lachend und schritt langsam durch die schon angesammelte und ihm Raum gebende Menge die Straße hinab.

»Und lassen sie den Mörder fort?«, rief erstaunt das junge Mädchen dem Häuptling zu.

Der Indianer biss seine Zähne fest aufeinander und wandte sich, dem Hügel zuzugehen, auf dem seine Pferde standen.

»Kommt morgen zur rechten Zeit in die Stadt, Kesos«, rief der Sheriff. »Ist es irgend möglich, so bringt den Verwundeten mit.«

»Und glaubt Ihr, dass Euer Stock von Richter mich auch nur hören wird?« sagte der Indianer finster.

»Er kann es nicht gut verweigern«, erwiderte der Sheriff. »Viel Erfolg verspreche ich Euch freilich selber nicht, wenngleich Ihr jenem Buben gegenüber das Recht auf Eurer Seite habt. Hättet Ihr nur einen einzigen Weißen zu Eurem Zeu-

gen. Kommt aber nur. Mir liegt selber daran, dass einer gewissen rauflustigen, vor nichts zurückschreckenden Menschenmasse wenigstens bewiesen werde, dass das Gesetz die Indianer unter seinen Schutz stellt. Ihr habt dann weniger zu befürchten, von ihnen belästigt zu werden.«

»Ich werde kommen!«, sagte der Häuptling, ergriff den Zügel des neben ihm reitenden Mädchens und schritt langsam mit ihr den nahen Hügel zurück.

Wenige Minuten später sprengte der kleine Trupp wieder in voller Flucht, dieses Mal die Stadt selber umreitend und außen an den Zelten vorbei, den Bergen zu.

Ende des ersten Bandes